Biogr.
1035
b

Digitized by Google

Carl Ludwig Sand

dargeſtellt

durch ſeine Tagebücher

und

Briefe

von

einigen ſeiner Freunde.

„Nichts im Leben kann gehörig begriffen und richtig gewürdigt werden, wenn es nicht in ſeiner Beziehung zum Ganzen aufgefaßt wird."

von Wilhelm Stark
„Das Leben und deſſen höchſte Zwecke."

Altenburg,
Verlag von Chriſtian Hahn.
1821.

Digitized by Google

K. B. Hof- u. Staats-
Bibliothek
MÜNCHEN.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Vorerinnerung an den Leſer.

Ein Leben zu beſchreiben, das, wie das folgende, mit dem Endpunkte ſeiner Beſtrebungen nach menſchlichen Begriffen einen ſo gewaltigen Contraſt bildet, iſt eine ſchwierige und gefährliche Aufgabe. Der Leſer wird immer glauben, es ſei partheiiſch dabei verfahren worden, und der ſtrenge Kritiker, ſollte er zumal ein zünftiger Juriſt ſein, wird alsbald alles zu einer ſyſtematiſchen Anklage gegen die geſunde Vernunft desjenigen, von deſſen Leben ein Abriß gegeben werden ſoll, zu benutzen bemüht ſein, oder gar uns Vorwürfe machen, daß wir mit ihm, dem Kritiker, nicht gleich beim Beginnen unſeres Werkes überein-

ſtimmten. Uns Deutſchen fehlt es nun einmal an dem genialen Schwung, vermöge deſſen andere Völker außerordentliche Erſcheinungen in der Geſchichte ihrer Zeit großartig auffaſſen. Eine Menge Rückſichten, das kalte Geſetz und die ſteife Convenienz haben ſeit Jahrhunderten die Regungen des deutſchen Geiſtes mehr und mehr verknöchert, und eine Engherzigkeit herbeigeführt, von der uns nur unter Thränen zu helfen ſein wird.

Um nun in keiner Hinſicht uns Vorwürfe machen zu dürfen, noch machen zu laſſen, haben wir uns in folgender Lebensbeſchreibung alles Urtheils zu enthalten geſucht, am allerwenigſten aber über die bekannte That, den Mord, oder wie man es nennen will, und die Motiven dazu ein Urtheil gewagt, weil wir ja nur unſere Anſichten, nicht die des Thäters hinzuſtellen im Stande geweſen ſein würden. Damit es aber nicht wunderbar vorkommen möge, wie ein Jüngling, in welchem das Geſetz einen Mörder geſtraft hat, ſo ſanft, ſo ruhig, ſo chriſt-

lichfromm ſein konnte, heben wir folgende Umſtände hier vorläufig aus.

Wir müſſen vor allen Dingen auf den Theil unſeres Vaterlandes einen Blick werfen, wo Sand das Licht der Welt gewahrte. Wer jemals das ſtrom- und ſagenreiche Fichtelgebirg bereiſt und die Bewohner deſſelben kennen gelernt hat, wird dort Eigenthümlichkeiten angetroffen haben, welche von Alters her das Leben dieſes Volksſtammes bezeichnen. Inſonderheit tritt zugleich mit jener, den mehrſten Gebirgsbewohnern gemeinen Lebendigkeit, in Geſichtsbildung, Sprache und Sitten dieſer Menſchen eine kraftvolle Einfachheit hervor. Zu dieſem ſchlichten kräftigen Weſen geſellt ſich eine Frömmigkeit des Glaubens, welchem durch die Lebendigkeit des Gemüths und der Phantaſie ein ſehr weiter Umkreis geſtellt iſt. Das Volk im Allgemeinen iſt noch nicht jener mißverſtandenen Aufklärung hingegeben, welche leichtſinnig gegen allen Glauben eifert, ohne daß man ihm ein ſtarres Beharren in den Dogmen der Orthodoxen vorwerfen könnte. Denn es iſt bei ſeiner

chriſtlichen Frömmigkeit und bei ſeinem Glauben, welche ſich nicht nur in der Andacht im Gotteshauſe, ſondern auch thätig im Leben zeigen, biegſam, und empfänglich für die Erkenntniß des wahren Verſtändniſſes der Lehren Chriſti. Reiſende, die ſich bemühen, den Geiſt und die Stufe der Bildung der Menſchen zu erforſchen, werden die vorherrſchende Neigung der Fichtelberger, ſich über Sätze des Chriſtenthums zu unterhalten, oft genug bemerkt haben.

Dieſes Naturell ſeiner Landsleute hatte Sand in ſeiner ganzen Fülle empfangen, und wir ſehen daher dieſe Seite ſeines Gemüthes ſchon ſehr früh gebildet. Reifer, nach Wiſſenſchaft, Klarheit und Verſtändniß der Lehren Chriſti ringend, beſtimmte dieſe Ausbildung ſeines Gemüthes ſeine ſchnelleren oder langſameren Fortſchritte in der Wiſſenſchaft.

Damit in engſter Verbindung ſteht ſeine thätige, ebenfalls von Jugend auf ſorgfältig geweckte und genährte Willenskraft, welche alle Sinnlichkeit mit rieſenhafter Gewalt unterdrückte, ohne ihn kalt für das Leben zu

machen. Daß es ihm bei alledem viel Mühe gekoſtet habe, durch jene das Chriſtenthum und die darin enthaltene Moral in ſein Leben einzuführen und zu bewähren, wiſſen alle, die ihn kannten; ſie wiſſen aber auch, welche Achtung ihm dieſe hohe Sittlichkeit von ſeines Gleichen erzwang. Wir wollen aber damit weiter nichts geſagt haben, als daß Sand, ſo lange er ſich unter uns befand, d. i. bis zur Ausführung ſeines ſtillen Planes, als Muſter jeder ſchönen Tugend, ſo weit Menſchen und Jünglinge vollendet ſein können, ſich gezeigt habe. Wir berufen uns hiebei auf das Zeugniß aller ſeiner Jugendgenoſſen, noch mehr aber auf das Wort der Männer, die auf Schulen und Univerſitäten, ſo wie im Feldlager ihn beobachtet und ſämmtlich dieſes Zeugniß öffentlich abgelegt haben.

Neben dieſen beiden Eigenſchaften Sands tritt ſeine Liebe zum gemeinſamen deutſchen Vaterlande ſchon früh hervor. Auch dieſe hat ihren Grund in den Verhältniſſen des Volksſtammes dem er zugehörte, welcher mehr als viele andere deutſche Stämme von

dem Unheil zu dulden hatte, welches Napoleon über Deutſchland brachte. Das Markgrafenthum Bayreuth, zu welchem bekanntlich das Fichtelgebirg gehört, ward 1807 von Preußen, an deſſen Fürſtenhaus dieſes Land ſeit 1796 mit wahrhaft begeiſterter Liebe gehangen hatte, an Napoleon, und von dieſem, der es drei Jahre auf ſeine Rechnung hatte verwalten laſſen, 1809 an Baiern abgetreten. Natürlich galt es den Bewohnern deſſelben nicht gleich, welchen Herren ſie anerkennen mußten und es entſtand nun eine politiſche Regſamkeit, welche vielleicht durch Montgelas, obſchon in ſeinen Folgen wohlthätiges, allein in ſeinen Prinzipien gewaltſames, Regiment vermehrt wurde. Als unausbleibliche Folge dieſer Ereigniſſe erzeugte ſich ſeit jener Zeit der lebhafteſte Wunſch in dieſen Menſchen, ihre dermalige Lage verändert zu ſehen. Dieſe Veränderung glaubten ſie jetzt, da mit dem unglücklichen Ausgange des öſterreichiſchen Krieges ſchon einmal ihre Hoffnungen geſcheitert waren, einzig von einem Siege Preußens über Frankreich abhängig und ſo ging allmählig

ihr Intereſſe in das allgemeine vaterländiſche über. Ihr Blick erweiterte ſich, jemehr ihr kleineres Intereſſe vor der Noth des ganzen Vaterlandes zurücktrat, mochte jedoch nach der glücklichen Veränderung der Lage der Dinge und Preußens glorreicher Mitwirkung dazu allgemach wieder hervortreten. Indeſſen erhielt Baiern ſeine Verfaſſung, und dieſe ſowohl, als die Ereigniſſe der neueſten Zeit verſöhnten die Gemüther dieſer Gebirgsbewohner ſchnell mit ihrer Regierung. Auf ſolche Weiſe iſt die Begeiſterung, welche ſchon des großen Friedrichs Thaten für das Haus Hohenzollern in ihnen erweckt und der heilige Krieg genährt hatte, ſeit den letzten beiden Jahren durch ernſthafte Betrachtungen ihres irdiſchen Glücks mehr und mehr in den Hintergrund getreten.

So finden wir nun hier in Sands Charakter wieder eine Eigenthümlichkeit, welche ihn zwar wohl von vielen andern Gliedern des großen deutſchen Volkes abzeichnen mag, von ſeinen Landsleuten daheim hingegen ihn in der Regel wenig unterſcheidet. Nur das

macht einen Unterſchied, daß, da Jeder ſeine übrigen Eigenthümlichkeiten und Kräfte mit einander in Einklang zu bringen ſtrebt, Sand vielleicht deren mehr und ſchönere beſaß, als das gewöhnliche Leben mit ſich zu bringen pflegt.

Mehr heben wir nicht heraus. Alles andere iſt nothwendig hiemit zuſammenhängend und dem untergeordnet.

Will man uns nun vielleicht den Vorwurf der Partheilichkeit machen, die wir als Freunde überall geneigt ſeien, Gutes vom Freunde zu ſprechen, ſo thut man uns ſehr unrecht. Man würde überſehen, daß Sands Tagebücher und Briefe niemals beſtimmt geweſen ſeien, dem Publikum übergeben zu werden; ſollte er ſich nun in denſelben vielleicht ſelbſt partheiiſch geſchildert haben? Wir haben wahrlich nichts geſchont, was nicht zu ſchonen war — und ſind, mit dieſen Dokumenten vertraut, jetzt ſelbſt erſtaunt, daß, wie wir ihn im Leben kennen lernten, noch ſo viel an dieſem ſich zu tadeln gefunden hat. Daß er ein ausgezeichneter Menſch

in vielen Beziehungen war, iſt uns niemals entgangen, und ebenſowenig brauchte es ſeiner vielbeſprochnen That, um uns zu überzeugen, daß ſeine Denkungsart eigenthümlich ſei; allein daß er jemals den jeſuitiſchen Grundſatz gehegt und vertheidigt habe, der Zweck heilige die Mittel, wiſſen wir nicht; und faſt ſind wir der Meinung, daß es eines ſo abſcheulichen Grundſatzes gar nicht bedurfte, um dieſes Räthſel zu löſen, da mit der Vorausſetzung deſſelben ſich unauflösbare Widerſprüche mit ſeinem ſonſtigen Leben und Charakter zeigen müßten. — Das aber hat er uns oft geſagt, daß Ueberzeugung von der Sittlichkeit eines Mittels dieſes Mittel gerecht mache. Wo wir ihn, ſo lange er unter uns war, handeln ſahen, hat er dieſen Grundſatz mit der größten Aufmerkſamkeit auf ſich geltend gemacht, und gewiß iſt wenigſtens ſo viel, daß er bis auf den letzten Augenblick innig überzeugt war, er habe nie von dieſem Grundſatze abgelaſſen. Der Gedanke, ſich aufzuopfern für eine bloße Idee, ſtand nicht ſo kahl und ſchwärmeriſch bei

ihm, wie man wohl hin und wieder geglaubt zu haben ſcheint. Er hing warm am Leben, er liebte es über alles, und hatte Freude am Daſein. Aber auf ein ſo weiches Gemüth und deſſen Lebensfreude mußte auch die Verpeſtung und Vergiftung, welche ihm über das Leben des Volks gefliſſentlich hereingeführt zu werden ſchien, ſtörend einwirken. Was er in den letzten Tagen des Jahres 1818 in ſeinem Tagebuch darüber niedergeſchrieben hat, wird dieß näher beſtimmen und wir laſſen, wie immer, ſo auch hier das Urtheil über die richtige, oder unrichtige Durchbildung ſeiner Ideen ganz dahingeſtellt, da, wo dieß zur Sprache gebracht wird, das mitleidige Gefühl eines jeden Einzelnen gewöhnlich mit in Frage zu kommen pflegt.

Was nun die Schreibart Sands anbetrifft, ſo wäre es Thorheit, an ſeinem ſchriftlichen Nachlaß die Ausſtellung eines ſchwerfälligen unkorrekten Stils zu machen. Weder Briefe noch Tagebücher waren zum Behuf der öffentlichen Mittheilung geſchrieben, und dieß darf man, um billig zu ſein,

nicht aus den Augen laſſen; denn wer jemals ein Tagebuch geführt hat, wird wiſſen, daß man in den Augenblicken, wo man ſich ſammelt, um ſich ſelbſt zur Rechenſchaft zu ziehen, zu ſehr mit ſich beſchäftiget iſt, um auf die Darſtellungsweiſe gehörig Acht haben zu können. Er ſelbſt weiß überdieß recht gut, was er von ſeiner Schreibart zu halten habe, und ſpricht dieß in einem Briefe an ſeine Mutter deutlich aus. Dieſelbe Fülle der Gedanken, welche ſeinen Stil ſchwerfällig machte, und dieſelbe Tiefe des Gefühls erſchwerte ihm auch alles öffentliche Reden aus dem Stegreiſe, und erſt, wo er klarer über ſich und ſeine Beſtimmung wird, ſehen wir eine größere Gewandheit und einen leichteren Fluß ſeiner Gedanken eintreten.

Für unſere Zuthat hoffen und wünſchen wir, daß ihrer niemals Erwähnung gethan werden möge. Wir ſind nicht auf Schriftſtellerei geübt und haben oft genug gefühlt, wie ſehr es uns abgehe, mit gewandter Rede darzuſtellen, was zur Erklärung und Er-

gänzung der vorhandenen Materialien ge≠hörte. Deshalb bitten wir, uns als Ne≠benſache über der Hauptſache gänzlich zu vergeſſen.

Die Herausgeber.

Digitized by Google

Vor Durchleſung des Buchs bitten wir in demſelben die angemerkten Druckfehler zu verbeſſern, von denen wir das Werkchen, wegen Entfernung des Druckorts, nicht mehr ſäubern konnten.

Seite 14	Zeile 11	von oben	ſtatt würdige	ließ: würdiger
— 19	— 10	v. o.	ließ: vor daß: ein,	
— 20	— 4	v. u.	ſt. hervorſtehenden	l. hervorſtechenden
— 32	— 21	v. o.	= konnten	= konnte
— 34	— 3	v. u.	= Zwieſler	= Zweiſler
— 36	— 6	= =	= und	= uns
— 37	— 2	= o.	= dann	= denn
— 41	— 7	= =	= an und	= an und auf
— 44	— 10	= =	= Unruhige	= Anrüchige
— 47	— 13	= =	= auf	= auf's
— 51	— 9	= u.	= vom	= am
— 53	— 9	= o.	= unſerer	= dich unſerer
— 56	— 10	= =	= Allge=	= Allgemei=
— 59	— 5,6 u. 18		= Rükly	= Rütly
— 60	— 3 u. 19	=	= Rükly	= Rütly
			ebenſo Seite 61.	
— 65	— 13	v. u.	ſt. Reihe	= Reiſe
— 69	— 3	v. o.	= wegzuhaben	= wegzuheben
— —	— 11	v. u.	= Landsmannſchaften	l. übrigen Burſchen
— 91	— 13	= =	= erſtre	= erſtrer
— —	— 9	= =	= unterlang	= unterlag
— 92	— 5	= o.	= erzeugt	= erzeigt
— 96	— 14	= =	= Wie	= Wir
— 98	— 4	= =	= hie und	= hin —
— 128	— 16	= u.	= rei	= frei
— 129	— 4	= o.	= ſei	= ſein
— 139	— 13	= u.	= fallen dieß	= falle Dieß
— 146	— 5	= o.	= Volks Leben	= Volkslebens
— 147	— 18	= o.	= Geeignctes	= Geeignetes
— 148	— 2	= =	= gebliebener	= gebliebene

Digitized by Google

Seite 153	Zeile 17	v. o.	ſt.	Männlichkeit	l.	Mannlichkeit.
— 154	— 6	= =	=	werden;	=	werden:
— 147	— 13	v. u.	=	Schonheit	=	Schönheit.
— 160	— 13	= =	=	Juni	=	Juli.

Digitized by Google

Carl Ludwig Sand.

Digitized by Google

Sands früheſte Jugend, Erziehung und Bildung bis zum Abgange von der Schule.

(Von 1795 bis 1814.)

Carl Ludwig Sand wurde am 5. October 1795 zu Wunſiedel im Fichtelgebirge geboren. Er war der jüngſte Sohn des vormaligen königl. preuß. erſten Juſtizamtmanns und Juſtizraths, Gottfried Chriſtoph Sand und der Dorothea Johanna Wilhelmine, geb. Schöpf. Außer zwei älteren Brüdern, Georg, welcher Kaufmann in St. Gallen, und Friz, welcher Appellationsgerichtsadvokat in Kemnath iſt, leben noch in Wunſiedel eine verheirathete ältere Schweſter Caroline, und Julie, eine jüngere.

Sehr jung ward Carl von einer Blatterkrankheit der gefährlichſten Art befallen. Bis auf die Hirnſchale hatte das böſe Gift gefreſſen; und wie dieſe ſah man auch die Rippen an mehreren Stellen bloßliegen. Erſt nach einigen Monaten entrann der Leidende dem Tode, für deſſen ſicheres Opfer er gegolten hatte.

Ungeachtet der ſorgfältigſten Pflege, blieb doch manches in dem Körper zurück, und er kränkelte bis in ſein ſiebentes Jahr, wo ihn ein hitziges Fieber überfiel. Er litt dieſe Krankheit mit ſichtlicher Geduld und wahrſcheinlich ward erſt jetzt ſein Körper von dem verhaltenen Krankheitsſtoff gänzlich befreit; denn von dieſem Augenblicke an ſammelte ſich ſeine Geſundheit und Kraft. Allein er war durch dieſe Krankheiten im Lernen weit hinter ſeinen älteren Geſchwiſtern zurückgeblieben. Erſt im achten Jahre konnte ſein Unterricht angefangen werden und da kam ihm ſeine jüngſte Schweſter, welche mit ihm zugleich anfing, in allem bald zuvor. So hatten körperliche Leiden die Entwickelung ſeiner Geiſteskräfte geſtört und die Ausbildung derſelben forderte daher von Seiten der Lehrer ſowohl als des Schülers doppelte Anſtrengung und Beharrlichkeit.

Durch dieſe gelang es letzterem bald, ſich der Liebe ſeiner Lehrer würdig zu machen, und nachdem er einen guten Grund auf der Schule zu Wunſiedel gelegt hatte, ging er mit ſeinem liebſten Lehrer, dem Rektor Saalfrank, welcher zum Rektor der Schule in Hof berufen war, auf dieſes Gymnaſium. Carls reiner Sinn, welcher das Rechte und Gute leicht faßte, hatte ſich feſt an dieſen rechtſchaffenen und vorzüglichen Lehrer angeſchloſſen, ſo daß er nicht mehr von ihm laſſen wollte. In Hof wohnte er auch im Hauſe dieſes Mannes und fand an deſſen Gattin eine wahrhaft mütterliche Freundin. Als Saalfrank einen Ruf als Profeſſor nach Regensburg erhielt, beſchloß Carls Vater, dieſen auf das Coburger Gymnaſium zu ſchicken, indem Saalfrank nicht willens war, ſeine bisherigen Zöglinge mitzunehmen. Allein Saalfrank konnte ſich nun von Carl'n nicht mehr,

trennen. Lehrer und Zögling machten eine Erholungsreiſe nach Wunſiedel und auf dem Alexandersbade kam beim Mittagsmahle das Geſpräch auf dieſe Trennung. Saalfrank entfielen Thränen. Er ſtand auf und bat den Vater, ihm zu erlauben, daß er zeigen dürfe, wie weit der liebende Lehrer einen Zögling von ſolchen Herzens- und Geiſtesanlagen bringen könne. Von dieſer rührenden Scene waren alle wackere Männer ergriffen, die ſich gegenwärtig befanden, vereinten ihre Bitten mit denen des Lehrers, und der bewegte Vater gab ſeine Einwilligung dazu, daß Carl dem Lehrer nach Regensburg folge.

Bevor wir ihn dahin begleiten, wollen wir noch einige Thatſachen berühren, welche, wenn ſie auch an ſich gering erſcheinen, immer noch Züge eines kühnen Knaben und unter dieſen Umſtänden wohl der Mittheilung werth bleiben.

Schon in ſeinem eilften Jahre finden wir eine Spur raſcher Entſchloſſenheit, wo es die Rettung eines Menſchenlebens galt. Einſt ging er nach einem benachbarten Orte zu Jugendgeſpielen zum Beſuch. In frohen Spielen und Geſprächen mit ſeinen kleinen Freunden begriffen, wurden ſie plötzlich durch das Geſchrei eines Kindes unterbrochen, das in einen nahen Teich gefallen war. Carl eilte herbei, ſtürzte ſich, nicht achtend ſeiner Feſtkleider, auf welche er ſehr viel hielt, ſelbſt in die Gefahr und rettete glücklicher Weiſe das ſchon mit dem Tode ringende Kind.

Faſt noch kühner und von hoher Kraft des zwölfjährigen Knaben zeugend, erſcheint folgende That.

Die jüngern Schüler des Lyceums in Wunſiedel lagen mit der übrigen Jugend der Stadt an

ſchulfreien Nachmittagen gewöhnlich zu Felde und lieferten ſich, oft mit großer Heftigkeit, kleine Treffen auf dem nahe an der Stadt gelegenen Katharinenberge. Hier befinden ſich noch die Reſte einer Kirche, von welcher ſich beſonders der Thurm gut erhalten hat. Carl, ein eifriger Streiter, kam einſt auf den Einfall, dieſen ſogenannten Katharinenthurm zu befeſtigen, um darin im Nothfall ſicheren Schutz zu haben; denn ſeiner Parthei war ſeit einiger Zeit das Kriegsglück nicht ſehr günſtig geweſen. Schnell ward dieſer Vorſchlag von ſeinen Gefährten gebilligt und ausgeführt. Eine Woche brachte man damit zu, die nöthigen Vertheidigungsmittel, Raſenſtücke, Steine, Klötze u. ſ. w., auf den Thurm zu ſchaffen, und Thüren und Treppen auszubeſſern.

So lange man hiermit beſchäftigt war, ſuchte man die Gegenparthei vom Berge abzuziehen und hinzuhalten. Als nun alle Anſtalten getroffen waren, rückte man an einem Nachmittage aus, kämpfte mit dem Feinde, ließ ſich aber in kein förmliches Treffen ein, indem man fortwährend auf den Katharinenberg zu retirirte. Hier nun warf ſich eine auserleſene Schaar, und unter dieſer Sand, in den Thurm, verrammelte ſich darin mit größter Geſchwindigkeit, während der übrige Theil des Heers den Feind beſchäftigte. Sobald der Feind dieß merkte, rückte er an, und ſchloß Thurm und Kirche ein. Einige der Beherzteren wagten ſich zu nahe an den Thurm, und wurden ſogleich von heftigen Steinwürfen zurückgetrieben. Lange ward nun aus der Ferne gekämpft, bis ſich die Belagerten ſo ziemlich verſchoſſen hatten. Jetzt dringen die Belagerer näher heran und werfen unaufhörlich mit Steinen auf die Thür, bis es eine Breſche giebt.

Da kommen die Belagerten in Noth; es fehlt an Munition. Zwar hatte Sand ein Beil und ein andrer einen Degen; allein ſie hielten es doch für zu bedenklich, ſich damit zu vertheidigen. Wollten ſie abwarten, bis die Thür geſprengt ward, ſo mußten ſie ſich gefangen geben und waren beißenden Spottes und übler Behandlung gewiß. Man hielt alſo Kriegsrath und beſchloß: Sand, im Laufen geübt, ſolle durch ein Schallloch an der entgegengeſetzten Seite herabſpringen, und ſo ſchnell als möglich Hülfe herbeiholen; die andern wollten unterdeſſen das Sprengen der Thür zu verhindern ſuchen. Es geſchah. Sand ſprang durch die faſt 2 Stock hohe Oeffnung herab, ward aber durch eine von den Feinden ausgeſtellte Schildwache feſtgehalten; entkam jedoch noch, ehe Hülfe herbeieilte, mit Verluſt ſeines Hutes. Jetzt ſtürmten die anderen den Thurm von neuem, und brachen hinein. Die Belagerten wollten kapituliren, allein die Kapitulation ward nicht angenommen. Da ergriff der Beherzteſte unter jenen Carls zurückgelaſſenes Beil, hob es drohend in die Höhe und ſo drang die Schaar ziemlich wohlbehalten durch die Feinde. Unten empfing ſie Sand mit einem ſchnellgeſammelten Haufen der Seinigen, und die Feinde fanden nichts als den leeren Thurm.

Schon früher war er einigen zufälligen Lebensgefahren entgangen, ſo daß man wirklich die unſichtbare Hand Gottes ſchützend über dem Kinde ſchweben ſieht, das ſeinen Tod nicht ſo wohlfeil erwerben ſollte. So fiel einſt von dem Hauſe ſeiner Eltern ein Ziegel herab und ſtreifte an ſeinen Kleidern vorbei. Ein andermal fiel ein ſchwerer Mörſer von einem Geſims herab und verwundete ihn am Ohre.

Als der König von Preußen auf dem Alexandersbade bei Wunſiedel ſich aufhielt, wohnte der jetzige Herzog von Coburg bei Sands Eltern. In dem Augenblicke, wo einſt der ſechsſpännige Wagen des letztern unerwartet über den Hof rollte, fiel der dort ſpielende Knabe, davon eilend, auf dem ſchlüpfrigen Boden dicht vor den Pferden nieder. Der Kutſcher vermochte nicht im Augenblick, der Pferde raſchen Lauf zu hemmen. Todtenblaß ſaß dieſer auf dem Bocke, als die Pferde nun ſelbſt wie Lämmer ſtill ſtanden. Carl allein hatte die Beſonnenheit behalten, benutzte dieſen Augenblick und kroch unverſehrt hervor.

Eltern und Lehrer hatten ihm von Jugend auf ihre eigene Liebe zum gemeinſamen deutſchen Vaterlande eingeſtößt, welche durch die traurigen Zeiten allmählig genährt und geſtärkt wurde. Er erzählte oft, welche Angſt er ſchon als kleiner Junge ausgeſtanden habe, als 1809 der öſterreichiſche Krieg ausgebrochen ſei, und wie deſſen unglücklicher Anfang mit der Schlacht bei Regensburg ſeine Heiterkeit auf lange Zeit geſtört habe. Als ſpäterhin Graf Noſtiz in Wunſiedel Mannſchaft zu einem Freicorps aushob, und ihm beim Abmarſch mehrere Hunderte der rüſtigſten jungen Leute entliefen, rief Carl dieſen Flüchtlingen zu: „Wenn ihr, Memmen, nicht wollt, ſo will ich mitziehen!" und ſetzte ſich wirklich in Bereitſchaft, dieſes Wort zu erfüllen.

Während ſeines Aufenthalts in Hof kam Napoleon in dieſe Stadt, um eine Truppenabtheilung zu muſtern; da verließ Carl Hof und ging heim zu ſeinen Eltern, indem es ihm, wie er verſicherte, unmöglich ſein würde, den Unterdrücker ſeines Va-

terlandes in Hofs Mauern zu wiſſen, ohne ſein Leben an denſelben zu wagen.

Auch ſein reiches warmes Gemüth tritt ſchon in einigen kleinen ſchriftlichen Ueberreſten aus dieſen Jahren hervor. So ſchrieb er, als er zum erſten Male am heiligen Abendmahle Theil zu nehmen ſich vorbereitet hatte: „Werthgeſchätzteſte Mutter! An Ihrem Herzen lag mein Leben, in Ihrem Herzen liegt mein Glück. — In meinen Thränen ſchwimmt unausſprechlicher Dank hierfür. Ich höre ſchon im Geiſte eine für mich beglückende Stunde ſchlagen. Mein Inneres hofft Ihre gütige Verzeihung und Ihren Segen!“

Bald nach dieſer Zeit verließ Carl das elterliche Haus. Seine Briefe von Hof aus an Eltern und Geſchwiſter ſind voll der zarteſten Kindes- und Bruderliebe, und wir nehmen aus dieſem Briefwechſel ſogleich Gelegenheit, vor allen Mutter und Sohn neben einander zu ſtellen, wie ſie es ſelbſt gethan haben.

Carl meldete im November 1811 ſeinen Eltern, daß das Hofer Gymnaſium aufgelöſt, und zu einer Primärſchule eingerichtet werden ſolle. An letztrer ſei der Rektor Saalfrank, als erſter Lehrer angeſtellt und habe für ſeine Verdienſte nun eine Stelle von fünfhundert Gulden, während die vorige ihm wenigſtens tauſend Gulden eingebracht habe. Zugleich erzählt er ſeinen Eltern, wie gefaßt, wie gleichgültig ſein Lehrer dieſe Kränkung hingenommen, und wie er ſie alle verwieſen habe, mit ihm auf Gott zu ſchauen, u. ſ. w. Der Brief iſt voll der innigſten, kindlichſten Theilnahme, und voller Klagen über die nun nothwendige und baldige Trennung von ſeinem geliebten Lehrer.

Die Mutter antwortet dem betrübten Sohne folgender Geſtalt:

„Lieber Carl!

„Leider hätteſt du mir keine Nachricht geben können, die mich mehr erſchüttert hätte, als das kränkende Loos, welches deinem verehrungswürdigen Lehrer und Pflegevater zu Theil geworden ſein ſoll. Dein würdiger Mentor wird es hinnehmen, um auch in dem Fall der gekränkten und gedrückten Tugend ſeinen Zöglingen und ſeinen Zeitgenoſſen ein gutes Beiſpiel als ein folgſamer Unterthan des Königs zu geben, welchem ihn Gott unterworfen hat. Aber er wird mit Haaren auf den Zähnen auftreten, und eine Kraftſprache ſprechen, die der gleißneriſche und der in den kühnſten Künſten der Falſchheit eingeweihte und darin Meiſter gewordene Schurke nicht kennt, weil jene nur allein aus dem Bewußtſein eines ganz reinen Herzens und der frohen, ungetheilten Ueberzeugung, ſeine Pflichten nach Kräften erfüllt zu haben, entſpringen kann."

„Merke dir, liebes Kind, daß es keine richtig berechnete Politik giebt, als die Ausübung der alten Regel: fürchte Gott, thue recht und ſcheue Niemand."

„Und merke dir auch, daß da, wo gegen Rechtſchaffene Unrecht laut und ſchreiend wird, eine allgemeine Stimme ſich erhebt und ſchon dieſe die Abänderung der Sache herbeiführt. *) — — —"

„Sollte aber wider Erwarten der Fall eintreten, daß Gott der hohen Tugend unſeres beider-

*) Die Mutter hatte recht; denn kaum zwei Monate ſpäter erhielt Saalfrank jenen ſeinen Talenten entſprechenderen Wirkungskreis in Regensburg.

ſeitigen Freundes dieſe äußerſt ſeltene Prüfung auf⸗legt, daß ſie ſich an ihm ganz zum Schuldner macht, ſo hat ſie auch für dieſen Fall außerordentliche Entſchädigungen. Alles, was auf und um uns wirkt, ſind Maſchinen, die eine höhere Hand auf uns wirken läßt, um unſere Erziehung für eine beſſere Welt, (in der wir erſt unſern rechten Platz einnehmen,) zu vollenden. Beſtrebe dich daher, liebes Kind, immer und ununterbrochen auf dich Acht zu haben, damit du nicht einzelne große, gute Handlungen für Tugend hältſt, ſondern jede Minute das zu wirken und zu leiſten ſuchſt, was unſere Pflicht von uns fordert. Es iſt im Grunde nichts groß und nichts klein; denn wer kann ſagen, wo ein einziges unrecht geſprochnes Wort zu wirken aufhört?“

„Gott legt nur da viele Prüfungen hin, wo er viele Kräfte findet. Und du ſchilderſt mir ja ſelbſt im Enthuſiasmus, wie philoſophiſch ſich dein theurer Wohlthäter beträgt. Ich hoffe, daß du dieſes Beiſpiel zu ſchätzen weißt und es nachahmen wirſt, wenn ſich wirklich kein Ausweg finden ſollte und du von ihm geriſſen, nach Bamberg oder Coburg müßteſt. Es giebt dreierlei Erziehungen für den Menſchen:

die erſte iſt die, welche der Menſch von ſeinen Eltern erhält;

die zweite die, welche die Umſtände geben;

die dritte iſt die, welche der Menſch ſich ſelbſt giebt.“

„Tritt der erwähnte Fall wirklich ein, ſo fordert Gott deine moraliſche, vollendete Ausbildung dir allein ab. Er fordert, daß du die hoffentlich tief in dein Herz geprägten Lehren, welche du beſonders, glücklich vor ſo vielen Tauſenden

deiner Brüder, anderthalb Jahr von dem würdigſten Lehrer, der dir unendlich mehr, der dir Freund und Vater war, durch Lehren und Beiſpiel erhalten haſt, auf dein ganzes Leben wirken laſſen ſollſt. Durchgehe die Jugendjahre des tugendhaften Mannes, welchem du ſo unendlich viel zu verdanken haſt. Er war bei weitem nicht ſo glücklich als du."

„Mit wie vielen Sorgen hatte er nur zu kämpfen, um ſeine geiſtige Ausbildung zu bewirken? Von Seiten der moraliſchen wird er ſich wahrſcheinlich alles und alles haben ſelbſt ſein müſſen. Setze denn auch den Fall, daß ſeine Lehrer für ſein moraliſches Beſtes ſorgten; — ach, liebes Kind, die Lehrſtunden reichen nicht hin, wo keine Auswahl in dem geſellſchaftlichen Umgange gemacht werden kann! Wie oft wird die Verführung ihm nahe getreten ſein und er mußte ſie durch eigne Standhaftigkeit entfernen. So, liebes Kind, ſo ſollſt, ſo mußt du handeln; ſchämen mußt du dich, hinter ihm zurück zu bleiben, da du weit mehr empfangen haſt, als er. Ich lege dir auch die Lebensbeſchreibung und das Vermächtniß meines Vaters bei, von dem du noch ſehr wenig gehört haſt. Sein Geiſt ruht in Aehnlichkeit der Seelenanlagen und des Geſichtes auf dir ganz allein unter allen Deinen Geſchwiſtern. Der unglückliche Brand, der deine Vaterſtadt in einen Aſchenhaufen verwandelte, zertrümmerte das Vermögen ſeiner Eltern. Der Gram, daß ſie alles und alles verloren hatten, da die Flamme in dem ihnen nächſten Hauſe ausbrach, koſtete ſeinem Vater das Leben, ſtreckte die Mutter aufs Krankenbette, wo die Gicht ſechs Jahre lang in ihren Gliedern wüthete, unter welcher Zeit ſie durch Handarbeiten ihrer drei noch kleinen Töchter ernährt wurde. Mein Vater war als Lehrling

in eines der größten, den meiſten Aufwand machenden Häuſer in Augsburg gekommen, wo ſein lebhaftes und immer heiteres Temperament willkommen war. Er kam mit einem reinen, ganz unbefleckten Herzen nach Hauſe, ward der Ernährer ſeiner Mutter, der Verſorger ſeiner Schweſtern. Der Menſch kann ſich ſehr viel, und das Meiſte ſelbſt ſein, wenn er es ſich nur ſein will. Vereinige dein Beſtreben mit den Bitten deiner Mutter, und ſei dir das ſelbſt! — —"

Bald darauf ſchrieb der Sohn an die Mutter: „Welche Freude! Ich bleibe im Hauſe des Herrn Rektors. Hr. Rektor, der brave Mann, nämlich, nahm mich bei Seite, machte mich, ſo daß es Niemand als die Wände hörten, zu ſeinem Freund, anſtatt ich vorher ſein Schüler war, deckte mir Geheimniſſe auf, nachdem ich vorher Verſchwiegenheit verſprechen müſſen, und ſagte mir, daß Sie an ihn geſchrieben hätten, daß er mich bei ſich behalten möchte. — Er thut es! — Welche Wonne! — Ich genieße ſeinen Privatunterricht und mein Privatfleiß wird mir forthelfen und zwar unter ſeiner Leitung. Er ſagt mir zugleich, daß ſeine Zurückſetzung nicht länger als höchſtens ein oder anderthalb Jahre dauern könne, und dann nimmt er keine Pfarrſtelle an, ſondern er geht wiederum an ein Gymnaſium, wo er mich dann mitnimmt und wo ich dann auch ein halbes Jahr bleibe. Dieß widerfährt mir, während die andern alle auf andre Gymnaſien müſſen."

Wir müſſen dieſen Lehrer Carls nun noch ſelbſt kennen lernen, um zu begreifen, was beide ſo ſehr an einander kettete. Folgender Brief an Sands Mutter, den wir, ſo weit er hieher gehört, mittheilen, ſpricht den Mann, der ihn ſchrieb und ſein

Gemüth deutlich aus und zeigt zugleich, mit welcher Sorgfalt und Liebe die junge Pflanze zum kräftigen Baume gezogen wurde.

„Hof den 11. Dec. 1811."

„Mir über alles theure Freundin! Gerührt danke ich Ihnen für Ihre innige Theilnahme an unſerm unverdienten Schickſale. Es ſind Prüfungen, vielleicht von Menſchen vorbereitet, und von der Gottheit zugelaſſen. Wer weiß, wozu ſie nützen? Zermalmen ſollen ſie mich nicht ganz; ich werde männlich dulden. Carl, Ihr, Ihrer würdige Sohn, will ſich mit ſeinem weichen Herzen noch etwas näher an uns anſchließen und bei uns bleiben, bis vielleicht mein Schickſal zu ſeinem Vortheil eine beſſere Wendung bekommt. Ueberlege ich meine ſchwere Prüfung in den Stunden des von der Empfindung abgekühlten Blutes; ſo ſehe ich für mich und für Carln Vortheile durch den ſich etwas lüftenden Schleier, der mein Schickſal decket, ſchon jetzt durchſchimmern. Der Zeitgeiſt hat mir von Seiten meiner von mir geliebten Schüler Kränkungen des Leichtſinnes, und ihm von Seiten ſeiner Commilitonen verfängliche Verſuchungen bereiten wollen. Dieſe ſind vernichtet, indem jene von uns ſcheiden. Nichts geſchieht in der großen Weſensordnung ohne beabſichtigten Zweck, der zur Verherrlichung des Ganzen führt. — Ihr braver Carl hat ſich beſtimmt für die höhern Wiſſenſchaften und die ſolide Gelehrſamkeit erklärt. Er will Lehrer der Menſchen werden und das im eigentlichen Sinne des Worts; entweder, er wird als Lehrer erwachſener Jünglinge, wozu er alle Anlage hat, oder in einer nicht gemeinen Predigerſtelle durch Wort und Beiſpiel kräftig lehren. Darauf haben wir

einſtweilen den Zuſchnitt gemacht, jedoch aber nur im Geheimen und zwar ſo lange, bis uns mehrere Weltgeiſter verlaſſen haben und wir entweder unbeneidet oder unverlacht Hand an's Werk legen und den Entſchluß anfangsweiſe bethätigen. Wir fragten bei ſeinem Entſchluß die Ausſichten, ſeine Kräfte und ſein Herz um Rath; und dieſe riethen, was beſchloſſen iſt. — Uebrigens danke ich Ihnen aufrichtig für das in Ihrem mich ungemein rührenden Briefe in mich geſetzte Zutrauen; ſo ſehr ich kann, werde ich es verdienen. Aber, Edelſte! ſchreiben Sie mir mehr guten Willen als That zu. So viel iſt gewiß: aufrichtig meine ich es mit Gott und der Welt."

Schon damals hatten Eltern und Lehrer des Knaben Werth und Anlagen begriffen; beide liebten ihn mit gleicher elterlicher Zärtlichkeit. Dem Vater aber ſchienen Carls Fortſchritte bisweilen wohl zu langſam zu gehen.

Schonend, aber mit Nachdruck mahnt daher die Mutter den Sohn in einem ſchönen Briefe, ſich dieſer Langſamkeit und Trägheit zu entſchlagen, die wahrſcheinlich Folgen ſeiner kränklichen Kinderjahre waren. Wir ſetzen der Mutter Brief hieher, weil er einen Fehler Carls behandelt, welcher ſeine Erziehung und wiſſenſchaftliche Bildung in mancher Hinſicht ſchwierig gemacht haben mag.

„Lieber Sohn! Meine Mutterpflichten, die mir von jeher unendlich theuer waren, und mein Herz, das an deinem Glücke und Unglücke gewiß den wärmſten Antheil nehmen würde, wenn du auch mein Sohn nicht wäreſt, fordern mich gleich ſtark und vereint auf, dir eine ſehr wichtige Bitte an's Herz zu legen! Entfliehe der Sirene, die dich unter dem Namen Langſamkeit beſiegt hat,

und mit ihrer Mutter, der Trägheit gefangen hält. Noch iſt es leicht, und ich habe das Zutrauen zu dir, daß dein Verſtand reiflich überlegen will und dein gutes Herz ſich nur zu dem neigen kann, was dein eignes und deiner Mitmenſchen Glück befördert. Würde es dir auch noch ſo ſchwer: fange von heute, mein lieber Sohn, einen Kampf mit Gewohnheiten an, die ſich ſeit Jahren bei dir feſtgeſetzt haben. Du überwindeſt ſie gewiß, wenn es dir Ernſt iſt. Glaube nicht, daſ ich dir vielleicht aus Eigennutz rathe. Bis du zu dem Manne gediehen biſt, der die Stütze der Seinigen wird, und in dem Kreiſe, welchen ihm die Vorſehung hier auf Erden angewieſen hat, Glück, Leben und Brod verbreitet, bin ich längſt nicht mehr. Meine Aſche iſt ſchon wieder in andere Weſen verwebt, und der Antheil, den ich als verklärter Geiſt an den Meinigen nehme, trifft nicht mehr auf Nerven, die zerrüttet werden könnten. Komm, laß uns einmal zwei Menſchen näher beleuchten. Der erſte that ſeine Pflicht und du nimmſt anſtatt der Beſchreibung den, deinem Andenken ſo neuen, edlen Onkel Brandenburg, der deine Nachahmung auch als Pathe einſt von dir fordern wird. Du ſelbſt weißt, daß wenige Stunden, in ernſter, anhaltender, ſchneller Thätigkeit ihm die Ordnung ſeines ganzen weitläuftigen Geſchäftes, den Seinigen Glück und Brod verlieh, und den Segen ſo vieler hundert Menſchen, die er beglückte, zu Wege brachte."

„Dagegen betrachte nun einmal einen Menſchen, bei dem die Langſamkeit verjährt iſt. Sie wird zu einer Gewohnheit, die ihn täglich mehr und mehr unterjocht und die ihn um die Ruhe des Herzens, die Heiterkeit des Kopfes und die Ach-

tung aller ſeiner Nebenmenſchen bringt. Das, was er in den Morgenſtunden thun ſollte, wird bei ihm bis in die Nacht ausgedehnt; er genießt keinen Schlaf vor Mitternacht, der eigentlich zur Stärkung des Körpers gehört, und bringt auch die Seinigen um dieſe Erquickung. Steht er bei ſeinen Geſchäften in Verbindung mit andern, ſo verachten und haſſen ihn dieſe und ergreifen die erſte Gelegenheit, ihn um Brod, Amt und alles zu bringen. Steht er außer Verbindung, ſo ſcheut ſich alles, ſich einem Menſchen zu nähern, der oft bei aller Rechtſchaffenheit mehr Schaden ſtiftet, als ein erklärter Böſewicht, und die Seinigen ſind die unglücklichſten Geſchöpfe, wenn ſie nicht mit aller Kraft, die einem guten Menſchen eigen iſt, ihren Platz unter den Menſchen behaupten und ihr Elend abwenden. — Höre den Ruf: Gewohnheit iſt unſere zweite Natur! von deiner treuen Mutter.“

Sand erkannte eine gewiſſe Langſamkeit in ſich noch in den letzten Zeiten ſeines Lebens, nur daß ſie nicht Folge jener Trägheit, ſondern eine Eigenthümlichkeit ſeiner Natur war. Seinen Freunden ſagte er es oft gerade zu, wenn dieſe ſchneller einen Satz in den Lehrſtunden begriffen, oder mit ihren Speculationen ſchneller in's Klare kamen: daß er nicht ſo ſchnell wie ſie denken und ſeine Schlußfolgerungen machen könne; aber man ſolle ihn nur gewähren laſſen, es werde ihm ſchon gelingen. Und in der Regel war dieß der Fall, und zwar auf eine ſo ſchlagende Art, daß er durch die Tiefe ſeiner Gedanken und die Klarheit ſeiner Begriffe nach etlichen Tagen oder Wochen alle beſchämte und belehrte. *) Gewöhnlich ſtand ein ſolches

*) Aus eben dieſem Grunde entging ihm die Gabe, ſchnell

Reſultat ſeiner Betrachtung mit einer Ideenreihe in Verbindung, die früher allerdings ſchon in ihm vorhanden geweſen, aber noch nicht zur Klarheit des endlichen Begriffs durchgebildet war. Jetzt geſtaltete ſie ſich dazu, und jedesmal verband er damit eine Anwendung auf ſein Leben, ſo daß keine dieſer Betrachtungen ohne praktiſchen Nutzen und Werth für ihn blieb. Daher kam es, daß er nie handelte, ohne für ſeine Handlungsweiſe entſchiedene Gründe, und die Ueberzeugung, daß er ſo oder ſo recht und gut handele, anführen zu können; ein Charakterzug, welcher in der Folge, wo er ſein Leben genauer zu beſchauen und ſich Rechenſchaft darüber abzufordern anfängt, deutlich in die Augen ſpringen wird.

In Regensburg blieb die Ordnung in Sands Leben dieſelbe wie in Hof. Er wohnte bei dem Profeſſor Saalfrank, und genoß außerdem den Umgang mehrerer edler Familien. Beſonders trug die freundliche Aufnahme im Elsbergeriſchen, Thomiſchen und Gutermanniſchen Hauſe, der reine Umgang mit dieſen Familien und die Theilnahme an ihren Familienfreuden viel dazu bei, die Reinheit in Carls Phantaſie, die nur für Religion und Vaterland entflammt war, zu erhalten.

Auch in Regensburg nahm er Theil an dem, was Deutſchland als gemeinſames Vaterland durch

---

und unvorbereitet vor einer Verſammlung ſeine Anſicht vorzutragen. Erſt wenn er den Gegenſtand des Geſprächs in die Reihe ſeiner gewonnenen Lebensanſichten und Ueberzeugungen an die gehörige Stelle gebracht hatte und mit jenen in Einklang zu bringen im Stande geweſen war, konnte er ſprechen, aber dann ſprach er gewöhnlich weitſchweifig, um nicht mißverſtanden zu werden.

die Bedrückungen der Franzoſen betraf und ſeufzte inbrünſtig nach Erlöſung von dieſem Uebel. Seine Briefe an ſeine Eltern aus den Jahren 1812 und 1813 ſind voll von Mittheilungen dieſer Art und frommen Gebeten. So ſchreibt er am 30. März 1813 von Regensburg aus an ſeine Mutter: — „Kaum kann ich ihnen aber, beſte Mutter, beſchreiben, wie heiter ich jetzt manchmal bin, zumal wenn ich von einer Befreiung meines Vaterlandes höre, wenn ich höre, daß ſie uns ſchon ſo nahe iſt, wenn ich im Vertrauen auf Gott ſchon im Voraus das befreite Vaterland, für das mein Herz ſo ſehr glüht, für das ich meine Kräfte, mein Leben aufbieten, für das ich die größten Trübſale und ſelbſt den Tod mit Freuden nehmen will, ſehe. Stärken ſie ſich, beſte Mutter, jetzt bei dieſer Kriſis, wenn ja etwas das gute Bayreuther Land davon treffen ſollte; ſehen ſie auf den Höchſten, ſehen ſie auf die reichlich ſpendende Natur, verlaſſen ſie alle Sorgen vertrauend auf Gott, der gewiß unſer Beſtes will, und freuen ſie ſich lieber ſchon im Voraus der beſſeren zukünftigen Zeiten, wenn uns Gott, der Allgütige, aus dieſer Gefahr gar retten wollte. Gott aber, der ſo viele Tauſende ſchon zur Zeit der Völkerwanderungen, der ſo viele Tauſende während des alles verheerenden dreißigjährigen Krieges glücklich machte, kann und will auch unſer Beſtes. Ich vertraue und fühle!“

Sorgſam nährten die Eltern des Sohnes frommen Sinn, wie wir aus einem Briefe Carls vom 22. Julius 1813 an ſeine Mutter ſehen. — — „Sie, beſte Mutter, fordern mich auf zum Danke gegen den Allgütigen, für die tägliche Gnade, die er uns zu Theil werden läßt; für die vielen erhörten Bitten, die wir im kindlichen Gemüthe an ihn

gethan haben. O, gewiß! ich habe ſchon bisher ihrer Aufforderung gemäß gelebt, und will täglich mehr ſeine Güte gegen uns kennen und einſehen lernen. — Wie oft hat mich nicht ſchon das auf die höchſte Bewunderung ſeiner allweiſen Wege, worauf er uns immer näher zu unſerer ſittlichen und geiſtigen Vervollkommnung leitet, geführt, daß er mich im Wirbel der Zeit, unter dem mannichfaltigſten Wechſel des Schickſals hierher nach Regensburg führte. Ich habe von ihm das unausſprechbare und nieverſiegende Glück erhalten, ihn mit ſeinen erhabenen Eigenſchaften tagtäglich näher kennen lernen zu können. — Wie ſollte ich mich nicht höchſt glücklich, ja glücklich vor vielen Tauſenden preiſen können! — Er, der Allgütige, wird auch Mittel und Wege zeigen, wodurch und worauf ich vielleicht recht bald einen rühmlichen Kampf als junger ſittlicher Held gegen äußere Gefahren beſtehen kann. — Ich ſetze mein ganzes Vertrauen auf ſeine gnädige Zulaſſung." —

Sands Erziehung und Unterricht zielte beſonders darauf ab, dieſe letztere Seite ſeines Herzens und Gemüthes auszubilden. Tugend und Frömmigkeit, Volk und Vaterland — dieſe Klänge tönten ſchon des Kindes Ohren ſchön, und dem für beide ſtrebenden Jünglinge wurden ſie lieb und werth, ſo daß ihm der Tod für beide nur ein ſchuldiges Opfer ſchien. In ſein rechtgläubiges Chriſtenthum ward früh zum Glauben der Drang zum Handeln geimpft, und je mehr wir ihn ſich ſeiner ſelbſt bewußt werden ſehen, findet ſich auch dieſer thätige Chriſtenſinn unter ſeinen hervorſtehenden Eigenſchaften. Briefe aus der letzten Zeit ſeines Aufenthalts in Regensburg zeigen deutlich dieſe nachmals ſo kräftig entwickelte Anlage. So ſchreibt er z. B.:

im November 1813 an ſeine Mutter: — —
„Ihr letzter Brief machte mir auſſerordentlich viele Freude. Ich erkenne daraus meine gute, aber nur allzugütige Mutter, nach ſo vielen ſprechenden Beweiſen, abermals wieder. Aber warum ſollte ich es nicht geſtehen, da ich Offenherzigkeit zur Maxime meines Handelns gemacht habe? ich erſehe auch daraus, daß ſie mich, beſte Mutter, allzuhoch ſchätzen, und daß mein Verdienſt noch gar zu gering iſt, als daß es dem Werthe, deſſen ſie mich in ihrem gütigen Schreiben würdig halten, gleichkommen könne. — Ich kenne meinen geringen Werth; ich kenne meine vielen Schwächen, und finde eben deswegen, daß alles jenes Lob eine kräftige Aufforderung für mich ſein ſolle, kräftig und enthuſiaſtiſch nach dem zu ſtreben, was ich mir vorgeſteckt habe, und was ich werden ſoll. — Sein ſie, beſte Mutter, verſichert, daß ich ſchon jederzeit einige wenige Stunden, die ich zu den unglückſeligſten meines Lebens rechne, ausgenommen, ſo geſinnt war. — Ich werde mein Tagebuch nun wieder anfangen und mich dann täglich ſelbſt zu erforſchen ſuchen. O! wie ſelig muß der ſein, der alle ſeine Neigungen, Begierden, alle Triebe, Kräfte, Begehren und alles Verabſcheuen ſeiner göttlichen Leiterin, der Vernunft zu beherrſchen überläßt, und der es ſchon ſo weit gebracht hat, daß er nicht den mindeſten Gedanken an das hat, wodurch er das Gewiſſen in ſich rege machen möchte.“

Nicht weniger anziehend unterhält ſich der Vater mit dem Sohn über dieſen und ähnliche Gegenſtände, und es thut uns nichts mehr leid, als daß wir nicht in den Stand geſetzt werden konnten, aus dem Briefwechſel des Vaters und Sohnes

einen Hauptheil der Erziehung des letztern, nämlich der höhern wiſſenſchaftlichen Bildung, auf welche der Vater fortwährend mit vielem Geſchmack einen wohlthätigen Einfluß auf den Sohn äußerte, gehörig in's Licht ſetzen zu können. Vor allen munterte ihn der Vater zum Studium der alten Klaſſiker und der Geſchichte auf, als Grundlage für jedes andere Studium, und ſcheint in ſpätern Jahren mit dem Sohne in der Lektüre derſelben gewetteifert zu haben. Wenigſtens finden wir häufig Hinweiſungen darauf und hörten den Sohn oft des Vaters klaſſiſche Bildung und guten Geſchmack rühmlich erwähnen.

Außer einigen wenigen Briefen aus dieſer Zeit, welche ſämmtlich häusliche Angelegenheiten behandeln, iſt uns nur ein einziges etwas längeres Schreiben des Vaters an den Sohn bekannt geworden, in welchem er ſich unter andern folgender Geſtalt gegen den 16jährigen Sohn giebt:

„Auch dir, mein lieber Sohn, wünſche ich von ganzem Herzen zu dieſem neuangetretenen Jahre ferneren Muth und Kraft, mit möglichſtem Fleiße und Anſtrengung in Ausbildung nicht allein deiner Kenntniſſe, ſondern auch deines Herzens fortzufahren. Habe immer Gott und ſeine Gebote vor Augen und zur Richtſchnur bei allen deinen Handlungen; ſo wird dich ſein Segen gewiß begleiten und durch alle Labyrinthe dieſes Lebens ſicher hindurch führen. Laß dich nicht durch den jetzigen leichtſinnigen Geiſt der Zeit verführen, und glaube mir, als deinem alten, erfahrenen Vater, daß frühe, wahre Gottesfurcht und ächte Religioſität die einzige ſichere Vormauer gegen Verführungen beſonders in der Jugend iſt, und daß alle Kenntniſſe ohne wahre Religioſität nichts ſind als ein tönend

Erz und eine klingende Schelle. Nur muß es nicht mißverſtandene oder gar Scheinreligioſität ſein, ſondern ſolche, die ſich durch Handlungen im ganzen Leben ausſpricht."

Bei dem allen hatten Vater und Mutter alle Urſache, ſich Glück zu der Wahl der Lehrer ihres Sohnes zu wünſchen und was ſie auch rückſichtlich der Ausbildung deſſelben ſelbſt thun mochten, ſo ſtörten ſie dadurch in nichts den Plan der Männer, deſſen Händen Carl übergeben war, ſondern ſuchten ihnen auf alle Weiſe in die Hände zu arbeiten. Natürlich konnte der daheim ſehr beſchäftigte Vater ſich nicht ſo oft auf lange ſchriftliche Erörterungen gegen den Sohn einlaſſen und überließ meiſtens dieſes Geſchäft der Mutter, welche das Herz des Sohnes mit ſeinen ſchwachen und ſtarken Seiten ſo genau kannte, wie er ſelbſt. Man muß daher nicht glauben, daß der Vater weniger Einfluß auf die Erziehung des Sohnes gehabt habe, indem er von ihm als ſchönes Erbtheil, eine große Nüchternheit bei allen ſinnlichen Genüſſen und eine unbeſtechbare Rechtſchaffenheit, von allen anerkannte Tugenden des Vaters überkam.

Der Sohn hatte indeſſen ſeine Schulſtudien in ſo weit beendigt, als ihn für das letzte Jahr ſeiner Schulzeit der ſechſte Platz in der oberſten Klaſſe unter vierunddreißig Mitſchülern angewieſen worden war. Er ſchrieb daher im April 1814 an ſeinen Vater: „Wollen ſie mich, theuerſter Vater, (daß ich mich dieſes Ausdrucks bediene,) ſtudieren laſſen? und können ſie mich unterſtützen? Wichtig ſind dieſe zwei Fragen, allein eine abſchlägliche Antwort auf beide würde nie im Stande ſein, mich von dem hohen Ziele als ein Geweihter

in die göttlichen Wahrheiten meinem Gotte und der Menſchheit zu leben, abhalten können. Ich bin feſt entſchloſſen, es ſei denn, daß mich eine höhere, momentane Pflicht *) davon abrufe, ich ſage: ich bin feſt entſchloſſen, mich zum Verkündiger und Erläuterer der göttlichen Wahrheiten aufzuſchwingen, und mein Gemüth iſt zu ſtark von dieſem Berufe durchdrungen, als daß ich mich davon durch Aeußerlichkeiten, ſein ſie auch noch ſo irdiſch drückend, je abwendig machen laſſen würde.“

Dieſe Fragen und beſtimmte Erklärung wiederholt Carl am 12. Auguſt, weil ihm der Vater auf dieſelben, verhindert durch mancherlei Geſchäfte, noch nicht mit einer Antwort erfreut hatte, und fügt hinzu: „Nun muß ich ihnen auch geſtehen, daß ich die Univerſität Erlangen in dem gegenwärtigen Augenblicke zu beziehen, gar keine Luſt habe. Seitdem Ammon dieſe Anſtalt verlaſſen hat, befindet ſich nur noch ein Vogel daſelbſt, der junge proteſtantiſche Theologen dahin ziehen könnte. Die philoſophiſche Facultät iſt durchaus mit Eklektikern beſetzt, die ungemein viel verderben unter jungen

*) Damit meint Sand wahrſcheinlich eine freiwillige oder gezwungene Theilnahme am Kriege. An ſeine Schweſter äußert er ſich darüber faſt zu derſelben Zeit ſo: „Was den Kampf für's Vaterland betrifft, ſo muß ich dir ſo viel ſagen, daß ich es vor der Hand nicht für nöthig halte, ſelbſt für unſer edles Deutſchland mit zu kämpfen; dann aber, wenn ich auch nöthig ſein ſollte, mein Leben zum Opfer zu bringen, fühlte ich mich viel zu muthbelebt, als daß ich mich erſt dazu rufen laſſen ſollte; und ich glaube dann auch, daß du und unſere guten Eltern viel zu Deutſch ſein werdet, als nur eine Widerrede zu thun, als darum höchſt undeutſch ſich abzukümmern.“ —

Leuten, ungemein vielen Wirrwarr in die Bildung derſelben hineinbringen. Auch miſſe ich daſelbſt jenen ächtreligiöſen Geiſt, der mich von außen her umgeben, der mich im Innern beſeelen muß, wenn ich mich würdig für meinen hohen ſeligen Beruf vorbereiten ſoll. — Der Geiſt unter den Studierenden in Erlangen gefällt mir nun auch gar nicht; ich wünſchte in einen humaneren, feineren und mehr moraliſchen Ton verſetzt zu werden. Dieſes mein Urtheil ſtützet ſich nun nicht allein auf meine eigene ſorgfältige Erfahrung, ſondern auf das der biederſten, würdigſten Männer, die ſich hierin die ſchönſten Erfahrungen geſammelt haben. — Mein ganzes Streben geht nun nach der Univerſität Tübingen u. ſ. w." Hier glaubt und hofft Sand alles zu finden, was er in Erlangen vermißt.

Im September ward Carl von der Schule mit folgendem Zeugniſſe ſeiner Tüchtigkeit entlaſſen. „Carl Sand gehört unter die an Gaben des Geiſtes und Vorzügen des Gemüthes vor vielen ausgezeichneten Jünglinge. Eine liebenswürdige Beſcheidenheit bezeichnet ſein äußeres Benehmen. An Aufmerkſamkeit, an Fleiß in den Schulſtunden und zu Hauſe weicht er keinem ſeiner Mitſchüler. Daher auch ſein Fortgang in den philoſophiſchen und philologiſchen Gegenſtänden vorzüglich war; nur in der Mathematik möchte er noch einiges nachzuholen haben. Die beſten Wünſche ſeiner Lehrer werden ihn bei ſeinem bevorſtehenden Abgange begleiten.

Regensburg am 10. Septbr. 1814.

J. A. Keyn,
Rektor und Prof. der Ober-Klaſſe.

So verließ Sand dieſe Anſtalt, auf welcher er ſich die Liebe aller Lehrer und Mitſchüler erworben hatte, um nach einer Reiſe in die Schweiz, wo er zugleich ſeinen Bruder Georg in St. Gallen zu beſuchen gedachte, die Univerſität Tübingen zu beziehen. Sand wußte recht wohl, wem er, außer ſeinen Lehrern, Keyn, Klein, (der vor kurzem in Würzburg ſtarb,) Saalfrank und Birnbaum ſeine Erziehung beſonders zu danken habe, und frei geſteht er ſeinen Eltern um die Zeit ſeines Abganges von der Schule: „ich muß ihnen — geſtehen, daß ich ihnen, ſo wie alle meine Geſchwiſter, den größten Theil einer reinen und wahrhaften Bildung verdanke, die ich an ſo vielen andern meines Umganges vermiſſen muß. Nur der Himmel kann ſie an meiner Statt dafür lohnen; ſie lohnen ſich ſelbſt durch das Bewußtſein, ihre Elternpflichten vor vielen andern auf die edelſte Weiſe vollbracht zu haben.“ — Die glückliche Wahl ſeiner Lehrer beförderte der Eltern Bemühungen, und man kann ſich leicht überzeugen, daß Sand rein, wie er ihnen anvertraut war, aus ſolchen Händen zurückgegeben werden mußte.

Aufenthalt in Tübingen und Feldzug gegen die Franzoſen.

(Von Michaelis 1814 bis Neujahr 1816.)

Von einer vergnügten Reiſe in die Schweiz zurückgekehrt, traf Sand im October geſund in Tübingen ein, wohin ihn beſonders der Ruf Eſchenmaier's gezogen zu haben ſcheint. Er verlebte dieſen Winter ruhig bei ſeinen Studien, und, wie es ſcheint, ſtill im Umgange mit einigen Freunden. Er trat zwar zu Tübingen in eine Verbindung von Burſchen, die ſich Teutonia nannte, wollte aber nachmals nicht viel von derſelben wiſſen.

So kam das Oſterfeſt von 1815 heran und zugleich die ganz Deutſchland ſchreckende Nachricht von Buonaparte's Flucht von der Inſel Elba. Von allen Seiten ſammelte ſich Deutſchlands waffenfähige Jugend unter die Fahnen der ſiegreichen Feldherren von 1813 und 1814. Da gedachte auch Sand der drohenden Gefahr, verließ Tübingen und ſtellte ſich in die Reihen der Kämpfer *). Er that

*) Es hat jemand im Eos, einem in München erſcheinenden beliebten Blatt, die Ausſtellung an Sands ſittlichen Charakter zu machen geſucht, daß er, und zwar im

dieſen Schritt mit ruhiger Beſonnenheit und nahm von den Seinigen daheim in folgendem Briefe Abſchied.

Tübingen am 22. April 1815.

„Theuerſte Eltern!“

„Ich bin ihnen bisher getreu geblieben; ich habe mich ihren elterlichen Lehren, und den guten Rathſchlägen meiner trefflichen Lehrer folgſam und gehorſam bewieſen, habe mich mit Eifer bemüht,

---

geheimen Einverſtändniß mit ſeiner Mutter, *von den Studien weggelaufen und unter die Soldaten gegangen ſei.* Wir fühlen uns nicht berufen, ein Wort darüber zu ſagen, ob und in wiefern in den Augenblicken der Gefahr des Vaterlandes Sand Unrecht that, ohne *vorher* eingeholte Erlaubniß ſeiner Eltern dieſen Schritt zu thun; ſo viel iſt aber gewiß, daß er ſich obgedachter Fehltritte *nicht* ſchuldig machte, und ferner iſt es gewiß, daß es ein ſehr geiſtloſer, abgenutzter Polizeikniff iſt, die Sittlichkeit eines Menſchen überhaupt durch abſichtliche Lügen herabzuſetzen, und daraus zu folgern, daß die Motiven einer gewiſſen Handlung deſſelben ſchlecht geweſen ſein müſſen. Welch ein logiſcher Beweis! Wie ſteht es denn mit der Schlußfolgerung, wenn die Vorderſätze umgeſtoßen werden? Dieſe Nachrichten ſind wahrſcheinlich mit den Behauptungen aus *einer* giftigen Quelle gefloſſen, daß Sands Mutter von ihrem Vater (welcher ſtarb, als ſie kaum zwölf Jahre alt war) zum Glanz erzogen worden ſei, und daß Sands Vater die Dienſtentlaſſung wegen ſeiner Untüchtigkeit erhalten habe. Es iſt aber aktenmäßig, daß dieſer ſie aus Gründen, die dem Verfaſſer dieſer Nachrichten bekannt genug ſind, verlangte und ſehr ehrenvoll erhielt. Und alles dieſes hat mit einer Unzahl anderer, gefliſſentlicher, ſämmtlich die Ehre und Rechtſchaffenheit der Eltern verläumdender Unwahrheiten zu jener Schlußfolgerung dienen müſſen! — Pfui, wie kann ſich doch ein *Mann* ſo wegwerfen! —

der Erziehung, die mir Gott durch ſie, meine theuren Eltern, und durch allerlei Schickungen zu Theil werden ließ, würdig zu werden und war mit Ernſt auf meine Bildung für jenen hohen Beruf bedacht, dereinſt in meinem deutſchen Vaterlande das Wort Gottes zu verkünden. Mein Streben war immer vorwärts. Daher kann ich ihnen nun ganz offen meinen feſten Entſchluß vorlegen, und darf um ſo mehr hoffen, daß ſie ſich als ſo liebende und ſorgſame Eltern in Rückſicht meiner beruhigen, daß ſie als ſo deutſch geſinnte Eltern mein Vorhaben eher loben, als mich davon abwendig zu machen ſuchen werden." —

„Das Vaterland ruft wiederum und dieſer Ruf gilt dießmal auch mir. — Mit innerem Kampfe, glauben Sie es mir, hielt ich mich das letztemal, als es Deutſchlands Befreiung galt, zurück und nur die Ueberzeugung, daß damals viele Tauſende für Deutſchlands Wohl kampf- und ſiegbegierig ſtunden, daß ich meinem näheren Berufe zu leben hatte, konnte mich abhalten. Jetzt gilt es, die damals wieder begründete Freiheit, die ſchon hie und da in unſerm Vaterlande ſo ſchöne Folgen hoffen ließ, für uns zu erhalten. Der allweiſe und allgütige Gott hat für uns noch dieſe große Prüfung, aber gewiß auch die letzte aufbewahrt, wir ſollen nun zeigen, ob wir dieſes hohen Gutes würdig ſeien, ob wir ſie uns auch mit Kraft und Nachdruck erhalten und ſichern können."

„Die Gefahr Deutſchlands war vielleicht noch nie ſo groß, als jetzt, wo die franzöſiſchen Banden ſo wüthend an ihrem Abgotte hängen, wo ſich die ſchändlichſte Verſchwörung vielleicht über halb Europa verbreitet hat. Daher erhebe ſich wieder Deutſchlands Jugend und bewähre an den Leichtſinnigen

ihren Muth! Daher iſt es nöthig, daß von allen Seiten die Edelſten zuſammeneilen. Auch von hier aus eilen die braven Norddeutſchen zu ihren Bannern; — die würtembergiſchen Stände dringen auf allgemeine Landesbewaffnung, und von allen Seiten geſchehen Erbietungen zu freiwilligem Dienſte und Tode für's Vaterland. Auch ich halte es für die höchſte Pflicht, für meines theuren Vaterlandes, für aller Theuern, die mich lieben, Freiheit mit zu kämpfen und ſollte die Uebermacht Vortheile über uns erlangen, vorn an den Grenzen im Tode über einen Wütherich zu ſiegen. Wäre ich nicht in Wahrheit von ſolchen Geſinnungen durchdrungen, würde ich ihnen nicht ſolche Geſinnungen kund thun: ſo weiß ich wohl, daß ich deutſche Eltern habe, die mich für einen Feigen, ihrer unwürdigen Sohn halten würden. Ich fühle zwar die Größe des Opfers, daß ich aus meinen ſchönen Studien heraustrete, daß ich mich vielleicht Rohen und Ungebildeten unterordne; aber das ſchwellt meinen Muth, mir erſt meine und meines Volkes Freiheit zu ſichern und dann, will's Gott, mich wieder vorzubereiten, um im Innern wirken zu können."

„Ich nehme nun auf eine Zeit Abſchied von ihnen, theuerſte Eltern, von meinen lieben Geſchwiſtern und von allen, die mir theuer ſind. Da es mir nach reifer Erwägung das Beſte dünkt, unter den Baiern zu dienen, ſo werde ich mich auf Kriegsdauer unter die Plänkler einer Jäger-Compagnie aufnehmen laſſen."

„Leben ſie denn wohl! und lebet Alle wohl! Ich will auch hier ihren treuen Ermahnungen folgen und mit Gott werde ich auch hier auf dieſer neuen Lebensbahn rein und mit mir ſelbſt zufrieden

aus allen den mancherlei Prüfungen, auf die ich gefaßt bin, hervorgehen und mich immer auf dem Pfade nach jenem Höheren über alles Irdiſche Erhabenen erhalten; vielleicht wird mir auch die hohe Wonne zu Theil, hie und da ſchöne Seelen vor dem Sinken zu retten.“

„Immer ſoll ihr theueres Bild mich umſchweben, immer will ich Gott vor Augen und im Herzen haben, um mit Heiterkeit alle Mühen und Gefahren des heiligen Krieges beſtehen zu können. Schließen ſie mich ferner in ihr andächtiges Gebet ein; Gott wird in allen traurigen Fällen der zu erwartenden drückenden Zeit Troſt und Hoffnung auf ein Beſſeres zukommen laſſen. Nur wenn uns Gott den Sieg verleiht, haben wir Hoffnung, uns bald recht froh wieder zu ſehen; ſollte dieß, was Gott verhüte, nicht der Fall ſein, ſo iſt — um was ich ſie bitte und beſchwöre — ſo iſt mein letzter Wille, daß ſie, biedere, deutſche Eltern, nicht in einem unterjochten Lande wohnen mögen!“—

„Doch warum einander das Herz ſchwer machen? Wir haben ja die gerechte, die heilige Sache; — es iſt ja ein gerechter Gott! — Warum ſollte uns nicht der Sieg werden? Machen daher auch ſie in ihren Briefen, denen ich ſehnlich entgegen ſehe, mir das Herz nicht bange. Und nun leben ſie nochmals wohl! Leben ſie immer wohl und getroſt! — Wieder ſprechen werden wir uns in jedem Fall in einem freieren Lande!“ —

„Ich bleibe bis in den Tod ihr treuer gehorſamer Sohn C. L. Sand.“

„Wie auch die Hölle brauſt,
Gott, deine ſtarke Fauſt
Stürzt das Gebäude der Lüge!“

„Th. Körner.“

„Vielleicht geht hoch über des Feindes Leichen
Der Stern des Friedens auf!“ —
„Th. Körner.“

Mit dieſem Abſchiede und Körners Liedern, welche er ſchon auf der Schule vor allen werth hielt, verließ Carl ſeine Bücher und ſchon am 10. Mai ſehen wir ihn gerüſtet in den Reihen des freiwilligen Jäger-Bataillons vom Rezatkreiſe unter dem Commando des Majors Falkenhauſen, welches damals in Mannheim ſtand. Er wählte dieſes Corps ſehr glücklich, indem er ſeinen zweiten Bruder unter demſelben als Kämpfer fand. In den Waffen war Sand ſchon geübt, denn im Jahre 1813 wurden auf Befehl 85 Gymnaſiaſten der erſten Klaſſe des Regensburger Gymnaſiums einexercirt. Dieſe Waffenübungen wurden im Sommer des Jahres 1814 wiederholt, ſo daß am Ende dieſes Sommers dieſe kleine Schaar vor dem Generallieutenant von Ekarth eine Probe zu deſſen völliger Zufriedenheit ablegen konnten. Sand war alſo ſchon mitten im Heere, als ſein Brief und Abſchied daheim anlangte, und wenn auch die ſonſt patriotiſchen Eltern dieſen Schritt nicht billigten, weil ſchon einer ihrer Söhne im Felde war, ſo konnte er doch, ungeachtet ihrer Bemühungen, nicht ungeſchehen gemacht werden.

Obſchon nicht ſehr gewöhnt an körperliche Anſtrengungen, trug Sand demohnerachtet die Beſchwerden des Feldzugs mit der männlichſten Kraft. Jede Erleichterung im Dienſte, die ſeine Vorgeſetzten ihm zudachten, verſchmähete er, weil er keinem der Waffengefährten an Aufopferung für das gemeine Wohl nachſtehen wollte. Brüderlich theilte er alles mit ſeinen Kameraden und gern half er

den Ermatteten fort, deren Gepäck er oft neben dem ſeinigen trug. Liebe und Achtung ſeiner Kameraden, die er ſich ſo erwarb, benutzte er am liebſten dazu, auf ihr ſittliches Betragen Einfluß zu gewinnen.

Von allen ſeinen Vorgeſetzten geachtet, verließ Sand nach beendigtem Feldzuge mit dem einſtimmigen Zeugniſſe eines unermüdlichen Dienſteifers, einer ſeltenen Beſonnenheit und Ruhe und muſterhafter, ſtrenger Sittlichkeit ſein Corps und kehrte nebſt ſeinem älteren Bruder im tiefen Winter nach dem Fichtelgebirge und zu ſeinen Lieben zurück, um von da nach Erlangen zu gehen, wohin ihn ein Verbot ſeiner Regierung, länger im ſogenannten Ausland zu ſtudieren, wider ſeinen Willen bannte.

Erlangen und das Burſchenleben.

(Vom neuen Jahr 1816 bis Michaelis 1817.)

Am 18. December 1815 war Carl Sand mit ſeinem Bruder Fritz zur Freude der Seinigen in ſeiner Heimath wieder eingetroffen. Das Chriſtfeſt und das neue Jahr 1816 brachte er im elterlichen Hauſe zu. Allein ſein Drang zur Berufsthätigkeit ließ ihn dort nicht lange weilen.

In Demuth vor ſeinem Gott beginnt er dieſes neue Jahr mit brünſtigem Gebet und Dank, daß ihm der Gütige einen ſeiner höchſten Wünſche und Gebete von Jugend auf in Erfüllung geben laſſen. „Du ließeſt mein deutſches Vaterland ſich durch ſeine eigne Kraft entwinden dem Joche der Knechtſchaft. Zum Zweifler wurde ich, ſo lange ich mich als Weltbürger kenne, in dieſer Rückſicht nie; mein Glaube ſtand feſt; aber daß meine feſte Zuverſicht durch die großen Prüfungen, die das Jahr 1809, und der Anfang des Jahres 1812, die Schlachten bei Lützen und Bautzen mit ſich brachten, öfters doch den ſich entwürdigenden Zweiflern ein geneigtes Ohr verlieh, und über das Hohnlachen der Deutſchen unwürdigen Spötter faſt zur

Verzweiflung gebracht wurde: das verzeihe mir durch die Vermittelung unſeres Herrn Jeſu, der mich nicht gänzlich ſinken ließ und endlich durch ſeinen heil. Geiſt ſo hohen Muth in meine Seele brachte."

„Vater, du haſt Unendliches an uns gethan! du ließeſt Sieg uns zu Theil werden über unſern Nationalfeind, und alle ſchwankenden Pflanzen in deinem deutſchen Garten, niedergebeugt durch verheerende Elemente, und hin und her geſchaukelt vom Winde des Zeitgeiſtes, wieder aufgerichtet; in tiefer Scham über ihr Zweifeln an deiner allwaltenden Gerechtigkeit, die ihrem ſchwachen Sinn zu lange langmüthig ſchien, wagen ſie es nun, ſich wieder aufzurichten zu dir, und ſind dir gerettet. — Herzenlenker! Auch mir wurde zu Theil, wenigſtens mit ausziehen, wenn gleich nicht mit ſtreiten zu können für's Vaterland!" —

Mit dieſen Geſinnungen kam er am 7. Jan. 1816 in Erlangen an. Hier fand er alsbald ſeinen alten Regensburger Freund, El—r, wieder, mit dem er eine Tagesordnung beſprach, durch welche er ſich in den Stand zu ſetzen hoffte, die Verſäumniß des erſten Vierteljahres dieſes Winterſemeſters nachzuholen. Dieſe Ordnung bemühte er ſich, genau zu beobachten, was ihm oft nur nach einigem Kampfe gelang und er ſelbſt geſteht ſich hin und wieder in ſeinem Tagebuche in dieſer Beziehung: „Die hohe Tugend der Ueberwindungskunſt, der Entſagung war nicht ſo lebhaft in mir." Ueberhaupt wachte er über ſeinen Fleiß und ſeine Sittlichkeit auf das ſorgfältigſte, und um ſich ein lebendiges Bild ſeiner Kraft und ſeines Willens zu entwerfen, ſchrieb er ſeit dem erſten Januar, beſonders aber ſeit ſeiner Ankunft in Erlangen, an

jedes Tages Abende auf, was er gut oder nicht gut vollendet hatte. Dieſe von 1816 bis zum letzten Dec. 1818 in Schreibkalendern geführten Tagebücher ſind die wichtigſten Documente aus Sands Leben, und dieſe ſollen hier, ſo weit ihr Inhalt weſentlich iſt, auszüglich und gewiſſenhaft mitgetheilt werden.

Zu ſeinen Vergnügungen beſtimmte er in der Regel einige Abendſtunden, die er mit andern auf dem Burſchenhauſe zubrachte. Selten aber blieb er länger als bis neun oder zehn Uhr, und immer befleißigte er ſich einer in Erlangen damals noch ſeltenen Mäßigkeit, theils aus Grundſatz, theils um ſeinen Eltern nicht unnütze Koſten zu machen. So ſchreibt er am 9. Februar in ſein Tagebuch: „Ich wollte Verwandte beſuchen, kam aber in das Commershaus. Hier war ich recht vergnügt; es brach endlich der unterhaltende, ſpaßhafte Streit zwiſchen K=ſt=r, Th=a und andern über Wunſiedel mit mir aus. Dieß dauerte bis 11 Uhr. Jetzt aber fingen N—e und Th—a mich zu keilen an, ich ſollte und mußte noch mit in's Weinhaus; ich weigerte mich ſo viel ich konnte; endlich aber, da es heraus kam, als wollte ich ihnen nicht den Gefallen thun, ihnen zulieb einen Schoppen Wein mit zu trinken und ſie es übel nahmen, mußte ich nachgeben. Allein nur leider bei einem Schoppen blieb es nicht, weil N—e, der ſich Launen vertreiben wollte, während ich noch die Hälfte meines Weins hatte, und eine Flaſche Champagner zum Beſten geben wollte. Als dieſe ausgeſtochen, ließ Th—a auch eine bringen, und für mich, wenn ich es gleich ſelbſt nicht verlangte, ward auch eine gebracht. Ich bekam einen Brand, mußte mich übergeben, kam aber dennoch glücklich nach Hauſe, ſchlief auf

dem Sopha eine Stunde, und dann legte ich mich erſt ins Bette. Und ſo war dieß dann der gebrandmarkte Tag, an dem ich an meine theuren, karglebenden Eltern nicht lebhaft genug dachte, und mich durch ſolche, die Geld genug hatten, ſo weit bringen ließ, eine Ausgabe von 4½ Fl. zu machen, die gänzlich unnöthig, ja ſchädlich war. Verzeihe, Allgnädigſter, verzeihe, und nimm das Gelübde, ich will ſo etwas nicht mehr thun, will jetzt täglich etwas karger leben, um die großen Nachwehen dieſer Ausgabe für meine Kaſſe wieder zu heilen."

Und von jetzt an finden wir faſt täglich, daß er ſein Betragen in dieſer Rückſicht ſelbſt zu billigen im Stande iſt, ſelten aber, ohne ſich Vorwürfe, wenn auch nur über Gedanken, zu machen.

Beſchäftigt immer mit ſich ſelbſt und ſeinem Beſſerwerden, ſchreibt er am 9. Februar. „Ich brachte den Tag ziemlich fleißig zu, und am Abend ward ich mit Freund El—r ſehr begeiſtert für den alten Wahlſpruch: In der Kraft beſtehet das Chriſtenthum! und ich gebot Sieg und Unterwerfung allen Lockungen vom rechten Wege, vom Wege der Pflicht."

Ueber dieſe ſeine innern Beſchäftigungen ſteht er auch gleich Anfangs in Erlangen wieder in einer ſchönen Berührung mit ſeinen Eltern. Am 23. Januar ſchreibt er an ſeine Mutter.

„Liebe Mutter."

„Wie ſollte ich ihnen nach Verfluß von acht Tagen, in meiner neuen Lage hier in Erlangen verlebt, etwas anders verſichern können, als daß es mir recht wohl und gut ergehe; — da Gott uns doch allenthalben, wo wir gehen und ſtehen, nichts als Freude bereitet? Je mehr ich dem Chriſtenthume obliege, deſto mehr werde ich ergriffen

dafür, daß alle irdiſchen Leiden (ob ich gleich von ſolchen in meinem Leben noch nicht aus eigner Erfahrung ſprechen kann) und alle die trüben und mißvergnügten Stunden, die uns kommen, nur wie ein kleines Bächlein zu einem weit größern Strome von Freuden, nicht allein der immerbleibenden, geiſtigen, ſondern auch ſogar der Freuden des Tages, wenn wir ſie genau zu erforſchen und aufzuzählen uns beſtreben, ſich verhalten. — Liegt es doch in meinen überſpannten Erwartungen, daß ich manche mir zu Theil werdende Freude nicht für ſolche achte; liegt es doch nur in meinem, nicht genug dankbaren, leicht darüber hinweggehenden Sinn, wenn ich viele der Freuden gar nicht erkenne; liegt es doch endlich nur an mir, wenn ich mir erblühende Freuden mir ſelbſt verbittere, dadurch, daß mir das größere Glück anderer, das jenen gerade jetzt zufiel, wo ich deſſen, ob ich mich gleich in meinem Leben auch ſchon öfters dergleichen zu erfreuen hatte, gerade nicht genieße, immer vor den Augen liegt. Immer erwarte ich Unbilliges, immer zähle ich nur die trüben Stunden, nicht die guten, und oftmals betrachte ich auch ein glänzendes Glück anderer, und vergeſſe viele dergleichen Begünſtigungen von Gott, die mir ſchon zu Theil wurden. Der, der ſich unglücklich vermeint, wird, wenn er es im Stande iſt, das ihm von Gott während ſeines Lebens uns an jedem Tage verliehene Gute richtig zu erkennen, ſich glücklich finden, und mit Dank erfülltem Herzen ſich zu dem Geber ſeines Wohlergehens hinneigen. — Ein andres iſt es, wenn ich von Seelenübeln rede, wenn ſich Einer einer Sünde, und des Unheils, das daraus für ſeine glückliche Lage erwächſt, be-

wußt iſt; dann iſt er unglücklich, darf aber auch nicht mit Gott darüber hadern.“ —

„Was mich bis jetzt, theuerſte Mutter, am vorzüglichſten von den Lehren der Schrift, der ich nun erſt anfing mich eigentlich zu weihen, ergriff, iſt der Satz: in der Kraft beſtehet das Chriſtenthum! und die herrlichen Stellen über die chriſtliche Liebe im 13. Cap. des erſten Briefs an die Corinther, die ich ſie nachzuleſen bitte. Ach, wir müſſen es geſtehen, daß wir uns ergriffen und neubelebt fühlen durch dieſe göttlichen Lehrweiſen und daß wir menſchlichen Köpfe wohl nie für uns ſelbſt auf ſolche Lehren der Offenbarung gekommen wären. Haben ſie, theure Mutter, die Güte, mir auch ihre Gefühle gelegenheitlich darüber mitzutheilen, denn es wirkt außerordentlich zur Bildung, von zarten Gemüthern in Rückſicht ſo hoher Lehren angeregt zu werden. — Auch erſuche ich ſie, Inniggeſchätzte, alle meine Briefe von ihrem Gemüthe beurtheilen zu laſſen, und mir alles Tadelhafte zu bemerken, damit ich mich darnach verbeſſern könne. Freilich muß ich auch zugleich die Bitte beifügen, ſie ganz für ſich, abgeſehen von andern, von Muſtern zu beſchauen, und nicht mit denen der beiden lieben Brüder zu vergleichen; denn da ein Familienbrief nichts anders iſt, als ein Spiegel des Gemüths deſſen, der ihn ſchrieb, ein jeder aber ein anderes, von verſchiedenen anderen Umſtänden und Lagen angeregtes und verſchiedenartiges Gemüth hat: ſo muß auch ein jeder einen eigenen ganz für ſich ſtehenden und auch als ſolchen zu betrachtenden Brief ſchreiben. Ich fühle recht ſehr, daß es meinen Briefen vorzüglich an Ordnung und Geſchmeidigkeit des Styls fehlt, und hier-

auf: bitte ich ſie vor Allen mich aufmerkſam zu erhalten.“

Das Ende dieſes Briefes fehlt. Sands religiöſes Gemüth, und das zarte Verhältniß zwiſchen Mutter und Sohn ſpricht ſich klar und wiederholt darin aus. Sein rechtgläubiges Chriſtenthum hatte neuen Stoff erhalten. Es lebte in ihm, und ward genährt durch das Studium der Schrift, welches er hier unter Leitung des Doktors Mayer und Profeſſor Bertholdt, und im Geſpräch mit Freund El—r fleißig betrieb. Daß er aber auch die Lehren Chriſti nur faßte, um ſie durch die That zu bewähren, zeigt unter andern ſein Benehmen bei folgendem Vorfall.

Im Febr. ſtarb eine Muhme von ihm in Erlangen und verließ ihre ſchon vaterloſen Kinder zum Theil noch unerzogen, als elternloſe Waiſen. Alsbald eilt Sand dahin, und iſt der erſte, dem es unter den die Verlaſſenen beklagenden Freunden einfällt und gelingt, zu tröſten, indem er ſich zu helfen entſchloß. Zugleich mit der Anmeldung des Todesfalls an ſeinen Vater legte er mit den beweglichſten Worten ihm die Bitte an's Herz, den jüngſten Sohn zu ſich zu nehmen und zu erziehen.

Höchlich erfreut über die Erfüllung ſeiner Bitte, ſchreibt er an ſeine Mutter am 25. Febr. „— — für die innige Freude, die ſie mir durch ihren Brief und durch den lieben Ton, in dem ſie mir in die Seele ſprachen — gewährten, ſage ich ihnen den gebührendſten Dank. — Wie ich hoffen und überzeugt ſein konnte, ſo nahmen ſie ſich des kleinen Julius, ſo ſehr es auch neue Anſtrengungen erheiſcht, an. Dieß erfüllt mich aufs Neue mit dankbarer Rührung, zumal da ich im überzeugenden Vertrauen auf ihre hülfreiche Menſchen-

liebe, dem guten Bäſchen, um ſie thätig zu tröſten, halb und halb ſo etwas ſchon eröffnet hatte.“—

In der Folge nahm er den kleinen Vetter Julius ſelbſt mit ſich nach Hauſe und überantwortete ihn den Eltern zur Fürſorge und Erziehung.

In Erlangen ſchloß er ſich bald mehreren gleichgeſinnten Freunden an, und Geſpräche über Säze des Chriſtenthums waren ſeine Lieblingsunterhaltungen, auf die er immer zurückkam. Und ſo ließ er keine Gelegenheit vorüber, wo er ſich und andre recht lebendig an die hohe Wohlthat der Offenbarung Gottes durch Chriſtum erinnern konnte. Meiſt geſchah dieß auf eine eigenthümliche Weiſe. So ſchreibt er am 17. Febr. „Um 9 Uhr“ (Abends) „kamen wir: H—ll—r, T—z—l, Z—tt—l, A—m, El—r und ich, auf Z—tt—ls Zimmer, bei Chokolade und Bier, des großen Dr. M. Luthers Sterbetag und Sterbeſtunde (am 18. Febr. 1546 frühmorgens zwiſchen 2 und 3 Uhr) feſtlich zu begehen und ſein Andenken in uns zur wahren Kraft zu beleben. Wir ſangen geiſtl. und weltl. ſchöne Lieder; Luthers Tod, berichtet an den Churfürſten von Prof. Jonas, aus Seckendorffs Leben Luthers wurde vorgeleſen; und endlich zum Beſchluß um die Sterbezeit, ſangen wir: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott,“ brachten Luther ein rührendes Vivat, und gingen dann gegen 3 Uhr nach Hauſe.“

Bei dieſem engeren freundſchaftlichen Zuſammenleben nahm er faſt täglich Gelegenheit, einige Stunden im größeren Kreiſe der Burſchen zuzubringen. Er hatte ſchon oft Anſtoß an den wüſten Bierſaufereien genommen und übte deshalb, um ſich ſelbſt nicht läſtig und verächtlich zu werden, die nüchternſte Mäßigkeit fortwährend unter den ſchwärmenden Burſchen. Er nannte dieß: „com

menſmäßig ſeyn.“ Man hatte wegen dieſes Betragens größtentheils Achtung vor ihm, da er ſich damit andern nicht läſtig, ſondern, weil er immer vergnügt, freundlich und nachſichtig blieb, beliebt bei jedem machte. Im Stillen faßte er ſchon um dieſe Zeit den Plan, auf Erlangens Burſchen einen wohlthätigen Einfluß zu üben, und immer mehr ſchloß er ſich an die, welche er als die beſſern unter den Wortführern erkannte, an. Durch ſein äußeres Erſcheinen ſuchte er in Sinnesverwandten Aufmerkſamkeit zu erregen. So erzählt er am 5. März: „Es that mir leid, daß ich nicht mit auf den Commers eingeladen worden war. Am Abend aber erſchienen B—r und Cl—r unter meinem Fenſter und luden mich ein. Ich zog meine altdeutſche Kleidung an, und ging mit dankbar freudiger Seele zu dieſem Gelag; dort wurde die deutſche Tracht allgemein belobt, in mancher deutſchen Seele erweckte ſie deutſche Empfindungen. Späterhin war man recht ſehr vergnügt bis um 1 Uhr nach Mitternacht. — Das ſchönſte dabei war das Näherwerden mit dem deutſchen B—l. Er richtete ſeine Blicke auf mich und deutſchen Gefühles voll eröffnete er mir ſeine Liebe zur Wiſſenſchaft und ſeinen Gemeinſinn, auch auf andre, und im nächſten Sommer vielleicht auch auf uns gratis etwas von dem Seinigen, von dem, was er in der griechiſchen Literatur geleiſtet habe, überfließen zu laſſen. — Ohne alles, was Uebelbefinden heißen könnte, (denn ich hielt mich teutoniſch ſehr mäßig) ging ich nach Hauſe, ſprach noch ſehr innig mit H—r, H—l, A—m, und größtentheils, aber in Blicken, mit K—ch.“

Schon zwei Tage darauf fand Sand ſich mit dem rechten Mann zuſammen, von dem er thätigen

Beiſtand in ſeinem Plan, das Burſchenleben Erlangens zu beſſern, mit Herz, Kopf und Hand erwarten konnte. „Ich ging," ſchreibt er am 7. März, „zuletzt zu U—ch, wo wir denn, mir bleibend merkwürdig, uns mit einander zum allgemeinen deutſchen Beſten: zu Umänderung und Verbeſſerung des rohen, egoiſtiſch-baieriſchen, unerfahrnen Sinnes und Tones unter den hieſigen Studierenden herzlich und kräftig beſprachen."

So rückten die Ferien heran, und Sand hatte, ſeinem redlich geführten Tagebuch zu Folge, Tag für Tag und Woche für Woche Abſchluß mit ſich gehalten und die Rechnung fiel zu ſeiner innern Beruhigung ſowohl hinſichtlich ſeines Fleißes, denn er holte in dieſem ein verſäumtes Vierteljahr nach, als auch ſeiner Sittlichkeit aus. Trotz einer aus dem Feldzug nachgeblieben Kränklichkeit hatte ſich Geiſt und Körper zur rüſtigſten Thätigkeit erſtarkt, und hatte ſelbſt Muth und Luſt bekommen, auf ſeine akademiſchen Freunde einen wohlthätigen Einfluß zu äußern. Weh that ihm daher ein Vorfall, der damals in Erlangen großes Aufſehen erregte, und deswegen nicht unwichtig iſt, weil ganz ähnliche Ereigniſſe dem Entſtehen der Burſchenſchaften auf andern Univerſitäten, namentlich in Jena, Halle, Breslau, Würzburg, Heidelberg, vorausgingen, und deutlich das Bedürfniß derſelben bewußt und unbewußt verriethen. In jener Zeit, die ſich freier und kräftiger als je bewegte, weil das vereinte Volk die Möglichkeit ſeiner Freiheit gemeinſchaftlich zu ſpüren begann, wo der erſte, ja der zweite Freiheitskrieg ausgefochten war, und viele deutſche Burſchen heimkehrten aus Krieg und Schlacht mit höhern Lebensanſichten und richtigern Begriffen über ihren Beruf erfüllt —

damals beſtanden noch auf allen deutſchen Hochſchulen Landsmannſchaften, und zwar in einer Art und Weiſe, die, wenn Unfleiß, Völlerei und Sittenloſigkeit jemals von nach Wiſſenſchaft ſtrebenden Jünglingen ſo weit getrieben werden konnten — gewiß Schauder erregen mußten.

Gewöhnlich trennten ſich von dieſen Landsmannſchaften alle, denen die Wiſſenſchaft lieb und des Geldes wenig geworden war; zu ihnen zählte man alle Feige und Unruhige, und gab ihnen den Namen Obſcuranten, oder dergleichen bald rohere, bald verächtlichere Namen mehr.

Ein andrer Haufe auf den meiſten Hochſchulen ward zu jener Zeit von den ſogenannten Wilden oder Renonceen gebildet, aus ſolchen nämlich, die theils von den Landsmannſchaften nicht aufgenommen wurden, weil ſie ihnen „nicht ſchienen,“ oder die nicht aufgenommen ſein wollten, aber Freunde unter den Landsmannſchaftlern hatten, oder die Schutz ſuchten bei der einen Landsmannſchaft vor Anmaaßungen einer andern.

Dieſe drei verſchiednen Haufen, wo in Landsmannſchaften und Obſcuranten, bei jenen in Aeußerung und Verbrauchung der Kraft; bei dieſen in Zurückhaltung und oft in vernachläſſigter Uebung derſelben, zwei Extreme, ein wenig bedeutendes Mittel aber in den Renonceen erſcheint, ſtanden noch 1816, wo Sand Erlangen bezog, auf dieſer Hochſchule neben einander, und wir ſehen ihn zuerſt ſich in dem Mittel haltend, prüfend, Pläne machend, vorbereitend immer beſchäftigt, aber vorſichtig, wo er ſein Innres über dieſen Punkt enthüllt.

Um die Zeit der herannahenden Oſterferien dieſes Jahres geſchah es, daß ein Haufen jener ſogenannten Obſcuranten in Erlangen zuſammenſaß,

in dem Gaſthof zum ſilbernen Horn (?) und ſich mehrere von der Anſpacher Landsmannſchaft einmiſchten, und ihnen allen erſinnlichen Tort und Dampf anthaten, ja ſie zuletzt in ihrem Uebermuth mit Thätlichkeiten reitzten, indem es Ton war zu jener Zeit, zu wähnen, dieſe Leute haben auf eine anſtändige Behandlung, wie andre Burſchen von ihres Gleichen, gar keinen Anſpruch zu machen. So geriethen ſie in die größte Noth, und kein Wunder, wenn ſie gemißhandelt, ja geprügelt zu Mitteln ihre Zuflucht nahmen, die ſonſt wohl unter Burſchen ehrlos zu machen pflegen.

Sand ſchreibt auf Veranlaſſung dieſes Vorfalls folgendes am 24. März. „Auf der Univerſität iſt jetzt alles ſo todt, wegen der Geſchichte mit den Obſcuranten, die die Anſpacher beim Silberhorn niederſaufen wollten und ſtark beleidigten. Prügelei entſtand dabei. Dieſe zu ſchwach ſich ſelbſt zu helfen, ſuchten Hülfe bei der Polizei; die Malefikanten erhalten Stadtarreſt. Nur der einzige K—ſt—r von den Franken *) war mit dabei. Traurig, daß unſerer Idee, dieſe ſchlechten Zuſtände der Univerſität ſo viel als möglich zu verbeſſern, durch dieſe Hefe der Univerſität ſoviel Schaden gebracht wurde. Aber Gott wird helfen.“

Die Landsmannſchaften wurden nämlich durch dieſe herbeigezogne Einmiſchung der Behörden nur noch erbitterter gegen dieſe Obſcuranten und es war jetzt nicht zu erwarten, daß ſie dieſen Obſcurantismus durch eine billigere und ehrenhaftere Behandlung und durch Einräumung der allen Burſchen

*) Die Landsmannſchaft der Franken war damals die geachtetſte in Erlangen.

von ſelbſt zuſtändigen Rechte zu verdrängen ſuchen würden. Vielmehr ergriffen ſie im ächten Landsmannſchaftsgeiſte die empörendeſten Maßregeln gegen dieſe Unglücklichen, ſo daß mehrere ſich gezwungen ſahen, die Univerſität gänzlich zu verlaſſen, um ſich der Lebensgefahr zu entziehen.

Unter Sands nähere Bekannten gehörte ſchon damals ein gewiſſer Dittmar, welcher bald ſein innigſter Freund ward. Eben ſo der ehrliche M—ck. Mit Str—l, dem Senior der fränkiſchen Landsmannſchaft, machte er ſich um dieſe Zeit genauer bekannt, wie er ſich an alle kräftige, thätige Menſchen immer zuerſt anſchloß; zumal wenn es ihnen, wie es hier anfänglich ſchien, nicht an Geiſt und Gemüth fehlte. Hierauf trat er eine Ferienreiſe zu ſeinen Eltern an. Seine Kränklichkeit machte eine Badekur nothwendig.

Sands Mutter befand ſich um dieſe Zeit in Redwitz auf dem Kupferhammer. Dahin ritt oder ging er faſt täglich nach dem Bade, und vollbrachte in ihrer Geſellſchaft die für die Ferien beſchloſſenen Arbeiten. Wegen dieſer machte er ſich große Vorwürfe, denn ſie wollten oft nicht von Statten gehen, da ſtarke Bewegung, Eſſen, Trinken und wahrſcheinlich auch die Badekur ihn für geiſtige Beſchäftigungen laß machten. So kam es, daß er am 13. April unzufrieden mit ſich ſelbſt ſchreiben mußte: „das Leben ohne einen höhern Zweck iſt öde und leer. Dieß war der Fall auch heute bei dem meinigen. Ich aß ſehr viele gute Sachen, Backereien, und aß faſt beſtändig ein Wenig; ſo geſchah es denn, daß ich, ſo oft ich mich über meine Arbeiten machte, nichts zu Stande bringen konnte. Voller Grillen und faden Weſens, ging ich Abends in Geſellſchaft und ging auch

ſo wieder heraus.“ Und am folgenden Tage Sonntags: „Im Ganzen ſehr ſchlechter Tag, unreligiös, ohne Empfindung. Nichts Herzangreifendes, als der Anfang des Auswendiglernens der Schilderung der Deutſchen durch Johannes v. Müller. — Verzeihe mir, Vater, meine Sünden und ſtrafe mich zur Beſſerung.“ —

Die Badekur ſchlug bei alle dem ſehr gut an, und glücklich ward der verhaltene Krankheitsſtoff durch Dampf- und Schwefelbäder weggeſchafft.

Wir ſchalten hier eine Stelle ſeines Tagebuches, ein, in welcher ſich Sands fromme Kindlichkeit aufs zarteſte ausſpricht. Das Verſtändniß und die rechte Würdigung eines ſolchen Gemüthes wird daraus jedem unverdorbnen Menſchen leicht werden; für Spötter iſt ſie freilich nicht; indeſſen nicht für ſie, ſondern nur für erſtere ſchreiben wir ſie aus.

Den 19. April „Heute war ich recht fleißig auf dem Hammer bei der guten Mutter und auch recht vergnügt. Am Abend ritt ich nach Hauſe; das Pferdchen, das ich ritt, meines Bruders Füchschen, war recht eifrig, aber ſtutzig. Seit vorgeſtern, wo es ſehr wild war, und bei Redwitz ſcheu wurde, war es immer ſtutzig; es lief ein klein wenig Feuchtigkeit aus der Naſe; das Futter ſchien ihm nicht ſo ſehr wie ſonſt zu ſchmecken; ich hatte ihm einige Stücken Zucker, auf welche es ſonſt ſo gierig iſt, gegeben, und heute ein klein wenig Zimmt; es wieherte ſehr oft, aber dennoch will es heute Abends nicht freſſen; es fraß ſeinen Hafer und ein wenig Heu, aber das gute Thier ſcheint außer ſeinem etwas verletzten Hufe noch etwas anders in ſich zu haben. Würde es rotzig oder ſonſt krank, ſo würden die Leute, und ſelbſt die Verwandten die Schuld auf mich ſchieben, ob

ich es gleich ſo ſehr pflegte und ſchonte. Ach, Herr, verſchone mich, wenn ein ſolch Unglück von mir entfernt werden kann, und laſſe es bald wieder geneſen. Aber ich will auch mit deinem Beiſtande ſolch drückenden Unfall für unſre Familie ertragen, wenn du, Herr, es mir mit Weisheit auferlegt haſt, und es zum Inmichkehren, zu meiner Beſſerung dienen ſoll, und wenn es Strafe für meine Sündhaftigkeit ſein ſoll. Vater, in deine Hand befehle ich ſolches Verhängniß, meine Seele, und mein Leben." Und am 20. April. „Das Pferdchen wurde wieder wohl, Gott half!" —

In dieſer gläubigen Frommigkeit und Reinheit rechnete er jeden Schmerz ſeines Leibes wie ſeiner Seele als eine von Gott geſandte Strafe zur Beſſerung von Sünden in Gedanken, Worten und Werken. Tadle den Glauben, wer es kann, finde, wer da will, religiöſe Schwärmerei darin; er wird die Unſchuld und Seelenreinheit, wenn er ſie jemals ſelbſt gekannt hat, und das hohe Streben nach dem Bewußtſein der Tugend in Sand nicht abzuläugnen im Stande ſeyn. —

Und — doch wir laſſen ihn ſelbſt weiter reden: am 28. April „heute Morgens in einer ziemlich hierzu geſchickten Stimmung, auch vorbereitet hiezu dadurch, daß ich auf das Irdiſche wenig achtete, empfing ich mit meinen theuern Eltern und meiner Schweſter Julie, meinem ſchon lang in mir wohnenden Sehnen gemäß, das heil. Abendmahl durch Hrn. Senior Reuß. Er belebte mich durch mehrere Stellen ſeiner Rede und mich durchdrang die hohe Wahrheit der Religion. Es iſt ein Brod, und alſo auch eine Gemeinſchaft des Leibes und Geiſtes. — Jeſus ging herum und that wohl. — In allen Dingen lobt die ewige Kraft, in dem

einem mehr, in dem andern weniger geſteigert; dieſe verbindet alle ſchon an ſich durch die ewige Liebe, zu welchem Syſtem uns aber nur Chriſtus durch ſeinen Opfertod erheben konnte. O, welche ſelige Zeit, die man Gott, und dir, Chriſte, verlebt! Könnte ich in dieſem Augenblicke nicht wirklich mich für edle Zwecke in den Tod geben? Könnte ich in dieſem Augenblicke nicht ſelbſt die Schlangen des Naturtriebes und der Trägheit unterjochen? Könnte ich nicht alle Launen in die göttliche Liebe verſchmelzen? — Vater, dir ergebe ich mich, daß mich nicht die Flüche des Sagens und Nichthaltens, der leeren Theorie und des Unberückſichtigtlaſſens des: in der Kraft beſtehet das Chriſtenthum! treffen müſſen. Deiner Leitung empfehle ich mein Leben!" — „Am Abend ſah ich im Harmonietheater, wo das letzte Mal in dieſem Winter geſpielt wurde, die ſilberne Hochzeit von Kotzebue aufführen und zwar ſehr ſchön, und ich kam dadurch auf keine böſen Gedanken." Wie zu ſeiner Rechtfertigung ſind dieſe letzten Worte hinzugefügt.

Mit Anfang des Monats Mai kam er wieder in Erlangen an, und fand dort ſchon „Freund El—r" und den „deutſchen U—ch." Mit erſterm las er in den Erholungsſtunden Göthe's Fauſt, und gerieth zuerſt in Staunen über den Wirrwarr und das menſchliche Verirren in dieſem Werke." Als er aber das Ganze überſah, ſchrieb er am 4. Mai: „O grauſenerregendes Spiel des Teufels im Fauſt! — Was der Mephiſtopheles in mir ſei, fühlte ich recht ſchrecklich. Gegen 11 Uhr in der Nacht habe ich dieſes Trauerſpiel zu Ende geleſen und ich fühlte und ſah den Teufel in mir — ſo daß ich um

12 Uhr unter den jammervollſten Thränen mich fürchte! —

Bei dem D. Vogel hörte er in dieſem Sommerhalbjahr Dogmatik und Kirchengeſchichte, bei dem D. Mayer ſetzte er ſeine exegetiſchen Studien fort, und er ſagt ſelbſt, daß er „viel Vertrauen zur wirklichen Bearbeitung dieſer Collegien, beſonders der erſteren,“ gehabt habe.

Der „lebhafte U—ch“ hatte mehreren Freunden Vorleſungen über die altdeutſche Poeſie zu halten verſprochen, und Sand nahm daran Theil. Beſonders erhoben fühlte er ſich durch die Lektüre der Fabeln des treuen deutſchen Bonerius, worüber er ſich folgendermaßen ausläßt: „O, wie danke ich dir, Höchſter, Leiter der Menſchheit und auch der einzelnen, ſelbſt der ſchwachen Menſchen, wie ich bin, ich danke dir, daß du mich U—chen in die Hände führteſt, der uns mit ſo hocherfülltem Herzen auf jenen unerſchöpflichen Schatz des Genuſſes unſerer urvolksthümlichen Werke eigentlich führte, und uns nun darin einzuweihen ſucht.“

Bei einem angeſtrengten Fleiße ließ jedoch Sand in Uebereinſtimmung mit mehreren Freunden das Burſchenleben in Erlangen fortan nicht mehr aus den Augen. An Cl—r, in welchem „der Gemeinſinn ſchon durch andere Verhältniſſe mächtig aufgeregt“ war, fand er jetzt den kräftigſten Beiſtand. „Es wurde,“ ſchreibt er, „mein bisher oft lebhafter, oft ſchwankender Vorſatz auf der hieſigen Univerſität den Geiſt der Burſchenwelt zu dem Geiſte jener deutſchen Burſchen auf andern vaterländiſchen Hochſchulen zu ſteigern, der die letzte Zeit bloß in dem mit feſtem Willen angenommenen Principe, meine eigne deutſche Burſchenfreiheit bis auf den Tod zu vertheidigen und ſie auch von kei-

nem meiner Mitgenoſſen einſchränken zu laſſen, noch lebte, wieder kräftig durch El—r dadurch angefeuert, daß er bei der gegenwärtigen, ſo ganz dazu geſchickten Lage der Landsmannſchaft der Franken uns, U—ch und mir dazu rathen wolle, uns mit den andern und mit ihm ſelbſt zugleich aufnehmen zu laſſen, ſo daß wir dann kräftig genug ſeien, das Unkraut dort auszumerzen, und U—ch bis Pfingſten in dem Amte der Alten (Senioren) von Herzen, deutſchen Sinnes, deutſcher Freiheit voll, mitſprechen könne, und wir alſo unſerm Wirken ein ſehr ausgedehntes Ziel geben könnten, woraus uns die ſchönſten Hoffnungen wieder erblühen müßten. — Morgen will ich mit U. darüber zu Rathe gehen und es ſoll dann mit Kraft oder nicht darin gearbeitet werden. — Gott, der du die kleinen Funken unſeres menſchlichen Willens zu Thaten manchmal zu führen geruheſt, nimm unſere mit gutem Willen geſchehenen Anordnungen in deine Leitung und deinen Schutz!"

Indeſſen ging die Sache doch nicht ſo ſchnell vor ſich. Es fühlte ein jeder, daß es ihm zu dieſem neuen Werke noch hie und da an Klarheit fehle, und dieß veranlaßte faſt täglich Geſpräche und einen lebhaften Austauſch der Ideen, die namentlich in Sand ſo viel Neues anregten, daß er ſich vom 18. Mai vornahm: „Von nun an will ich, wie Schillers Raphael von Julius ſagt, auch täglich die Reſultate meines Philoſophirens kurz aufzeichnen."

Wir wollen einige ſolcher Reſultate, die er als „Ideen" jeden Tag niederſchreibt, hier ausheben.

Den 28. Mai. „Idee: Erlöſung iſt eine überaus hohe Aeußerung von Gottes Gnade und Güte, aber eine noch höhere iſt die Schöpfung."

Den 31. Mai. „Ideen; Gang der Natur; Menſchenkenntniß; Oekonomie. Weltereigniſſe in Deutſchland und Frankreich und, Gott, du macheſt alle gleich. In deine Hand ergebe ich mich.“

Den 2. Juni. „Ideen: Ueber die Ehe mit H—e, über das Schlechte des Soldatenweſens mit A— geſprochen.“

Den 12. Juni: „Nichts könnte für mich ſchrecklicher ſein, als wenn ich über großen Reichthum zu gebieten hätte! Laſſe mich, Vater, im ſauern Schweiße meines Angeſichts ein dürftiges Stückchen Brod eſſen! — Schätzen vorzuſtehen, dazu muß eine große Seele auf dieſer Welt berufen werden.“

Den 15. Juni. „Am Abend kam ein Erhabenheit verkündendes Donnerwetter. Ich konnte mich des Schauens nicht ſättigen. Vielerlei Ideen lebten friſch in mir auf. Ich fühlte meine durch Erbſünde mir ſelbſt aufgewiegelte Anlage zur Melancholie, erkannte meine Schwärmerei, daß ſie bisweilen im ſchlechten Lichte ſich zeige. Das Donnerwetter rief mir aber Gnade und Leitung Gottes in meinen ſündhaften Feſſeln zu. Endlich kam ich auf den Wunſch auch einmal doch geſchickt zu ſeyn, die von mir ſelbſt ſo ehrfurchtsvoll betrachteten Oden Klopſtocks fühlen und würdigen zu können. Ich ſuchte ſie aus meinen Büchern hervor, und ſiehe, du, großer Gott, gewährteſt mir im Leuchten des Blitzes ſelbſt die hohen Ideen des erhabenen chriſtlichen Dichters in mir ſchaffen zu können. Ich las, ſo lange das eigentliche Gewitter anhielt bis um halb zehen Uhr. Zum Studieren meiner Collegienhefte wäre ich zwar aufgelegt geweſen; aber ich überließ mich lieber dem, meine Schwärmerei, dieſer Tage wieder ſo ſehr aufgewacht,

ſchlechten Anſtriches, aufs tiefſte zu verfolgen mit der Phantaſie, um ihrer einmal ſatt zu werden. Dieß that ich, aber ſie führte, in feſten Schranken eingezäunt, dießmal zu nichts Entwürdigendem, und die hohe Idee, daß trotz des Spiels der Teufelsanlage in uns, welches Göthe in ſeinem Tanz der Teufel und Hexen auf dem Brocken im Fauſt, ſo trefflich ausmalt, doch du, o Gott der Allgegenwärtige mit unausſprechlicher Vaterhuld unſerer, der Sünder, und auch meiner in dieſem Zuſtande annimmſt, machte mich ruhiger und ich legte mich ſchlafen mit dem Wunſche, neben geförderter Arbeit mich recht unter die Menſchen, unter die Studentenwelt werfen zu können, um von dieſer nagenden melancholiſchen Seite her nicht zuviel zu leiden, und luſtiger und mit Sprachgabe ausgerüſtet zu werden. Deine Vaterliebe, o Gott, o Abſolutes, iſt mir verheißen durch deinen Sohn Jeſus, und ich will es werden und bin es — gläubig!" —

Den 15. Abends halb 10 Uhr.

„In dem Dunkel der Nacht
Bei des Blitzes Leuchten und des Donners Krachen
Dachte ich, nach des Klopſtocks Weiſe,
Augenblicke der Ewigkeit.
Und ich hörte von unten der Sünder Stimme,
Und im Kämmerlein meine, des Sünders, Stimme.
Sind dieß Stimmen erlöſeter Engel? Ich fragt's —
Da erjauchzte im Donner ein: Ja! —
So laß mich beten, ſchenke mir
Augenblicke der Ewigkeit!
Laß in des Leibes mächtiger Todtennacht
Mir noch den Strahl Deiner Allgegenwart."

Den 28. Jun. — „Ideen: die Vernunft iſt der Schimmer des uns noch zukommenden Göttlichen; dieſer fällt auf den Spiegel der Phantaſie, und wird als ſchon verdicket wieder zurückgeworfen

und tritt ſo in's Gefühl, die beſchränkte menſchliche Natur über, wo er lebendig in's Leben eintritt, menſchlich geſtaltet wird, und dem Willen ſich brüderlich zuordnet."

Wir kehren nun mit ihm wieder in das Burſchenleben zurück.

Den 17. Juni. „So iſt es denn mit einem ſchwächlichen empfindelnden Weſen, wie ich bin. Ich dachte: tritt hinaus in die Welt; wende auf ſie die Stunden, die du auf deinem Zimmer verdämmerſt. Hieraus wirſt du ſelbſt Nutzen ziehen, und zu deinen Studien kommſt du mit mehr Kraft und Eifer und gewiß zur Zufriedenheit. — Schmetterling, der du über mein Herz dich Abends um neun Uhr ſetzteſt und von da auflogeſt, du offenbarteſt mir die Schöpfung, die für ein höheres — — Alſo ich meldete mich, feierlich unter die Franken aufgenommen zu werden."

— Am 19. Junius. „Heute, am Jahrestage der Schlacht bei Belle Alliance, war ich auf dem Grade des Mittheilens geſteigert. Ich offenbarte meinen Mitbrüdern *), daß ich als Franke **) für deine Zwecke, o himmliſcher Vater, hier wirken wolle. Amen!" —

Den 21. Juni. „Ich lebte vergnügt und heiter und ſprach mit L—d und Cl—r auf einem herrlichen Spaziergang über die Zwecke, für die wir arbeiten wollen bei unſerm Vorhaben, den Geiſt der hieſigen Univerſität zu heben. Wir kamen darauf, daß eine unumſchränkte Freiheit herrſchen, und daß Achtung nur nach dem innern Werthe zugetheilt werden ſolle."

---

*) Damit meint er hier ſeine näheren Freunde.
**) Als Mitglied der fränkiſchen Landsmannſchaft.

Unterdeſſen war Sand in die fränkiſche Landsmannſchaft aufgenommen worden, ein Schritt über deſſen Richtigkeit und gute Folgen er bald mit ſeinen Freunden in gerechte Zweifel gerieth. Es ſcheint, daß die zuvorkommende Begegnung mehrerer Mitglieder dieſer Verbindung, beſonders des Seniors, ihm einen guten Erfolg davon verſprochen habe. Sand ſcheint die Grundſätze landsmannſchaftlicher Verbindungen nicht gekannt, und nicht geglaubt zu haben, daß auch für die heiligſten Verſprechen aus ſolchen Verbindungen keine Bürgſchaft geleiſtet werde, indem Grundlage und Zweck derſelben nicht in der Sittlichkeit, ſondern in Selbſt- und Herrſchſucht, in Eitelkeit und Sinnlichkeit zuſammenfällt.

Anfangs ging daher auch hier alles recht gut, und ſelbſt der Senior St—l billigte Sands Vorſchläge zur Verbeſſerung des Erlanger Burſchenlebens; ja, als einmal eine große Ungerechtigkeit von einigen Mitgliedern der fränkiſchen Landsmannſchaft gegen einen ſogenannten Wilden ausgeübt wurde, ſtellte ſich der Senior ganz entrüſtet, und beredete ſich mit Sand, dieſe Verbindung entweder umzuſchaffen, oder wenn dieß nicht möglich ſei, aus derſelben auszutreten. Allein beides geſchah nicht. U—ch ließ ſich ebenfalls in dieſe Verbindung aufnehmen.

Um dieſe Zeit aber, wo ſich die Landsmannſchaft neue Chargirte (Beamtete) wählte, zeigte ſich deutlich, daß alle Verſprechungen St—ls, die Landsmannſchaft auf einen burſchenſchaftlichen Fuß zu ſetzen, nur leere Worte geweſen ſeien, um jene beiden zu dem Eintritt in die Landsmannſchaft zu bewegen. Sand widerſetzte ſich zwar, entrüſtet über St—ls Treuloſigkeit, dieſen Wahlen; allein ohne

Erfolg. Die bisherigen Chargirten blieben, wie ſie vorausſehen konnten, auf ihren Plätzen, und ihre Eitelkeit ließ eine Veränderung der Dinge nicht zu.

Sand ſchreibt am 13. Juli. „Ich ſtand früh auf und dankte Gott für den mit ſchönen Sternen gezierten Horizont auf den Knieen! Ich ahndete nicht, daß nach einigen Stunden eine erſchreckliche Schwefelwolke ſich herüber ziehen werde. Um zehn Uhr hielt die Frankonia Convent (Verſammlung). U—ch kam (zur Aufnahme) in Vorſchlag. Allgemeiner Beifall. Gleich darauf wurde, ſo ſehr ich mich widerſetzte, die beabſichtigte Wahl durchgeſetzt. Als die Senioren gewählt waren, widerſetzte ich mich abermals der Wahl des Secretairs. Allein auch dieſe Wahl ward durchgeſetzt, und ſo machte ſich ſchlangenartig die Falſchheit ganz unvermerkt auf, um die ſchönen Träume über den Haufen zu werfen, die ich von der Umſchaffung der Frankonia gehabt hatte. — Ich legte St—l ſeine Falſchheit und Kabale an's Gewiſſen und rief ihn vor Gottes Gericht. Ich dachte nun, U—ch werde wieder abtreten, aber er ließ ſich doch aufnehmen. Ruhe für mich ließ mir Gott; doch eine Zerſtörung der ſchönſten Träume wirket tief auf ein Herz. — Gott! leite, lenke! und es wird wieder Wonne kommen! — Abends ging ich mit U—ch auf den Ball. Wir wurden von allen freundlich behandelt. Aber endlich überwältigte U—ch der Gram, es entſtürzte ihm eine bittere Thräne. St—l fragte mich, warum U—ch ſo ſehr aufgebracht ſei. — Darauf entfernte ich mich mit U—ch aus dem Saal. Ich! Ich bin jetzt, nachdem ich die Sache in meinem Tagebuche niedergeſchrieben und Gott heimgeſtellt habe, wieder ganz ruhig, und ich triumphire über das Stärnlein, das ſich hervorthunwollende Knaben

und Löwen schlugen und uns darin gefangen und gefesselt zu haben glaubten. — U.: „Aber gegen mich wüthet der Gram, daß ich in die Rotte von Teufeln gerathen bin und von nun an als ihnen beigegeben betrachtet werde. Laß mich wüthen gegen diese Frankonia, kämpfen und sie würgen! Ha! man wird den Bannstrahl gegen mich richten und dann auch gute Nacht Erlanger Burschenwelt. — Ja; selbst die Tiefen des Lasters könnte ich jetzt ergründen!“ — Ich: „es durchströmt mich wiederum das selige Gefühl, daß mich doch eine Seele auf diesem Erdenrunde in meinem Thun und Wesen erkennt. Handle nicht jenem Höheren zuwider, daß du selbst nur ruhig sein kannst. Aber ich sage, nach der Macht strebende gleißnerische Knaben gedachten die Kraft in eine Flasche zu zwängen, und einen Pfropf darauf zu stecken; aber mächtig rührte sich der Geist, leicht wirft er den Pfropf weg, aber zersprengt auch die festere Flasche. — U—ch: „Laſſe uns wieder hingehen, siebenmal uns reiben an andern und dann mächtigen das Sprühen in Pendelschwingungen nach der Musik.“ — Ich: „Und so lebt ja hoch über Zeit und Raum unendlich der höchste Gedanke, und dieser beßre's! — — So sprach die mächtige Seele und wir begaben uns in den Saal zurück. Nie fühlte ich noch jene in mir wohnende Kraft so sehr als jetzt. Jeder Nerv war heute ein Held.“ — — Sand setzte noch diesen Abend, auf St—l's Stube, wo er diese Nacht blieb, U—s Charakter gegen mehrere in's gehörige Licht, indem er ihnen sagte, daß dieser nicht böse sei, sondern sich nur nicht unterdrücken lassen wolle, und daß sie geglaubt hätten, man würde einen deutschen burschenschaftlichen Vorstand, und keine Senioren durch Kabale

wählen u. ſ. w. „Frei haben wir uns gefühlt, und jene hohe Liebe hätte gewiß bald alles durchdrungen, aber die ſchönſten Träume ſind nun ganz zerknickt. — Ich mußte hören von Selbſterſchießen, vom Entſtehen entſetzlicher Duelle, von Gram, der das Leben abfrißt, und ich war noch nie ſo ruhig, ſo ſelig. Ich wünſchte gute Nacht, und ſchlief in meinem Gotte ſelig. Wer weiß, welche verklärte Geiſter ſich unterdeſſen, als meine Seele ſo ruhig ſchlief, mit meinem Geiſte, der heute ſo mächtig eingriff in das Leben, beſchäftigten und in welche Seligkeit ſie ihn einſtweilen führten! Amen.“

„Kaum war ich aufgeſtanden am 14. Julius, ſo ſah ich wieder, die ſich geſtern ſchon krümmende Liebe dennoch hervorragen; aber ich ſagte, ein offenbarliches Herz, das auch nur einmal von Tücken hintergangen iſt, kann zum Wüthrig werden. Leite es Gott, wie er will! Das Alte kehrt nimmer wieder! — Die Frankonia ſoll übrigens nie zerſtört werden; Rache ziemt dem Edlen nicht; aber wir beide werden ſcheiden, ſo wie wir gekommen ſind. — Ich las am Nachmittag U—ch dieſes Geſpräch mit St—l vor und er billigte alles. Innig und laut betend zu Gott, ſchloſſen wir das Schutz- und Trutzbündniß für die gute Sache.“ — Unterdeſſen entwickelte ſich unter Sands und U—chs Freunden die Sache täglich weiter. Man trug endlich U—ch auf, ſeine Anſichten darüber niederzuſchreiben, der es jedoch nicht zu Stande brachte, und überhaupt hin und wieder die Mühe ſcheute, welche „die Verdeutſchung des Erlanger Burſchengeiſtes“ erforderte. Sand „ſah, daß mit ihm nicht viel anzufangen ſei und gedachte nun allein fortzuwirken.“ In allen Landsmannſchaften hatte er ſich bald Anhänger geworben, und in den

Conventen derſelben ward heftig über die gute Sache geſtritten. Auf einem Berge kamen die Freunde zuſammen und beſprachen ſich über ihr Wirken, und tauſchten ihre Anſichten aus. Sand nennt die Spatziergänge dahin Rüttlyzüge, und den Zuſammenkunftsort ſelbſt das Rütly.

Neue Anmaßungen der Landsmannſchaften und Unterdrückungen anderer veranlaßten endlich Sand und U—ch am 16. Auguſt aus der Frankonia auszutreten, indem ſie ſich vor der ganzen Verſammlung erklärten, daß ſie das größte Mißfallen an der Landsmannſchaftlichkeit und ihrem ungerechten Comment (Burſchenbrauch) hätten. Mit Betrübniß würden ſie von allen, jedoch nicht ohne Vorwürfe von einzelnen entlaſſen, und ſchon zwei Tage darauf ſehen wir ſie mit ihren „für die Begründung deutſcher Burſchenſchaft verbündeten Freunden, an dem ſogenannten Rütly hinter dem altſtädter Berge arbeiten,“ um dieſen Platz zu einem bequemen Verſammlungsort im Freien einzurichten, von den Landsmannſchaften aber Abgeordnete ſenden, welche ſich bei U—ch nach ihren Abſichten erkundigen ſollten. Dieſer ſprach tüchtig mit ihnen und machte auch einen derſelben der Sache geneigt. Am Abend kam dieſer zu U—ch zurück, kündigt U—ch, Sand, B—g, B—l, Cl—r, A—m an, daß die Landsmannſchaften ſie, die genannten, wegen ihrer dem beſtehenden, altherkömmlichen Burſchenleben gefährlichen Abſichten mit Verruf (Bann) belege, plaudert dann auch mit ihnen bis tief in die Nacht hinein, und nimmt darauf herzlichen Abſchied. Am andern Morgen verlangten H—l, S—r, W—r und bald noch mehrere andere von den Landsmannſchaften ausdrücklich, ſie ebenfalls mit Verruf zu belegen.

Inniger als je lebten jetzt dieſe Freunde zu⸗ſammen. Der rührige Sand ward zum Bauvoigt auf dem Rükly erwählt, und nun ward eifrig an der Vollendung dieſes Platzes gearbeitet. Man ſchleppte große Steine herbei, dieſe wurden ordentlich behauen und zuſammengeſetzt, Sitze erbaut, der Platz geebnet und gereinigt, und als ſich das Werk ſeiner Vollendung nahete, ordnete Sand ein kleines Feſt an, wozu er ſelbſt eine Rede ausarbeitete. Allein es hatte ſich ein Zwiſt zwiſchen den Freunden erhoben, die ſich in ihre neue Lage und ihre Abgeſchiedenheit von den übrigen Burſchen nicht recht zu finden wußten, oder doch an dieſelbe noch nicht gewöhnt waren, ungeachtet noch M—ck, Z—r, B—n zu ihnen getreten waren.

Sand ſchreibt darüber am 27. Auguſt: „Am Nachmittage war überall wieder Zwiſt zu ſchauen und zwar über das Einweihungsfeſt, das heute auf dem Rükly mit Punſch gefeiert werden ſollte. Alles entzweite ſich augenſcheinlich, und das Feſt ſchien nicht zu Stande zu kommen. B—l und ich beſchloſſen aber mit einander feſt, heute Abends um 7 Uhr hinaufzugehen; es kamen nun noch mehrere dazu und wir brachen mit Licht, ich mit meiner Rede, und A—m mit ſeinem Pokal, auf. Von L—r lief ich zurück um H—t zu holen. Wir eilten nach. Als wir zur Windmühle kamen, zu unſerm alten Wirthe, ſo waren ſchon alle die andern wieder in Uneinigkeit, und A—m, der geſprengt ward von U—ch, ging eben wieder zurück nach Erlangen. So überfiel mich nun der höchſte Grad von Kummer. Wo aber die Angſt am höchſten iſt, biſt du, o Gnädiger uns am nächſten. Und ſo auch hier. B—l und ich waren feſt entſchloſſen hinaufzugehen; U. und die andern (E—r war mit

T—m weggegangen), kamen einzelnweiſe nach. Wir zündeten oben, als es ſchon finſter wurde, die vier mitgenommenen Lichter an, um unſer Bier in Ruhe und ſanftem Kummer zu trinken. Endlich kamen G—r, El—r und Z—r mit Fackeln, und hierauf M—ck und B—g. Nun wurde ſchon lebhafter geſprochen. Ich trat endlich vorn auf und las, weil ich ſie durch den Aerger, durch das heutige Verſinken und durch die heftige Anſtrengung am Abend verlernt hatte, meine Rede vor, legte dem Platze den Namen Rütly feierlich bei, mein Bauvoigtamt nieder, und ermunterte zur Eintracht und zur Erbauung des größern Werks einer feſten Verfaſſung. Alles war nun ſchön geſtimmt; ich gab nun B—ls ſchönes Einweihungslied herum und nun zeigte ſich allenthalben der ſchönſte Einklang; die einen ſagten: wenn wir nur gewußt hätten, daß ihr ſo etwas vorhabt, dann hätte wohl ein Punſch gemacht werden müſſen; die andern ſagten: und wir wären auch zum Bier mit froher Stimmung gekommen. Niemand von uns fehlte noch als der frohe T m. Da erbot ſich U—ch, ihn zu holen; und wirklich, als er von B—nl begleitet wurde, wo B—n mit ihnen nach Hauſe ging, brachten beide jenen, und zugleich Lichter und ſechs Krüge Wein, ächten Eilfer aus Frankenland. Nun hatten auch wir, Z—r, G—r und ich Holz und mehrere Krüge Bier geholt, und nun wurde das luſtige Leben, nachdem das Feuer in der Mitte loderte, und H—l und M—ck B—ls Lied ſchon eingeübt hatten, durch Abſingung dieſes feierlichen Geſanges begonnen. Wir ſangen die beſten deutſchen Lieder: Auf! ſinget und trinket ꝛc. der Burſch von ächtem Schrot und Korn ꝛc. u. a. und tranken dazu aus

X—ms Birkenmaier *)) kräftiglich Bier. Dann gings, als nochmals Holz und Bier herbeigeſchafft und letztres geleert war, und das Herumziehen mit Fackeln uns alle ergötzt hatte, zum Weine, und unter Abſingen des trefflichen Claudiusſiſchen Liedes wurde der Becher mit Eichenlaub bekränzt und zweimal von jedem im Freudentaumel geleert. — Ja, hohes Entzücken war es, da der Mond und die Sterne durch die Eichen und Fichten auf unſer Feuer und unſere Runde herabſchaute. Es wurde unter Liedern um das Feuer getanzt, bis alles vor Tagesanbruch ermattet und zu ſehr aufgerritzt und beſeelt ſich in verſchiedene durch Beſchränkung, durch den ſchwachen Körper herbeigeführte Bedürfniſſe entſtandene Gruppen auf die Bänke und umliegenden Plätze zertheilte. Ich weiß, Gott Lob! ſelbſt nichts rechtes mehr von dieſen Zuſtänden. Es graute der Tag und M—ck, B—g und El—r ſchafften uns herunter auf die Windmühle, um fünf Uhr Morgens kehrten wir ſchläfrig nach Erlangen zurück." —

Dieſes iſt der Hergang eines freundſchaftlichen Feſtes, wovon boshafte Menſchen Anlaß genommen haben, dieſe Freunde als Mondnächtsſchwärmer, ja, als Anbeter des Mondes, und dergleichen auszuſchreien und ſie als Verrückte in Erlangen und ſelbſt auf fremden Univerſitäten zu bezeichnen. Der Gegenſatz der Sittlichkeit und Unſittlichkeit iſt jedem Dritten, welcher beide Partheien in dieſer Zeit beobachtet hat zu ſehr in die

*) Ein aus Birkenholz, an welchem Rinde und Moos gelaſſen werden, verfertigier Pokal mit einem Fuße; in Jena unter den Burſchen ein ſehr übliches Trinkgefäß.

Augen gefallen, als daß er denen, welche an ihrer beſſern Ueberzeugung feſthielten, nur den geringſten Vorwurf der Ueberſpannung hätte machen können. Denn gewiß war es nicht Ueberſpannung wenn es Sand und deſſen Freunde empörte, als die Landsmannſchaften einen Gaſtwirth mit Verruf belegten, welcher ſich an einem gewiſſen adelichen Landsmannſchaftsmitgliede deshalb vergriffen hatte, weil dieſes gottesläſterliche Reden der ſchauderhafteſten Art ausgeſtoßen, und dieſe ſogar, als der Wirth ihn gebeten, ſich doch wenigſtens in Gegenwart ſeiner Kinder zu mäßigen, mehrmals wiederholt und wo möglich die frühern immer durch die folgenden überboten hatte. Der Wirth gerieth endlich in Verzweiflung; rief: und wenn ich betteln, und nie einen Gaſt mehr bei mir ſehen ſollte — ich kann nicht anders! damit faßte er den Gottesläſterer bei der Bruſt, und warf ihn, unterſtützt von einigen andern Gäſten, ſammt ſeinen Helfershelfern zur Thür hinaus. Dieſes Beiſpiel zeigt zugleich, wie leicht dieſe Menſchen von jenen überſpannt genannt werden konnten, indem ihnen Handlungen Abſchen einflößten, die den Landsmannſchaftlern ganz in der Ordnung zu ſein ſchienen. —

Schon am andern Tage nach jenem nächtlichen Feſte ſchritten die Freunde zur Ausführung ihres Plans, indem ſie aus ihrer Mitte einen Ausſchuß, und unter dieſen Sand erwählten, welcher „Ideen zur Verfaſſung der künftigen Burſchenſchaft niederſchreiben ſollte.“ Vor allen ward in das alltägliche Leben eingegriffen und Einrichtungen getroffen, die unſeligen, alle Geſelligkeit ſtörenden Bierſaufereien zu verbannen, in denen ſich zu jener Zeit Erlangen vor allen Univerſitäten auszeichnete. Auf dieſe Weiſe trafen die Freunde noch mehrere An-

ſtalten, um das geſellige Leben unter ſich ſo einzurichten, daß es als Muſterbild für andre Burſchen gelten könne. Es näherten ſich ihnen auch bald mehrere, und die Geſellſchaft hatte Hoffnung im nächſten Halbjahr ſich bedeutend erweitert zu ſehen.

Sand reiſte in den Ferien zu ſeinen Eltern. In ſeinen Tagebüchern finden wir, bis dahin noch einige Stellen, welche hier ausgehoben zu werden verdienen. Im Ganzen iſt aber während der Zeit dieſer Stürme, wo ihn das äußere Leben zu ſehr beſchäftiget, der Inhalt ſeines Tagebuchs mehr hiſtoriſcher Natur; und obgleich keine Schlaffheit im Innern daraus hervorgeht, ſo ſcheint ſeine Thätigkeit für die eine Idee doch zu ſehr in Anſpruch genommen worden zu ſein, als daß ſein Geiſt Zeit gehabt hätte, für ſich auch nach andern Richtungen hin ſehr thätig zu ſeyn.

Am 7. Auguſt. „Herrliche Begeiſterung, religiöſes Erheben zu dir, o großes Weſen; durch den Mondſchein in die ſchönſte religiöſe Schwärmerei übergegangen. Bis um zwölf Uhr ſchwärmte ich und konnte nicht müde werden; dann ſchrieb ich noch im Mondſchein folgendes als Reſultat der Schwärmerei: „dem Sündhaften die einzige Gabe des Troſtes — Vernichtung, und dem redlichen Zweifler nicht Gabe des Troſtes, ſondern neues Geſchenk — Vergebung! Ein unendlicher Gedanke." —

Den 23. September. „Ich betete, daß mir Gott auch möge Unterſtützung von Hauſe kommen laſſen, und ſiehe, es brachte mir der Poſtträger einen Brief von der theuern Luiſe, *) herrlichen

*) Braut ſeines Bruders Fritz.

Gemüthes, welchem 7 Dukaten, die die theure Schweſter Caroline einſtweilen vorſchoß, beigepackt waren.“

Den 14. September. „Heute früh ging ich gleich wieder an meine Undine, und las ſie hinaus. O! welch, mir aus der Seele geſchriebenes Dichterwerk, deutſcher Ritter Fouqué! Schön läßt du das Frauengeſchlecht aus der Waſſerfluth hervorgehen. Wahrheit iſt es: einzig nur Liebe gebiert das Leben, die Seelen. So ſchön fand ich noch kein reindeutſches, chriſtliches Kunſtwerk, und ich muß es in der Erhebung, die es in mir bewirkte, zum Don Carlos ꝛc. rechnen.“ —

Den 4. October in Wunſiedel. „Wäre nicht ein feſter unerſchütterlicher Wille und eine unendliche Liebe über der Zeit und dem Raum erhaben, ach, wie vermöchten wir armen Menſchen nur den geringſten Theil der Lebenszeit zu verleben, ohne von der höchſten Seelenangſt umhergeſcheucht zu werden! In Gott legte ich mich ſchlafen, um mit dieſer Nacht das 21. Jahr meines Lebens zu endigen und ſo der Heimath wieder um eine jahrlange Reihe mit manchen trüben und ſchweren, aber auch ſehr feierlichen und gottergebenen Stunden näher zu ſein beim frohen Erwachen.“

An ſeine von Wunſiedel abweſende Mutter ſchrieb er am 5. October 1816: „Theuerſte Mutter! — Die heiligen Gott preiſenden Gefühle, die mich heute ſo ganz durchdringen, indem ich nach einer wichtigen Epoche meines und Deutſchlands Lebens wieder den erſten, nun meinen ein und zwanzigſten Geburtstag feiere, wünſchte ich wohl, vor allen ihnen kund geben zu können; aber ich vermag es ohnehin nur ſelten, meine Gefühle mitzutheilen, geſchweige denn erſt meine heutige feier-

lich erhobene Stimmung. Daher bedarf ich wiederum jenes allvermittelnden hohen Weſens, das allein im Stande iſt, uns, wenn wir unſer Vertrauen auf ihn, den Höchſten, richten, in trüben unruhigen Stunden, jene Ruhe und Feſtigkeit der Seele zu verſchaffen, deren wir, auf uns oder andere ſchauend, immer ermangeln müßten. Dieſer hoch über der Zeit und dem Raume Schwebende muß auch mich des ſchweren Geſchäftes überheben, der theuren Mutter die Ideen und Phantaſieen, die mich heute, an dem Tage, den ich vor einem Jahre unter dürftigen Umſtänden, nachdem die Heerſchau gehalten war, auf dem Marſche rückwärts aus dem beſiegten Frankreich, aber auch nicht ohne Begeiſterung feierte, beleben, dieſe Ideen in Bezug auf Gott, Vaterland und einen theuren Familienkreis gegen ſie auszuſprechen. Sie, theure Mutter, die ſelbſt dieſe Ideen in mir weckte, verſetzen ſie ſich gütigſt in meine heutige Stimmung, und glauben ſie ſo auch, daß ich innig alle die Wohlthaten erkenne, für die ich ihnen auf ewig ſo ſehr verpflichtet bin. — —"

Zum 18. October zündete er mit einigen Freunden auf dem Schneeberg ein Siegsfeuer an. Es findet ſich von dieſem Tage ein Briefchen, das er von Vordorf, am Fuß dieſes Berges, an ſeine Mutter ſchrieb, und der zarten kindlichen Sinnesart wegen, die ſich darin ausſpricht, hier ſtehen mag.

„Zur ernſten Feier geſtimmt, befinden wir uns nun am Fuße des geiſterreichen Urgebirgs und vermiſſen leider die gottbegeiſterte Predigt: „Nun danket alle Gott!" von Dräſeke, die in meiner Schreibtafel auf ihrem Schreibſchranke liegt. Auch finde ich in meinem Geldbeutelchen nicht mehr denn 1 Fl. 24 Kr. und möchte nicht gern in die Verlegen-

heit kommen, borgen zu müſſen. Ich brauche nicht viel. — — Sein ſie nachſichtig und verzeihen ſie, daß ich heute Morgens in der Eile mürriſch war; es war ja nicht in gemeinen Geſchäften und kam aus der Liebe zu jenem Höheren. Sein ſie alle, wie ich ſie herzlich grüße, ohne Sorgen wegen uns, denn wir ſind ja heute Gott nur um ſo näher und er wird es auch uns ſeyn.“

Mit dem Anfange des Novembers traf Sand in Erlangen wieder ein, allein in einer ſehr trüben Stimmung, deren Grund wahrſcheinlich in traurigen, die Heiterkeit des Familienlebens ſtörenden Ereigniſſen zu ſuchen ſein mag. In dieſer trüben Stimmung ſchreibt er den 9. November an ſeine Mutter: „Theuerſte Mutter! In Gefühlen ſchied ich von ihnen — wirklich man begreift nicht, wo der Allgütige mit einem hinaus will; man verſinkt dann immer in ſanfte Schwermuth, die aber nicht eine Tochter jener verderblichen Trägheit iſt, die in uns vielmehr einen Aufſchwung zum Höheren veranlaßt. Es iſt eine ſelig zu preiſende Geiſtestraurigkeit, in der wir ſo tief in Gottes Schöpfungen und Schickungen ſchauen, uns ſelbſt unſer Ziel des Strebens, das wir in ſolchen Stunden vollkommener aufzufaſſen vermögen, weiter hinausſetzen, als es vorher in den Stunden des Gleichgültigkeitsſinnes ſtand, und uns zur Erreichung dieſes beſſern Ideales mit Seelen, die wir eben auch jetzt nur recht zu ſchätzen vermögen, verbinden. Es iſt dieſe Geiſteswehmuth nicht ein mürriſches, ſündiges Trauern; nein, es iſt vielmehr Freude und Entzückung des Geiſtes, die über den Körper Herr wird, weil er ſie nicht auszuhalten vermag; es iſt jener Akt des einzig wahren Genuſſes. Und wenn wir uns denn in jenem Zuſtande befinden, ſo ſtehen

wir nicht ſtill, ſondern wir nehmen vielmehr zu an Seelenheil, das iſt, gewinnen an Kräften, die ewig bleiben. Sie, theure Mutter, wurden frei- lich mannigfaltig durch Leiden und Prüfungen ſchon in dieſe heilige, gottergebene Stimmung verſetzt, und ihre Körperkraft mag wohl hiedurch ſchon ſehr gelitten haben, aber laſſen ſie uns nicht fürchten, recht häufig in Stimmungen verſetzt zu werden, die, wenn ſie gleich den Leib zu tödten vermögen, doch die Seele erheben. Ja, wahrhaft ſelig iſt das Gemüth, welches ſich recht häufig ſo zu Gott zu kehren und zu beten vermag.“

„In ſolchen Stimmungen brachte ich die letz- ten Tage bei ihnen zu und ſo ſchied ich auch von ihnen und den Guten allen. — — —“

Am 12. November. „Ich beſuchte fleißig die Collegia beim. D. Kayſer über Synopſis und einige Zufriedenheit und Seelenruhe kehrte in mich zurück. Aber immer noch verſpüre ich die Krankheit, die ich nicht recht ſchildern kann. Es iſt ein Zittern und Zagen in Jammer, zwar mit Gebete zum gnä- digen Lenker aller Verhältniſſe des Lebens, man ſchaut in ſich und in die Leitungen Gottes, aber immer iſt der Unmuth vorherrſchend. Es iſt ein gottergebnes Vertrauen und doch wieder Zagen bis zum Vergehen. Ich fand zwar und finde tagtäg- lich eine Menge Schulden an mir, aber eine, die dieſes unmittelbar nach ſich gezogen hätte, dieſes Vorausſchauen in nichts als Unglück, könnte ich nicht finden. Freilich iſt jenes Weinen der guten Mutter, das ich im vermeinten Rechthandeln nicht achten konnte, eine große Schuld; auch die leicht- ſinnige Verfahrungsart gegen den redlichen Vater iſt Schuld, auf die mich der gute El—r mit Recht aufmerkſam machte — ja, und gar manches könnte

ich noch aufzählen; aber woraus dieſer Seelenſchmerz und Wehmuth, der auch nicht aufhört, wenn man ihn von der Mutter-Erde wegzuheben ſucht und himmelwärts hebt, ſondern den blos die Zeit und der Schlaf abſtumpfen und heilen kann, woraus dieſer unmittelbar und natürlich herfließen ſollte, könnte ich nicht leicht finden.“ — —

Es währte damals eine geraume Zeit, ehe ſich dieſe trübe Gemüthsſtimmung, die er zuletzt „Seelenheimweh“ nennt, verlor. Eine körperlich und geiſtig gleichtüchtige Lebensweiſe brachten endlich alles wieder ins rechte Gleis.

Mit neuer Thätigkeit arbeitete Sand jetzt mit ſeinen Freunden an der Verfaſſungsurkunde der Burſchenſchaft, und glücklich ward dieſes Werk mit thätiger Unterſtützung von jenaiſchen und halliſchen Burſchen zu Stande gebracht. Auch hatte das Häuflein wieder einen bedeutenden Zuwachs erhalten, ſo daß es jetzt ſchon über zwanzig Mann zählte. Zwiſchen den Landsmannſchaften und dieſer neuen Burſchenſchaft gab es faſt täglich Reibungen. Jene ſuchten dieſe aus allen öffentlichen Geſellſchaften zu verdrängen und ſie lächerlich zu machen. Nicht zufrieden damit, daß ſie dieſen Kreis von Freunden aus aller Gemeinſchaft der Landsmannſchaften ausgeſchloſſen, und aller Rechte derſelben verluſtig erklärt hatten, hefteten ſie auch an den Straßenecken Pasquille und Schmähungen gegen dieſelben an. Ganz vergnügt nahm Sand dieſelben herab, ſtellte ſich mit mehrern Freunden an ſehr beſuchte Orte, und las ſie laut und lachend vor. Allein durch dieſes feſte Benehmen reitzten ſie die Landsmannſchaften zu noch gröblichern Ausfällen, und es fielen ſogar thätliche Beleidigungen und Mißhandlungen vor; aber auch hier benahm ſich dieſer kleine Hauſe

beſonnen und männlich, und es konnte nicht fehlen, daß ihnen alles dieſes die Achtung aller übrigen Burſchen, wenn auch nur im Stillen, zu Wege bringen mußte.

Sand ſteht in dieſen verwickelten Verhältniſſen immer mit einer muſterhaften Beſonnenheit und Beſcheidenheit da. Faſt täglich bittet er ſeinen Gott, ihm dieſes chriſtliche Gemüth zu erhalten und ſeinen Feinden ihre großen Sünden zu vergeben. Zu gleicher Zeit übte er an einem Freunde nach ſeinen Kräften eine wirklich großmüthige Freigebigkeit aus, wobei er jedoch immer mit der größten Demuth vor Gott erſcheint, ihm für die Freude dankt, die er ihm dadurch gewähre, daß er ihn in den Stand geſetzt habe, andern wohlzuthun, und zugleich bittet, „daß er ihm Kraft verleihen möge, der Tugenden der Enthaltſamkeit und der Aufopferung immer mehr theilhaftig zu werden.“ Einen großen Einfluß ſcheinen in dieſer Beziehung auf ihn die Predigten des D. Kayſer in Erlangen gehabt zu haben, von denen er beſonders eine am 15. December 1816 über die Tugend der Selbſtbeherrſchung in ſeinem Tagebuche auszeichnet. Ueberhaupt mag er dieſem Mann einen großen Theil ſeiner zunehmenden klarern Anſichten in der Theologie und Religion zu verdanken haben; denn er ſagt faſt jeden Tag, daß er mit Fleiß und Liebe bei dieſem Lehrer gehört habe.

Wahrhaft kindlich erſcheint ſein Charakter beſonders da, wo ſich Zwiſtigkeiten zwiſchen ſeinen Freunden oder mit ihm, ſelbſt eingeſtellt hatten. Nie mißlang es ihm Frieden zu ſtiften, und nie fehlte von ſeiner Seite eine demüthige Abbitte, wo er zu einem Zwiſte Veranlaſſung gegeben, oder ſich

durch Beleidigungen andrer von Leidenſchaftlichkeit hatte hinreißen laſſen.

Vom 21. December findet ſich folgende merkwürdige Stelle in ſeinem Tagebuche. „Heute Morgens gingen wir — — nach Nürnberg. — — Ich wurde von Naumann und ſeiner Frau aufgenommen. Er führte uns zu dem merkwürdigen Mann, dem gelehrten Beckermeiſter Burger, und daſelbſt lernten wir den D. Seebeck kennen. Auch gingen wir, von Burger geführt, insgeſammt in Müllers Kneipe, und dahin wurde Profeſſor Kanne geholt. Wir lernten ihn, indem er von allerhand pietiſtiſchen Gegenſtänden und auch von ſeiner Lebensbeſchreibung Gichtels (?) ſprach, kennen. Näher lernte ich aus dieſem ſehr gebildeten Kreiſe auch den Stahlſtecher Dallinger, einen ſehr geiſtreichen Mann, kennen und wir waren vergnügt in ſchönen Geſprächen. Dann führte mich aber Naumann zu ſeinem Oheim, dem Erzpietiſten K—g. Dieſer gutmeinende Mann hätte gern gehabt, daß ich einen pietiſtiſchen Klubb in Erlangen bilden ſollte, unter Beiſitz des Herrn H—n; allein ich gab demſelben auf ſein Gerede gleich zu verſtehen, daß hieraus nichts werden würde. Ich legte bei ihm, und auf dem Nachhauſeweg Freund Naumann mein Glaubensbekenntniß, als ein freier, auf ſich ſelbſt beſtehender, deutſcher Proteſtant ab. Zu Hauſe wurde geſungen und gebetet.“ —

Am Schluß dieſes Jahres hält er endlich folgender Geſtalt über ſich Gericht: „Hier ſtehe ich am Ende dieſes Jahres, und wenn es mir im Taumel des Lebens einmal gelingt, auf mich zu ſchauen und in mein Innres zu dringen, ſo muß ich fühlen, wie ſchlecht ich bin und wie ſchwach; aber ich bin ſelbſt dazu zu unaufmerkſam und leicht=

mir oft ſelber vor, ich ſei gut und meine es wenigſtens gut und kräftig, und ein andermal bilde ich mir wieder daſſelbe ein, wenn ich gleich äußerlich oder auch vor dir, ewiger Weltenrichter, bekenne, ich ſei ein ſchwaches Geſchöpf. Und zu mir ſelber komme ich, wenn ich gleich immer an andere herumtadle, und überall in die Händel der Welt meine Hand miſche, zu mir ſelber komme ich nur ſehr ſelten und nie recht, und ſtehe doch dabei im Wahne, ich bete mehr als ein andrer. An Kenntniſſen, vorzüglich an ſcharfer Einſicht und beſtimmtem Wiſſen, fehlt es mir ſehr; ich bin häufig ein Klatſchweib, anſtatt ich bündig und kurz vieles darſtellen ſollte. Die Vernunft und das Gemüth ſind noch die einzigen Gaben, die ich gehörig bildete; aber ich ſchwimme immer mehr im Allgemeinen, als recht iſt, und wenn ich denke, ſo bin ich oft zu ſchwach, gleich durch und durch zu dringen, und bleibe, anſtatt mir dieſe Mühe zu geben, oftmals blos bei dem hängen, was ſich mir zuerſt aufdrängt, und was mir ſchön dünkt; ſo iſt es häufig in ſchriftlichen Sachen. Meine Willenskraft iſt ſehr geringe, der Wille, wenn er gleich nicht der beſte iſt, ſo iſt er doch auch nicht einmal feſt und ſtark; ich laſſe mich mehr von außen treiben, als daß ich mich ſelbſt treibe. Vieles nahm ich mir auch dieſes Jahr vor, und nur der allergeringſte Theil, und oft ſelbſt der ohne Willensſtärke wurde ausgeführt. Ich kann nicht ſagen, ich will es, und deßhalb thue ich es. Selbſt bei dieſen letzten Verhältniſſen, die wir bewirkten, ſelbſt im bürgerlichen Zuſammenleben und im Umgang mit Freunden, und im Drohen und in der Beſchützung gegen Feinde kann ich nicht einmal von Willensſtärke etwas ſagen. In meinem häuslichen Verhältniſſe,

im Arbeiten, bin ich unter aller Würde ſchwach geweſen. Dagegen iſt meine Einbildungskraft und Phantaſie ſtark für das Fleiſchliche, und ich kann mich ihrer gar nicht leicht erwehren, und vermochte nicht, ſie auf jenes Heilige, Ewige, hinzurichten.“ —

Zur deutlichern Darſtellung ſeiner Verhältniſſe in Erlangen gehört noch ein Brief an ſeinen Vater vom 24. December 1816. „Theuerſter Vater! Am Schluſſe dieſes Jahres muß ich ſie nun wieder gehorſamſt bitten, ihre Liebe zu mir nicht abſterben zu laſſen. „— — — — — — — — — — — — — — — — —“

„Ich lebte, ſo lange ich wieder hier bin, meinen Wiſſenſchaften, und verlebte ſchon wieder eine recht ſelige Zeit. Ich habe auch mehrere Collegien angenommen, die mich ſehr freuen. Herrn D. Kayſer höre ich zum erſten Male, und ſeine Vorleſungen über die Evangelien gefallen mir ſehr wohl, ja, ich ſetze ſie vor alle übrigen. Auch die Kirchengeſchichte, an der Herr Kirchenrath Vogel vier Semeſter lang lieſt, iſt ein wunderbares Gebäude von merkwürdigen Begebenheiten, von fanatiſchen Regungen des menſchlichen Geiſtes und die Leitungen und Wege der gütigen Vorſehung fallen uns nirgends ſo ſehr auf, und ſprechen nirgends ſo ſehr an uns, als in dieſem Buche der Chriſtenheit. Außer dieſen beiden habe ich noch vier Collegien bei Herrn D. Bertholdt über die Pſalmen, die katholiſchen Briefe, die theologiſche Encyklopädie und Methodologie und den zweiten Theil der Dogmengeſchichte.“

„Es iſt wahrhaft traurig, wie es übrigens hier ausſieht. Ein größeres Alltagsleben in der Wiſſenſchaft, als wie es hier von einem Tage zum

andern ſich traurig hinwälzt, eine größere Geiſtesleerheit und Ertödtung wird man auf keiner mittelmäßigen Schule antreffen. Die Welt und das Leben, weil beide ſo ohne allen Geiſt ſind, müſſen einem verhaßt werden. Würde mich nicht meine Wiſſenſchaft, mein Beruf, das Zuſammenleben mit einigen begeiſterten Freunden und die Verbindung mit ihnen und all den theuren Unſrigen bisweilen erheben; ſchimmerte nicht manchmal ein Strahl der Hoffnung herein, und ſtünde nicht all mein Vertrauen feſt auf Gott: ſo wäre es mir unerträglich, hier ſein zu müſſen."

„Ich wünſche von ganzem Herzen, daß ihr Zuſammenleben zu Hauſe recht freudevoll, und, wie es Gott wohlgefällt, ungetrübter Stirne ſein möge. Wahrlich, man darf dem andern nichts anders wünſchen, als Frohſinn; denn anders als in wahrem Frohſinn kann ſich die Tugend nicht geſtalten. Den, deſſen Streben nach der Tugend und dem Himmelreich ſchon recht um ſich gegriffen hat, recht geſteigert worden iſt, wird immer eine völlige Ausgeſöhntheit, und ein heiliger Frohſinn umgeben."

„Möge Gott uns Allen in dieſem neuen Jahre die Geſundheit und den hehren Frohſinn vermehren, ich meine, möge er unſere Lebensſtärke zur muthigen Entwickelung und ſchöneren Geſtaltung unſeres geiſtigen Lebens ſtählen. Dieß iſt es, warum ich ihn für uns alle, und vorzüglich auch für ſie, theurer Vater, kindlich anflehe; denn alles andre, deß bin ich gewiß, wird er uns ohnehin geben. Ich beginne aber nicht blos das Sonnenjahr, das in der Zeitengeſchichte als Feſt, uns auf die Wichtigkeit des Zeitenfluſſes aufmerkſam zu machen, da ſteht, ich beginne nicht nur dieſen feſtlichen Jahreswechſel mit ſolchen inbrünſtigen Bitten, ſondern

vielmehr jeden der Tage, in welchen ich mich zu Gott erweckt fühle, und an dieſem Feſte fühle ich nur den Beruf, ihnen auch feierlich kund zu thun, wie ſehr ihnen meine Seele immer verbunden iſt; ich ſpreche ihnen hier nur meine inbrünſtigen Bitten aus, als Wünſche."

„Leben ſie wohl! Ihr ꝛc."

Digitized by Google

1 8 1 7.

Das Tagebuch für das Jahr 1817 beginnt er darauf mit folgendem Gebet:

„Gieb, gütiger Vater, der du mich als dein freies Kind auf dieſe Erde ſetzteſt, daß auch in dieſem Jahre die Aufmerkſamkeit auf mein Weſen und Treiben nicht ſtumpf, und dieſe Selbſtforſchung nicht ſchändlich von mir unterlaſſen werden und aufhören möge!“ —

Mit dieſem auf die innere Seite des Einbandes ſeines Schreibkalenders geſchriebnen Wunſche erfahren wir von ihm ſelbſt, in welcher Abſicht er ſein Tagebuch führte. Es iſt nicht gleichgültig, dieß beſonders zu erwähnen, denn eben dadurch werden wir jetzt in den Stand geſetzt, klar zu durchſchauen, wie er allmählig höher und höher vom Gedanken bis zur That geſteigert ward. Niemand wird verkennen, daß er mit der größten Redlichkeit und Wahrheit ſich ſelbſt zu erforſchen ſuchte. Jeder unreine Gedanke, jedes unüberlegte Wort, jede tadelhafte Handlung wirft er ſich am Abend jedes Tages vor. Alles hier wiederzugeben, würde in vieler Hinſicht verletzend, und auf jeden Fall über-

flüſſig ſein, da ja nur das vor den Richterſtuhl des Vaterlandes gehört, was daſſelbe in den Stand ſetzen kann, ein richtiges Urtheil über dieſen Menſchen und ſeine Sittlichkeit zu fällen.

Den Abend des erſten Tages dieſes Jahres beſchließt er mit folgendem Gebet: „Gott, leite und ſchütze mich gnädig in dieſem Jahre. Stärke mich, auf daß ich zunehme in dieſem Jahre, an jener Aufmerkſamkeit auf mich und auf das Leben, damit das ihr entgegengeſetzte Aufmerken auf andere, meine Nebenmenſchen, allmählig immer mehr verſchwinde. Stärke die Ausſprüche der Vernunft mit Kraft, auf daß ſie durchdringen, und ſtärke allmählig den Willen, daß er mächtig werde über das Fleiſch, die Phantaſie im Zaume halte, auf daß ſie nicht aus der Sphäre des Heiligen herabſinke, und daß e r den Teufel verſcheuche. Gieb mir dabei ein frommes, dir ergebenes und für dein Himmelreich begeiſtertes Gemüth, ſo daß ich immer dir angehören, oder nach Fehltritten dir wenigſtens immer wieder anheim fallen möge. So ſei ich muthig auf das kommende Jahr gefaßt.“

Neben ſeinen Studien und Geſchäften verſäumte Sand nicht, ſich in freien Stunden mit den deutſchen Muſterſchriftſtellern vertraut zu machen. Leſſing, Schiller, Herder, Göthe u. a. m. finden wir oft neben ihm aufgeſchlagen. Beſonders beſchäftigten ihn eben die letztern beiden. Eigenthümlich ſind die Urtheile über dieſe Werke. So ſchreibt er am 2. Januar: „A l s i ch W e r t h e r n l a s: Gut und Böſe liegt nicht weit aus einander; die Leiden des jungen Werther und die Verführung Weißlingens ſind beinahe Eine Geſchichte. Nun gut! wir ſollen nicht richten, was gut oder böſe an anderen ſei; das wird Gott thun. Ich ſchwebe

die ganze Zeit her in dieſem Gedanken, daß es Wahrheit ſei, man ſolle ſchlechterdings es gar nicht über ſich kommen laſſen, den Teufel an anderen auszuſpüren, und ſoll nicht richten über andere. Das einzige Geſchöpf, über welches wir völliges Recht und Gericht haben, ſind wir ſelbſt, und wir haben beſtändig Beſchäftigung, Sorge und Mühe genug, und müſſen in fortwährender Aufmerkſamkeit leben, wenn wir hier den Teufel recht kennen lernen und verdammen wollen. Ein gutes Buch bleibt hierfür immer und vor allen Fauſt."

Und an demſelben Tage, als er das Buch beendet hatte: „Ich hatte heute inniges Sehnen wieder nach dem Scheiden aus dieſer Welt, und dem Eintritt in eine höhere; aber dieſes Sehnen war mehr träge, als ein Aufſchwung und ein Streben nach Vollendung. — Ich las die Leiden des jungen Werther zu Ende. Sie halte ich ebenfalls meiſt für träges Sehnen, das aus Ekel vor der Gegenwart entſteht; aber das iſt wahrlich nicht das Rechte. Nur die vorletzten drei Abſätze des Briefes an Lotte rührten mich innig, und griffen in mein Gemüth ſo recht mächtig; aber nicht einem braven, nicht einem muthigen Kämpfer weinte ich Thränen; des Unglücklichen Schmerz drang in meine Seele. — Die Sehnſucht nach dem Scheiden aus dieſer Welt wurde wieder wach, aber ſie geſtaltete ſich wieder ſo, wie Körners Schwert nach dem Hochzeitreihen, und als lautes Sehnen nach der Abrufung zum Sieg und Klang, und ich mußte Körners Schwertlied leſen, und gern war ich mit ihm und ſeinem eignen, herrlichen Hinſcheiden vertraut und will gern hinführo das bräutliche Schwert ſein, das ſehnſüchtig harrt auf den Aufſchwung zum höheren Kampfe."

Bei der trüben Gemüthsſtimmung, welche den ganzen Winter über anhielt, mochte auch das Verhältniß der Burſchenſchaft zu den Landsmannſchaften manche Sorge in ihm erzeugen. Die Waffen des Witzes waren durch mehrmaligen Gebrauch zu ſtumpf geworden, als daß ſie ferner auf dieſe innige Verbrüderung mit einiger Wirkung zu brauchen geweſen wären. Die Landsmannſchaften ergriffen daher das ihnen einzig übrige Mittel, ihr Uebergewicht geltend zu machen, und ihre Obergewalt über alle nicht in ihren Verbindungen aufgenommene Burſchen zu beweiſen — nämlich den Stock — und mehreremal hatte das kleine Häufkein, zu welchem Sand gehörte, harte Angriffe zu beſtehen, welche jedoch durch Muth und Einigkeit noch glücklich genug abgewehrt wurden. Bei dem allen brachte noch dieſer trübe Gemüthszuſtand ein Mißverhältniß zwiſchen ihm und ſeiner Umgebung hervor, wodurch dieſelbe immer mehr Nahrung erhielt. Stellen, wo er „von ſchwermüthiger Sehnſucht„ redet, die „ſein banges Gemüth“ ergriffen habe und ähnliche dergleichen, ſind daher nicht ſelten in ſeinem Tagebuche. Indeſſen milderten die beſſern Ausſichten, welche ſich endlich für die Burſchenſchaft eröffneten, dieſe Störung in Sands Innerem. Er ſchreibt am 8. März. „Ich konnte immer nicht recht arbeiten und die nichtsthueriſche Laune, die hypochondriſche Stimmung, die mir vor alle Schönheit der Welt einen Schleier ſetzte, dauerte ungeachtet der geſtrigen Aufregung, die ich durch die ſchöne Abendunterhaltung erhielt, noch fort. Nach Tiſch rief mich U—ch zu ſich. Er war freundlich und liebreich, wie jemals. Ueber unſere bisherigen Zwiſtigkeiten wurde von ſeiner Seite frei geſprochen; er ſchlug mir in der erſten

Rede Feuerbachs über die Religion jene ſchöne Stelle auf, in welcher unſer beiderſeitiges Weſen ziemlich paſſend dargeſtellt iſt, und meine kalte Stimmung ging über in ein ſanfteres melancholiſches Weinen. Ich wurde von Liebe und Thätigkeit ergriffen und eine Verſöhnung mit dir, o Unendlicher, ergriff meine Seele. Weinen und danken konnte ich dir wieder!“ —

Beſonders konnte ſich der kräftige El—r mit ſeinem ſtörrigen Weſen nicht in dieſe weichmüthige, ſehnſüchtige, faſt frömmelnde Gemüthsſtimmung Sands ſchicken, obgleich beide zuſammen wohnten und einander herzlich liebten. Sand ſchildert ihn und ſich im Verhältniß zu einander am 3. Januar folgender Maßen: „Heute war wieder ein Tag des Weinens. Ich weinte, weinte und es war mir ſo neblicht; aber bisweilen kamen auch die Gefühle des ſehnſüchtigen Harms über mich, über mein Weſen. Mit U—ch und B—g ſprach ich ſchön. Am Abend, nach anhaltendem Weinen, ſtellte ich mich, als wollte ich mich auf einmal ermannen und riß mich aus dem Weinen heraus. Ich wurde wirklich gekräftigt und frei, dabei Gott ergeben. Ich machte beide gegenſeitig verſchloſſene Welten in El—r und mir auf und frei ſollte und kam alles auf die Wagſchaale. El—rs Större wurde in Kälte herabgeſtimmt, und er äußerte, als hauptſächlich, daß all ſein inniges Verhältniß blos durch wechſelſeitige Achtung bedingt werden könne; an Liebe von einem Menſchen gegen ihn könne er nicht glauben. Ich habe ihn, ſagte er, durch den Egoism, den ich ihm zu Schulden gegeben — — — — — — — beleidigt und gekränkt. Ich konnte es nicht ganz widerſprechen, blos war es unüberlegt und zu wichtig von mir geſagt. Er reinigte ſich

von meinen Beſchuldigungen, als hätte er geäußert, ich ſei ein lederner, formeller, mattherziger Kerl, und rechtfertigte ſich hierüber ganz, ſo wie über das Renomiren auch ziemlich; aber er ſtand mir entgegen als kalter Verſtandesmenſch, in dem die heilige Gluth unterdrückt war. Ich griff in mein Herz und fragte, ob ich ihn denn wirklich noch aufrichtig und innig lieb haben könne? und es ſagte mir: ja, wenn er als tiefe, ſtrengchriſtliche Seele in jener Heiligkeit ſich befindet, die ihn manchmal ordentlich umſtrahlt; es antwortete mir aber auch, daß mir das ſtörrige, liebloſe, einriſſige Weſen das nicht verzeihen kann, in welches er manchmal verſinkt, verhaßt ſei und mir gerade entgegenſtehe. Erſteres erklärte ich ihm feierlich, feſt und aufrichtig und bewies, daß dieſes ihn achten hieße, und daß dieß die höchſte Achtung ſei. — Mir verlieh Gott Kraft, dieſes alles feſt auszuſprechen und ihm war auch Strenge eigen, die nicht liebelos war, wie das ſtörriſche Weſen, aber auch die Liebe war von der richterlichen Gewalt zurückgehalten, und durfte heute ſchlechterdings nicht hervorbrechen. So weit für heute. So walte denn, gnädiger Gott, ferner, und ordne, wie es dir gefalle."

Uebrigens finden wir auch vieler ſchönen Stunden, die er mit ſeinen Freunden verlebte, Erwähnung gethan. Ueberall zeigt ſich das Streben, ein recht ergriffnes und thätiges Leben zu führen. Er las in dieſer Zeit Herders Schrift über die erſten Urkunden des Menſchengeſchlechts; mit El—r ſtudierte er Kirchengeſchichte; geturnt hat er recht ordentlich und wacker.

Seiner Mutter, der er jetzt lange keine Nachricht über ſein Befinden gegeben hatte, und welche deshalb, für ſeine Geſundheit beſorgt ihn zum Schrei-

ben auffordert, theilt er von dieſem Zuſtande ſeiner Seele dießmal nichts mit, obſchon zwiſchen beiden das innigſte Verhältniß fortwährend beſteht. Am 13. Februar 1817 ſchreibt er an ſie:

„Theuerſte Mutter!“

„Ich danke ihnen herzlich für ihren ſo ſchönen Brief vom 10. d. M. Es iſt mir immer eine wahre Erregung einen ſo ergreifenden Brief von ihnen zu erhalten, und ich kann ihnen auch nicht genug ſagen, wie ſehr mich dieſer wieder erhob und beſeligte.“

„Wie ſehr muß es nicht ergreifen, wenn ſie in ihrem mühevollen Leben noch ſo zuverſichtlich ſagen: Gott hat immer geholfen, und hilft immer wieder. Ich denke über ihr feſtes Vertrauen auf dieſen ewigen, unwandelbaren Gott nach und indem es mir ſo recht klar wird, wie unſelig und wie ſogar nichts wir und all unſer Weſen wären, ohne dieſen hohen Stammhalter; ſo fühle ich auch um ſo inniger, daß er mit uns, ſein, immer helfen, und unſer Leben, wenn wir es nur nicht an uns mangeln laſſen, erhöhen wird.“

„Ich theile mit ihnen die Freude, daß ſie nun, wie ſie ſo liebreich ſchreiben, ein ſo mühſames und ärgerliches Geſchäfte das alte Rechnungsweſen auf dem Kupferhammer, muthig zu Ende gefördert haben, und ich ſchöpfe Troſt aus dieſer Schilderung, wenn ich das Unendliche betrachte, aus dem es mir ſo ſehr obliegt, einen Theil mir anzueignen, um meinem künftigen Berufe vorſtehen zu können.“

„— — — — — — — — — — —.“

„Ich dachte freilich wieder, als ich die 11 Fl. 30 Kr. durch die gute Schweſter Caroline erhielt, ihre Güte habe mir dieß wieder mildthätig geſpendet,

und es that mir leid, daß ſie wider all mein Bitten dennoch nicht abließen, mich mit Geſchenken zu überhäufen. Nun iſt es das Geld, das auch ſie mit zehnmal mehr bezahlen mußten, das Einzige, was ich je noch in meinem Leben ſelbſt erworben habe *). Weil doch mancher ſauere Tag, aber auch manche ſchöne Erinnerung daran hängt; ſo habe ich mir zum bleibenden Andenken Luthers deutſche Schriften im Auszuge, ein Denkmal ihm geweiht, von ſeinem dankbaren deutſchen Volke auf das Jubiläumsjahr 1817, dafür angeſchafft, und es ſoll mir in Zukunft mit dem hohen Genuſſe, den es mir ſtets gewähren wird, auch alle die Erinnerungen in die Seele führen, die mir jene verlebte Zeit heilig machen. — Wie ich höre, ſo ſollen wir, die wir den Feldzug mitmachten, ein Abzeichen aus Kanonenmetall erhalten, das in einigen Tagen an die Landgerichte verſchickt werden wird, und wenn dieſes in Wunſiedel ankommt, ſo bin ich eitel genug, ſie gehorſamſt zu bitten, mir es ja recht bald zukommen zu laſſen. — Ich danke ihnen übrigens nochmals recht herzlich für all ihre Güte, und ſchließe nun. Ihr ſie innig verehrender Sohn Carl."

Den 10. März erhielt er von ſeiner Mutter einen Brief, in welchem ſie ihm rathet: „Aendere deinen Entſchluß, lieber guter Carl, und bleibe nicht — — — die Ferien über in Erlangen; ich habe mich, Gott Lob! durchgearbeitet, und Gott wird helfen, daß alle die Hinderniſſe, welche er mir auflegt, auch durch ihn aus dem Wege geräumt werden."

„Lieber Carl, ich wünſchte gar zu ſehr, mich vor dem beſſern Theile der Menſchen gerechtfertigt

*) Rückſtändige Löhnung aus dem Feldzuge.

zu ſehen; der Erfolg unſerer Handlungen iſt ja doch nur der Maßſtab, an welchem die Schwachen unter dieſen meſſen."

„Im verwichnen Herbſt war mein Körper zu ſehr angegriffen und mir die Ueberſicht meiner Handlungen nicht deutlich. Jetzt habe ich, Gott Lob! über letztere die Beruhigung, daß bei den ſchlechten Zeiten der Stand des Hammers doch beſſer iſt, als ſonſt, und meine Bemühungen haben doch auch einen Theil der häuslichen Sorgen weggenommen; daher, lieber Carl, wird meinem geſammelten Geiſte und Körper dein Beſuch recht erquickend ſein." — — —

Der Sohn antwortete: „— — — — Mit ſo vieler Liebe erlauben ſie mir, ſie in den kommenden Ferien beſuchen zu dürfen und auch Julie und Caroline laden mich mit vieler Innigkeit ein. So ſehr es mich auch wieder hinzieht zu ihnen und ſo ſelig auch mein Aufenthalt daſelbſt wieder wäre; ſo kann ich dieſes Mal theils — — — — — — — — — — und theils, weil ich ſo im Herbſte ihnen auf alle Fälle zur Laſt ſein werde, dieſes Mal nicht hinaufkommen. Ich wollte hier bleiben und in der Wiſſenſchaft Erſatz ſuchen für das, was ich an Lebensfreuden bei ihnen zu Hauſe gewinnen würde. Nun aber werden mir ſchon ſeit längerer Zeit ſehr freundſchaftliche Anträge gemacht, mit dahin und dorthin in die Ferien zu reiſen. — — — Ich ſelbſt fühle, daß ich mit dem beginnenden Frühlinge doch nicht in dem traurigen Erlangen verdumpfen darf; ich ſehne mich mit der erwachenden Natur hinaus in's Freie, unter neue Kreiſe von Menſchen, in mir noch unbekannte Thäler. — — Ich habe daher zugeſagt, mit meinem Freunde Zw—r zu ſeinen

Eltern nach — —, zu U—chs Eltern, und zu Zw—r's Verwandten nach W—m zu reiſen. Ich hoffe, daß ſie mir gütigſt die Erlaubniß dazu ertheilen, und ſo freue ich mich denn recht ſehr, wieder ſo viele gute Leute kennen zu lernen." — — —

„Daß ſie mit dem ſchwierigen Rechnungsweſen, wie ſie mir gütigſt ſchreiben, ſo ſchön in's Reine gekommen ſind, mußte mich auch wiederum recht ſehr freuen. Ja, und es iſt eine ächt chriſtliche Sehnſucht, von welcher ſie in ihrem Briefe vom 10. März ſprechen, zu wünſchen, daß der gute, feſte Wille, und alles unſer ehrliches und thätiges Wirken vor die Augen der Welt komme. Laſſet euer Licht leuchten vor den Augen der Welt, und es ſoll nicht verborgen ſtehen unter einem Scheffel, heißt es. Der Apoſtel Paulus billigt nicht nur das Rechtfertigen vor der Welt, ſondern er preiſet ſogar die äußere Ehre an als ein hohes Gut, und es iſt ihm ſelbſt ſehr daran gelegen, ſich vor den neuen chriſtlichen Gemeinden, ſelbſt vor ſolchen, die ſchon auf Abwegen waren, zu rechtfertigen. Wiederum, ſo wie ſich alle Schuld ſchon auf Erden rächt, ſo werden auch die wahren Verdienſte ſchon hier belohnt und von der Welt erkannt. Auch ſie, theure Mutter, ſind nicht nur von dem beſſeren Theile der Menſchen ſchon gehörig erkannt, und werden geprieſen; ſondern auch die böſe Welt ſehe ich dereinſt noch gedemüthigt vor ihrem biederen Wirken." — — —

Dieſen Briefen, die das zarte Verhältniß zwiſchen Mutter und Sohn, ſo wie der übrigen Familie im ſchönſten Lichte zeigen, fügen wir nur noch eine Stelle des Tagebuchs aus dieſer Periode, ſeinen Beruf zum Prediger betreffend, hinzu:

Den 2. Febr. „Der Kirchenrath Vogel — — trat auf die Kanzel und hielt über die Worte Pauli an den Timotheus Kap. — eine herrliche Predigt über den hohen Beruf eines Boten des Evangeliums. Tiefgemüthlich, vom höhern Lichte der Schrift erleuchtet, von Liebe für die Christenheit beſeligt, kunſtreich und doch allgemein faßlich, ganz im Geiſte und Tone der heiligen Schrift, kurz und bündig war ſeine Rede. Er ſchämet ſich des reinen Evangeliums nicht, er glaubt an Chriſtum, den, der uns allein von unſrer großen Schuld erlöſen, ſtärken und gerecht machen kann. Ach! gütiger Gott, laſſe mich auch ſo in deine Worte und deinen Geiſt eindringen; laſſe mir auch die unendliche Wonne zu Theil werden, bald mit ſolcher Kraft deine Alle beſeligende Wahrheit predigen zu können; verleihe, ſo wie er betete, auch mir deinen Segen und deine Heiligung!" —

Sand trat am 25. März ſeine Reiſe nach Wertheim, Heidelberg und Tübingen mit Freund Zw—r an, hat aber auf dieſer Reiſe wenig mehr als die Namen der Orte und merkwürdigen Menſchen, die er antraf, aufgezeichnet. Am erſten Mai kehrte er nach Erlangen zurück. Wir finden bis dahin nichts, was über ſein inneres Leben Aufſchluß geben könnte. Jetzt kommen wieder genauere Aufzeichnungen; aber ſein Leben bleibt ſeinem frühern durchaus gleich, und es kommen wieder ähnliche Klagen vor wie früher, die beſonders durch das fortgeſetzte höchſt gemeine Betragen der Landsmannſchaften gegen die Burſchenſchaft aus ſeinem Gemüth gelockt wurden. Denn dieſe Menſchen ſchämten ſich nicht, ſelbſt die unſchuldigſten Vergnügen der kleinen Geſellſchaft zu ſtören. Sand ſchreibt am 12. Mai folgendes nieder: „— — — Am

Nachmittage gingen wir ein wenig ſpatziren und fanden, daß ſchändliche Buben unſer Rütly halb zerſtört haben; durch unſre Hände, die wir es bauten, ſoll es nun auch wieder untergehen, und den 27. Auguſt dort die Aſche von mehreren Papieren beigeſetzt werden. Die großen losgeriſſenen Steine haben wir heute ſchon in ganz kleine, unbrauchbare zerſchmettert. Dann ſtießen wir auf zwei ſpatzirengehende Landsmannſchaftler. Da ſchimpfte der eine: Lumpenpack! O, gütiger Gott! wie mußt du ſo etwas für unſere Opfer über uns kommen laſſen? — — — —."

„Mir iſt es, o gütiger Vater, als ſchwämme Alles um mich her; es wird um meine Seele immer trüber, ich ſorge mich nun ſchon ſeit dem vorigen Semeſter ab. Meine Geiſteskräfte ſcheinen vor Gram oder Hypochondrie eher ab= als zuzunehmen; ich arbeite und kann kein Ziel erreichen, es zu nichts Gediegnem bringen; die Lebensfreuden ſchwinden, Kummer und Sorge nehmen zu; nirgends zeigt ſich mir ein feſter Platz, den unſer höchſtes Beſtreben, unſere chriſtlichdeutſche Sache eingenommen hätte; am Ende wanken auch wir und auch ich; Schimpf und Schande laſtet auf uns. — Herr! Vater! führe mich, errette mich, auf daß ich doch erreiche einen feſten Grund, von dem aus Wankelmuth und Kälte aufgelöſt ſind! —"

Eine Erklärung dieſer Gemüthsſtimmung finden wir auch in einem Briefe an ſeine Mutter aus dieſer Zeit, worin er ihr ſeine Rückkunft nach Erlangen meldet, und einen großen Theil ſeines Unmuthes darauf ſchiebt, daß ſo viele ſeiner liebſten Freunde Erlangen verlaſſen und ſich auf andre Univerſitäten begeben hätten. Eben ſo zeigt ein Brief an ſeinen Vater vom 10. Mai einen andern

Grund in folgenden Worten: „Theuerſter Vater! die Collegien haben hier nun wieder angefangen; aber die hieſige Univerſität iſt in jeder Rückſicht ſo ſchlecht, das Leben hier iſt mir, von welcher Seite ich es auch betrachte, ſo zuwider, daß ich ſehr ungern hier bin.“

„— — — — — — — — — —.“

„Unter meinen Collegien gefällt mir keins recht wohl, außer das beim Herrn D. Kayſer über die Dogmatik, die ich nun zum zweiten Male höre, und welches unter allen bis jetzt von mir hier gehörten Collegien das einzige iſt, von dem ich ſagen kann, daß es ein lebendiger, wiſſenſchaftlicher Vortrag iſt, wie er auf deutſchen Hochſchulen, beſonders nach dem Geiſte, wie ihn die neuere heilige Zeit wieder aufgeregt hat, ſein ſoll. Es iſt ſeit undenklicher Zeit wieder einmal eine lateiniſche Vorleſung; ich fühle mich ſehr zu ihr hingezogen, und ich muß ſie über alles rühmen. Kayſer iſt ein kräftiger, heiliggeſinnter, deutſcher Mann, in dem die Wiſſenſchaft ſehr auflebt, und wie ſehr ich dieſen unſern Landsmann ſchätze, vermag ich ihnen gar nicht zu ſagen.“ — — —

Immer aber iſt er wieder froh, wenn er ſich mit ſeinen Lieben daheim unterhalten kann. Am 14. Mai ſchreibt er an ſeine Mutter: „Gleich bei meiner Rückkunft hierher am 1. Mai, wo ich ziemlich mißmuthig war, fand ich einen ſo herrlichen Brief von ihnen, und gleich darauf bekam ich wiederum einen und dieſe beiden herrlichen Briefe brachten mein Gemüth gleich wieder in Ruhe, und verſchafften mir auch die rechte Heiterkeit wieder.“

„— — — — — — — — — —.“

„Ich habe die Noth und Theuerung in Franken überall mit angeſehen, und kann mir vorſtellen, wie es bei uns zu Hauſe ſein muß; deshalb weiß ich dem Allgütigen nicht genug zu danken, daß er ihnen noch das Nöthige ſo ziemlich verliehen hat, daß ſie in dieſer traurigen Zeit durch gut eingerichtete und ſorgfältige Haushaltung noch einen Ueberfluß herausbringen und den unter die Dürftigen vertheilen, das wird ihnen Gott noch an Freude und Segen, und die Menſchheit durch dankbare Anerkennung lohnen, und auch auf uns wird Segen überfließen.“ — — —

„Mein Reischen war eben wirklich recht beſeligend. Ich habe wieder gefunden, daß es in Deutſchland ſehr viele wackere Leute giebt; habe mich mit ihnen herzlich gefreut und vieles Gute bei ihnen genoſſen.“ — — —

Theils um in der theuren Zeit und in ſeiner zugleich ſehr bedrängten Lage Ausgaben zu erſparen, theils weil er ſich überzeugt hatte, daß es etwas höchſt Unnützes und Ueberflüſſiges ſei, gewöhnte ſich Sand um dieſe Zeit das Tabacksrauchen ab, das er leidenſchaftlich getrieben hatte, und es bekam ihm recht wohl, wie er ſelbſt ſagt.

Am 17. Mai beſchließt er die Woche mit folgenden Worten:

„So wäre nun wieder eine Woche dahin, o Schöpfer und Lenker der Zeiten! Ich hatte ſie muthlos und ſehr dumpfig und grießgramig angefangen; immer wieſeſt du mich auf die Stelle deiner Offenbarung hin: Solche Art läßt ſich nicht austreiben denn durch Gebet und Faſten. Ich ſtrebte, und fühle Kraft in meinem Körper, und bin ſeit geſtern ſo froh und muthig, als ich bis jetzt nie muthiger und lebensfriſcher hier

war. So walte doch auch immer gnädig über mir!“ —

Nach und nach verließen U—ch, Zw—r, und der ihm am nächſten ſtand, El—r, Erlangen, und er ſchloß ſich jetzt beſonders an Dittmar an.

Ehe El—r Erlangen verließ, nahm er mit Sand und mehreren andern Freunden das Abendmahl. Sand ſchreibt am 29. Mai: „El—r und ich waren heute recht in der Seele einander gut.“ und am 30. „Erwecke mich heute, o gütiger Gott, zur rechten Selbſtbeſchauung. Erwecke mich zur hohen Freude, an deinem heiligen Abendmahle Antheil nehmen zu können. Um meine Rechnung bis hieher zu beſchließen, habe ich nichts nothwendiger, als deine hohe Gnade aus rechtem Herzen anzuflehen, daß du mir um deines Sohnes, Jeſu, Tod willen meine vielen verſteckten und kecken Sünden wolleſt verzeihen, und wolleſt mich ſo verſöhnen mit dir und mit meinen Mitmenſchen! Amen.“

„Herr D. Kayſer hielt heute Morgens eine treffliche Anrede an uns, vollzog mit El—r die Confirmation, mit uns allen die Beichte, und ertheilte nach der trefflichen, erhebenden Anrede ſelbſt innig gerührt, uns allen zur Heiligung und zum feſten Bunde mit Chriſto, auf daß er in uns und wir in ihm wohnen mögen, das heilige Brod und den heiligen Wein als Leib und Blut unſeres göttlichen Erlöſers. O gieb, o Vater! daß dein Sohn, Jeſus Chriſtus, in mir ſeine Wohnung nehme; gieb, daß ich oft das Geräuſche der Welt verlaſſe, und in die Stille zu mir und zur recht begeiſterten und ſcharfen Betrachtung meines Innern gelangen könne.“ —

El—r verließ darauf Erlangen und Sand ſchreibt am 1. Juni: „Walte, Vater, mächtig

über mir, da ich nun von meinem theuern Freunde El—r verlaſſen, alleine wieder auf mir beſtehe." Und am folgenden Tage: „Wie freudig und leicht iſt mir nun wieder, daß ich nun nicht mehr allein bin, und daß Dittmar heute in El—rs Zimmer zog! Gott leite unſer Verhältniß zur Liebe und Freundſchaft und zur Lehre und Tugend!" Sein Verhältniß zu dieſem ward bald ein ſehr inniges, und er ſagt ſelbſt davon am 7. Juni: „Mit dem trefflichen Dittmar lebe ich tagtäglich wie ein Herz und eine Seele; wir leben ordentlich koſend zuſammen."

Wir müſſen hier, um uns zu erklären, wodurch Sand an El—r ſo innig gekettet war und blieb, eines Vorfalls zwiſchen beiden erwähnen, der theils Sands lebendiges Gefühl für Recht und Unrecht, ſo wie ſeine Kraft, wenn er gefehlt hatte, ſeinen Fehler einzugeſtehen, darthut, theils aber auch uns den Werth ſeines Freundes El—r, und deſſen große Klarheit zeigt, welche ihn jenem in mancher Hinſicht überlegen machte.

El—r und A—m kamen einſt zuſammen auf Sands Stube; leztrer war, wie er ſelbſt ſagt, unmuthig geſtimmt, erſtrer ſehr heiter. Sie fanden bald Gelegenheit, Sand über ſein mürriſches Weſen aufzuziehen, es kam zu allerhand Neckereien, woraus nach und nach eine Balgerei wurde, bei der Sand gegen beide unterlaḡ und darüber in ſeiner gereizten Stimmung in Leidenſchaftlichkeit gerieth und um ſich ſchlug. Jene verließen ihn lachend, als er noch zornig war. Nicht lange aber war er allein, als er ſich die größten Vorwürfe über ſein Betragen machte, und ernſtlich darauf bedacht war, für die jenen zugefügte Beleidigung Genugthuung zu verſchaffen. Warum er gerade den unter Burſchen gebräuchlichen Weg wählte, erhellt eigentlich

erſt aus Cl—rs Antwort auf das von Sand in Bezug auf dieſe Angelegenheit an ihn gerichtete Schreiben. Zartgefühl und Ueberlegung ſind darin nicht zu verkennen, indem er von ſeinem Freunde, dem er Wohlthaten erzeigt hatte, nicht durch eine bloße Abbitte Verzeihung erlangen mochte, welche ihm dieſer wohl gewährt, im Herzen aber doch vielleicht noch gegrollt haben würde, wo alsdann eben jene engeren Verhältniſſe zu Sand ihm verbieten mußten, eine ſtärkere Genugthuung zu fordern. Genug, um dieſem Allen keinen Raum zu geben, ſchrieb Sand am folgenden Tage den 18. Mai dieſen Brief an jene beiden:

„Theure Cl—r und A—m!

„Ich erſuche euch um unſerer Drei willen, den geſtrigen Vorfall, der ungeahnet urplötzlich über uns kam, nicht laut werden zu laſſen, auf daß nicht Schmach auf uns allen ſitzen bleibe.“

„Indem ich euch für die letzte, meiſt in der Hitze von mir verübte, ſo grobe Beleidigung herzlich um Verzeihung bitte, wünſche ich ſehnlich, das alles Uebrige, was ohne böſen Willen gegenſeitig geſchah — wie es nur einzig wieder ungeſchehen gemacht werden kann — in den erſten Tagen, nach freier, ehrender Art, durch einen Verſöhnungskampf getilgt, und ſo alles wieder ins Gleichgewicht gebracht werde.“

„Ich lege euch dieſes an's Herz — euer Carl Sand *).

*) Um dieſen Brief und die Antwort ganz zu verſtehen, müſſen wir erwähnen, daß es jedem ehrenhaften Burſchen zur Schmach und Schande gereicht, ſich an einem andern gleichehrenhaften thätlich zu vergreifen. Dieſer von allen Burſchenſchaften angenommene Satz

Cl—r antwortete:

„Wie noch Schmach über uns beide des Vorfalls wegen kommen könnte, wußte ich nicht von fern, da ich mir nichts als eines Scherzes bewußt bin, und ich Gleiches von A—m verſichern kann; Schmach über die ſogenannte Burſchenſchaft kann dann nicht kommen, wenn ſie ihr Geſetz handhabt und deswegen, damit ſie nicht zur Handlung ihres Geſetzes gezwungen werde, haben wir aus Freundſchaft zu dir beſchloſſen, es zu verſchweigen; deswegen werde ich austreten, deswegen mußt du austreten, weil ich ſonſt gezwungen bin, die Sache anzuzeigen **). Daß du übrigens nicht einmal einſiehſt, was du gethan haſt, gefällt mir nicht. Nimm alles, was wir dir gethan haben, ſo war es ein Gefoppe, vielleicht zu weit getrieben, und alles, was du darauf hätteſt thun können, wäre geweſen, dir es ernſtlich zu verbitten, wäre nichts erfolgt, zu ſtürzen, und dann, wenn wir nicht augenblicklich fortgeweſen wären, ſelbſt zu gehen. Jedoch würde ich an deiner Stelle freundſchaftlich und ernſt ſtatt alledem gebeten haben. Du zogeſt an uns, was wir doch offenbar nur für Spaß halten konnten, und augenblicklich ohne alle Zwiſchenerklärung ging das Schlagen los. Mögen es die ausgearteten Burſchen vergangener Zeit getrieben

---

erklärt den Anfang von Cl—rs Antwort: „Wie noch Schmach über uns beide, (nämlich über A—m und ihn,) des Vorfalls wegen kommen könne, wußte ich nicht ꝛc.

**) Dieſe Nothwendigkeit entſtand ſogleich aus ihren Verhältniſſen zu dem ſich ſelbſt gegebnen Geſetz und zu der Burſchenſchaft, wenn einer von ihnen dieſe Sache im Ernſt nahm, und in dieſem Sinne, wie Sand gethan hatte, davon ſprach.

haben, wie ſie wollten: dem Adel unſerer Zeit iſt Schlagen zuwider und Ritter prügelten einander auch nicht. Der Ritterſchlag war: **Das leide von mir und keinem fürderhin!** Mit Recht ſteht der Verſchiß allenthalben darauf. Was du vom Schlagen (Zweikampf) ſagſt, iſt ebenfalls nichts, denn wir ſind uns erſtlich gegen dich keiner Beleidigung bewußt, die ſolches im Sinn gehabt hätte, und bitten herzlich gern allen falſch verſtandnen Scherz ab, und durch das Schlagen wurde keiner beleidigt, denn dieß ſtellte uns ſchlechterdings über alle Beleidigung, und zweitens, geſetzt es wäre ſo, wir hätten uns beleidigt gefühlt, ſo wüßte ich nicht, was noch weiter erkämpft werden ſollte, da du Verzeihung verlangſt, und was iſt denn hier Verzeihung anders als Verſöhnung? wozu dann ein Verſöhnungskampf? Drittens kann ich, und werde ich mich mit dir nie pauken (duelliren); denn wenn dich auch, (was ich doch geglaubt hätte,) kein Freundſchaftsgefühl abhält, ſo hält es mich doch ab und noch dazu bin ich dir aus Dankbarkeit ſo verbunden. Meine Verzeihung hatteſt du vom erſten Augenblick an; denn es war mir anfangs blos, als wenn der Himmel eingefallen wäre, und ich dachte blos an dich, und nicht an mich. Später ärgerte es mich in etwas, daß du andern und dir weißmachen wollteſt, als hätteſt du noch Recht und dieß ärgerte mich auch in deinem Brief. Wäre niemand bei dir geweſen, ſo würde ich an jenem Vormittage noch zu dir gegangen ſeyn. Nachmittag erfuhr ich, daß du es weiter erzählt und zwar als wenn du auch nicht im Mindeſten Unrecht hätteſt; und ich beſchloß, dich gehen zu laſſen, bis du ſelbſt kämeſt. — Du kamſt; aber nicht wie der Freund zum Freunde, der Verzeihung bringt

und Verzeihung heiſcht; du willſt die Sache burſchikos betrachten, und bedenkſt nicht, daß ſie da ein ganz andres Geſicht bekommt.““

„„Ich gebe dir aus reinem Herzen meine Verzeihung, und bitte dich darum, wenn ich gefehlt habe. Unſer Verhältniß wird dieſe Sache nicht ſtören; denn Freund ſein, wie ich es meine, ſich ganz und auf ewig zu geben, kann ich wegen meines Charakters, Berufes und Schickſals nicht. Ich gehöre nur Gott, meinem Volke und — — ganz und auf ewig, und alles andre iſt im untergeordneten Verhältniß zu dieſen dreien, die gewiſſermaßen Eins ſind, und deren Intereſſen entweder innig in einander greifen, oder wo ſie verſchieden ſind, keine Störung veranlaſſen können. Alles, was ich an Liebe übrig habe, gehört euch Freunden, und davon B—ln und dir am meiſten. Doch bin ich noch an mehrere feſt und unzertrennlich gekettet; dieſe Bande werde ich in Treue bewahren, aber geben kann ich keinem etwas, denn alles, was ich bin und habe, gehört jenen dreien, und ſelbſt Wohlthaten kann ich nicht erwiedern; denn ich habe nichts übrig, und wer mir giebt, halte es, als wenn er es ſeinem Volke gegeben hätte, dem mein Leben geweiht iſt. Der innere Drang befiehlt, ich muß gehorchen, ich muß mein Leben durchkämpfen für die erkannte Wahrheit. Amen!““

„„Gott regiere dein Herz; laß den Teufel nicht fürder darinn herrſchen; an mir ſoll er einen tapfern Kämpfer finden.““

Dieſer Brief veranlaßte alsbald eine neue und innige Annäherung der beiden Freunde, die in ihrer Natur, wie in der Richtung, die ihr Gemüth genommen hatte, ſo ganz von einander verſchieden waren. Aus dieſem Bekenntniß erklärt ſich auch

die thätige Theilnahme, die Sand in der Folge fortwährend an dem Schickſale dieſes Freundes nahm, und dieſe wird gewiß jeden wieder mit Sand ausſöhnen, der ihm hier eines Fehlers zeihen möchte. Ueberhaupt gehört eine Reue, die ſich nicht auf den bloßen Gedanken des Beſſerwerdens beſchränkte, ſondern, wie ſein Glaube und ſeine Frömmigkeit überhaupt ſich in Werken äußerte, zu Sands vorzüglichſten Eigenſchaften.

Sand hatte ſich mit ſeinen Geſchwiſtern zu einer Zuſammenkunft in Gräfenberg beſtellt, und eilte am 15. Juni dahin. Es war ihm Geld vom Vater verſprochen worden, und dieſes ſollte er dort erhalten — allein er erhielt nichts. — Wir ſetzen den Brief hieher, den er im Unmuth darüber von Gräfenberg aus an ſeinen Vater ſchrieb — welcher zwar an ſich unwichtig ſein mag, jedoch viel zu einem völligen Aufſchluß über Sands Kummer und Betrübniß während des letzten Sommers, den er in Erlangen verlebte, beiträgt.

„Gräfenberg den 15. Juni.“

„Theurer Vater!“

„Wo ich mich im Vertrauen auf Gott und auf ihr Vaterherz freute auf das Hierherkommen, um hier geſund und fröhlich meine theuern Geſchwiſter wieder ſehen zu können, und um hier in Empfang zu nehmen, was mir in einem Briefe der guten Caroline — ſchon zugeſichert und angekündigt war, da befinde ich mich jetzt in der ſchrecklichſten Lage, in der ich mich nur je befinden kann. Seit ich jetzt wieder nach Erlangen zurückgekommen bin, habe ich nicht nur keinen Kreuzer von ihnen bekommen, ſondern ſogar auch ſchon mehreres bei meinem Freunde Zw—r, der nun gar nicht mehr

hier, ſondern in Heidelberg ſich aufhält, während der Oſterferien aufgenommen, und lebe ſeit dieſer Zeit in der entſetzlichen Lage, alles das, was ich zum täglichen Unterhalt brauche, bei meinen Freunden unter den Burſchen borgen zu müſſen, denen ich jetzt die ſicherſte Hoffnung gemacht habe, ihr Geld, das ſie ſelbſt eben ſo nothwendig brauchen als ich, bei meiner Zurückkunft auf der Stelle zurückgeben zu wollen. Eine Schmach läßt dieß auf mir ſitzen, die ich nicht zu ertragen vermag. Ich kehre nun, womit uns doch eine ſo geringfügige Sache, wie das Geld iſt, nie anſtecken ſollte, in einer ganz verwirrten und zerknirſchten Stimmung nach Erlangen zurück. Wer kann es mir aber auch als Phantaſterei oder kindiſches Geſchwätz auslegen, wenn er meine Lage nur ein wenig kennt? — Ich ſoll hier als ein Sand leben, hier dieſen Namen nicht zu Schänden werden laſſen, habe allenthalben kleine Schulden, wohne in einem ſo angeſehnen Hauſe, wie das Profeſſor Gründleriſche iſt, und ſoll bis zum nächſten Herbſte in dieſer ſo theuern Zeit noch hier leben."

„Ich möchte lieber jetzt gleich zu ihnen hinirren, als wieder nach Erlangen zurückkehren, und dort werde ich es auch nicht lange mehr aushalten. Jetzt überſehen ſie alles, und ich erſuche ſie nochmals um 300 Fl. für dieſes Semeſter; können ſie es nicht möglich machen, daß ich dieſe erhalte; daß ich jetzt binnen zehn Tagen die, vom Drange der Nothwendigkeit dazu gezwungen, von ihnen ſchon lange erbetnen 150 Fl. erhalte; ſo verlaſſe ich Erlangen mit auf mir laſtendem Unglimpf, oder mit der Erklärung, daß mir wegen trauriger Familienverhältniſſe der Wechſel ausbleibe, und kehre dahin heim, wo mir zwar alles Hohe und

K. B. Hof- u. Staats-
Bibliothek
MÜNCHEN

viele ſchöne Hoffnungen aufgegangen ſind, wohin ſie aber auch wieder zu Grabe getragen werden müſſen. — Weniger als 150 Fl. — dieſe friſten nur hie und können nichts helfen; ſie machen das Uebel mir noch größer.“

„Meine irdiſchen Hoffnungen ſehe ich ſo mit vor offnen Augen dahin ſchwinden; aber um nichts minder lehrt mich Gott daran die reineren Wünſche anknüpfen! Amen!“

„Leben ſie wohl, tröſten ſie ſich, theurer Vater, über dieſen meinen Brief in Gott! Ihr ihnen von jeher in Innigkeit zugethaner Sohn, Carl Sand.“

Der Vater antwortete ganz gelaſſen auf dieſen „in ganz verſtimmter Laune geſchriebenen Brief“ und half dem Sohne aus der Noth, die er nicht abſichtlich veranlaßt hatte.

In dieſer Stimmung, in dieſen Sorgen ereignete ſich am 21. Juni Abend ein Unglück, welches Sands Gemüth auf einmal aufſchüttelte und ihn nach einigen bittern Tagen wieder zum Frieden mit ſich ſelbſt brachte. Sein Freund Dittmar ertrank beim Baden. Wir wollen ihn hier ganz und gar ſich ſelbſt ausſprechen laſſen.

Sonnabend am 21. Juni, Morgens. „Ach! Gütiger! wohin will es mit mir wieder kommen? Seit vierzehn Tagen werde ich in der Unordnung fortgeriſſen und konnte nicht einmal dazu kommen, mit Feſtigkeit auf mein Leben vorwärts und rückwärts zu ſchauen, ſo daß auch mein Tagebuch ſeit dem 4. Juni uneingeſchrieben blieb. So vieles Herrliche ging an mir vorüber, aber ich lebte immer nur von Minute zu Minute dir, o gütiger Vater, nicht in einem ernſtlichen Streben; daher ſchaudert's mich vor der Schuld, meine Seele ſo

K. B. Hof- u. Staats-Bibliothek München

ganz nahe zum Untergange geführt zu haben, und es iſt deine hohe Gnade, daß du mich wieder daraus erlöſeſt. So ſegne nun den noch in mir lebenden Funken eines Strebens nach dem Guten, daß er einige Stärke gewinne. Meine Seele iſt in großen Aengſten, o Herr, und ich zage; aber je mehr Hinderniſſe, deſto mehr Seelenſtärke! —"

„So weit ſchrieb ich Morgens, und in der Einlage ſei beigefügt über den Abend, wo ich aus meinem bisherigen Leben wieder ſo entſetzlich aufgeſchreckt wurde: Zerſtörung, Verzweiflung, Schmerz und Klage über meinen Freund, den innig- und heißgeliebten Dittmar."

Einlage im Tagebuche.

„Brief an meine theuern Eltern"

Erlangen den 25. Juni 1817.

„Nachdem meine frühern Freunde, U—ch, El—r, Zw—r und andere von hier weggegangen waren, lebte ich vorzüglich mit dem von mir inniggeliebten Dittmar aus Ansbach und Eb—r aus Würzburg, zuſammen. Dittmar, ein Deutſcher, evangeliſch-chriſtlicher Theologe, in Rückſicht ſeiner Herzensgüte mehr als Menſch, eine Engelsſeele; immer rege für's Gute, fröhlich, fromm und friſch zur That, war in's Prof. Gründleriſche Haus in ein Zimmer neben mich gezogen. Wir liebten und herzten einander, unterſtützten uns gegenſeitig in unſerem Streben, und trugen, was uns vorkam, in Treue gemeinſchaftlich. So auch den letzten ſchweren und traurigen Fall für uns und für die, ſeinem elterlichen Hauſe und ihm ſo innig befreundete, unſere ſchweſterliche O—ſche Familie, — — — —."

„An des Frühlings letztem Abende gingen wir, Dittmar, Eb—r und ich, nachdem wir vorher auf

Dittmars Zimmer noch gemeinſchaftlich gearbeitet, und uns am Ende gegen alle Stürme des Lebens für unſer Streben und für unſere Liebe und Treue noch feierlich verbunden und umarmt hatten, ſelig und ſorglos um halb ſieben Uhr zum Bade nach der Rednitz. Ein ſchweres Gewitter war am Himmel vorüber gezogen und blitzte nur in der Ferne, um uns alle Sorge aus der Seele wegzuſpielen und uns ganz einzuführen in ſüßen Schlummer rückſichtlich aller Seelenbedrängniſſe, und uns dahin zu geben einer tiefen Sehnſucht nach dem für uns Menſchen oft ſo reitzenden und dann ſo furchtbaren Elemente des Waſſers. Im herrlichen Abendrothe durchſuchten Eb—r und ich den Kanal der Rednitz, in welchem wir uns der Nähe an der Stadt und des drohenden Gewitters wegen baden wollten, und fanden nicht die mindeſte Gefahr. Unſer Freund Dittmar, der einzige von uns, der ſchwimmen konnte, kam nun auch in das Waſſer, und wir zogen mit einander den Kanal hinab, und unſer Freund Dittmar ſuchte Tiefe zum Schwimmen. Wir kamen bis zur Waſſerſcheide; das Waſſer ging uns bis an die Bruſt; Dittmar war vorwärts und kam tiefer in das Waſſer; er ſchwamm jetzt, kam aber zu weit in den Fluß; und unter unſerem Zurufen, er ſolle rechts an's Ufer ſchwimmen; wollte er funfzehn Schritte von uns Grund faſſen, aber er ſank und in unſer Angſt, und Hülfgeſchrei, da wir, um ihm vom Ufer aus beizuſpringen, ſelbſt uns erſt aus dem Grundloſen, reißenden Fluſſe herausarbeiten mußten, miſchte er beim Hervorarbeiten aus dem Strudel — eine Schreckgeſtalt — ſein Hülfgeſchrei; und bis wir außer Gefahr waren, ſahen wir ihn eben nach den äußerſten Spitzen einer Staude greifen. Bei deren Entweichung

mag ihn der Schlag gerührt haben und er ſank abermals. — Denken ſie ſich uns, ſeine Freunde, am Ufer umher irrend an dem im Waſſer ſtehen: den ergriffenen Geſträuche ſuchend, jammernd und Hülfe ſchreiend nach und nach von einer großen Volksmenge umgeben, die ihn nach zwei Stunden an dem angedeuteten Platze aus der entſetzlichen Tiefe hervorbrachte. — Vorgeſtern Nachts haben wir ihn feierlich zur Ruhe beſtattet. —"

„So brach mit dieſem Frühlingsende nun wohl auch der ernſtere Sommer meines Lebens an; ich habe ihn in der rechten Seelenſtimmung, in einer wehmuthsvollen, ſanften Trauer begrüßt. — Sie ſehen mich nun mehr beruhiget und getröſtet durch Chriſtenglauben und durch jene Himmelsheitre, die der Allgütige durch das Bild eines mir nun bleibenden Freundes im Himmel, und durch das Zuſammentreffen allerlei merkwürdiger Fügungen über uns herabließ. — Ich wünſchte nun nichts mehr, als daß auch ſie in Rückſicht meiner außer Kummer, außer Sorgen ſeien."

„Mein thätiger Troſt iſt, daß mir mein feſt: gewählter Beruf nicht durch eitle Werkthätigkeit des Lebens jenes innre Leben in mir vergället; daß es mir vielmehr vergönnt iſt, in einer ſtillen Trauer und ſteter Aufmerkſamkeit auf Gottes Fü: gungen fortzuleben, und daß es zu meinem ſeligen Berufe gehört, die Eitelkeit aller Lebensgüter recht kennen und nur als ſolche würdigen zu lernen, die uns zur Erſtrebung feſterer und bleibenderer vor: bereiten mögen; daher mich und andere darüber zu tröſten und mehr und mehr mich darüber zu erhe: ben, mich zu bemühen. —"

„Ich verbleibe ihr rc.

Die Mutter antwortete einige Tage darauf:

„In der Stille der Abendſtunde, mein lieber Carl, ſtimme ich in deine Gefühle, und betraure mit dir den verklärten Freund, der lächelnd und vielleicht aus einem höheren und beſſeren Wirkungskreiſe auf uns herabſieht. Wohl ihm, und uns! ihm, daß er ſo ſchnell überging, und wohl uns, daß uns die ſchönen Bande der gleichen Seelenſtimmung an ihn knüpften. Wie viele werden wir einſt finden, welche übereinſtimmend mit uns dachten und handelten! Es gehört zu meinen erhabnen Stärkungen, mir oft zu denken, welche Seligkeit es ſein muß, mit allen den großen Menſchen Gemeinſchaft zu haben, welche Jahrtauſende voraus auf die Aufklärung unſerer Begriffe und auf unſere Tugend durch ihr Exempel wirkten. — Vor wenig Wochen, nachdem ich mich aus einem Jahrgange von Reinhards Predigten, an einer am Himmelfahrstage, über das Thema: Wie trennen wir uns von den Unſrigen, daß der Schmerz von den geſegneten Folgen aus dieſer Trennung gemäßigt und weit übertroffen werde? — Wenn wir, eingedenk, daß wir nicht ewig beiſammen leben können, für ihre Ausbildung und unſere Vorbereitung geſorgt haben — wahr erhoben und geſtärkt hatte: führte uns Freund St— — — — — — — — — — — — — — — — — — — am Frohleichnamstage nach Vohenſtrauß. Ich benutzte die Stille der Kirche und des ſie umgebenden ehemaligen Kirchhofs, dachte mir den Vater Reinhard, der ſchon alle nach Böhmen reiſende Kaufleute durch ſeine gehaltreichen Predigten ſo angezogen hatte, daß ſie immer den Sonnabend eintrafen, um erſt

eine Predigt von dem redlichen, rechtlichen und aufgeklärten Manne zu hören, der der erſte und gewiß eindrücklichſte Bilder des großen Sohnes ſelbſt war; der bei dem ſchrecklichen Brande, welcher ihm, außer ſeinen Kindern, alles raubte, das Unglück mit großer Faſſung und ſeltener Seelenſtärke ertrug; bei Wiederaufbauung der Kirche alles beitrug, um ſie in der ſchönen, erhabnen Form mit ſo wenigem Gelde herzuſtellen und alle von Amtsgeſchäften freie Zeit benutzte, um dieſe Kirche einfach, doch würdig zu malen. Das Gerüſt brach mit ihm durch und ſein früher Tod war die Folge, ſo wie die ſchwere Dürftigkeit des großen, aber kränklichen Reinhard, der ſo unſäglich viel Gutes ſtiftete durch ſeine Kunſt, mit Menſchen umzugehen, und auf alle zweckmäßig zu wirken, jeden Plan für Kirchen- und Schulverbeſſerung bei ſeinem katholiſchen Könige durchſetzte, (was er früher ſelbſt nicht als möglich ahndete) und ſelbſt den Tyrannen Napoleon, welcher ihn als den erſten, ſeinen Maximen ſchädlichen Mann in ganz Sachſen betrachtete und auf die Liſte der vielen Opfer, welche für ſein Laſterſyſtem fielen, geſetzt hatte, in Reſpekt erhielt. — O, beſter Sohn! möge der Himmel- und Erdenlenker ſeinen Geiſt auch auf dir ruhen laſſen! Dieſes ſtille Gebet erfüllte meine ganze Seele, und ſchwellt meine Bruſt unwillkührlich, wenn ich den reinen Seelengenuß für mich, im Andenken dieſer ſo theueren Menſchen zu Bohenſtrauß zuweilen genieße!“

„O! wie wohl wird dann mir ſein,
Wenn ich dich einſt in der Nähe,
Die du kamſt, mich zu befrein,
Stunde meiner Heimath ſehe;
Wenn den Leib des Grabes Gruft
Und die Seel' ihr Schöpfer ruft —

„Denke ich oft, für die der Tod unter keiner Geſtalt etwas Fürchterliches hat, bei dem ſchweren Ungemach der Erde. Jedoch laſſen wir beide, mein beſter Sohn, dieſen Gedanken nicht zum herrſchenden werden, und nicht darüber vergeſſen, daß unſere jetzige Beſtimmung ſei, hienieden die väterlichen Abſichten Gottes kindlich zu erfüllen und unſern Geiſt in die Sphäre ſeiner Lebenspflichten zu bannen. Wie ſchwach der menſchliche Geiſt herumirren kann, wenn er nicht mit unpartheiiſcher Vernunft prüft, wohin ihn ſeine Lieblingsideen am Ende führen, das beweiſt uns Zimmermanns Schrift über die Einſamkeit. Wir beide, beſter Carl, haben den Spiegel der Seele, die Augen, mit einander gemein und gewiß auch deren Anlagen alle, und keines deiner Geſchwiſter iſt mir ſo ſeelenverwandt als du. Daher auch die Schwäche der Schwärmerei! Ich beſchwöre dich, beſter Carl, laß ſie dich nicht abführen von bürgerlichen und häuslichen Hinſichten! Geloben wir uns am Grabe des vollendeten Freundes, uns treulich gegen jeden Betrug unſerer Einbildungskraft zu waffnen, und der Argliſt und dem Betrug ſchlechter Menſchen durch behutſame Bedachtſamkeit jeden Sieg über unſern Wohlſtand zu entreißen, und ſo uns bitterer Sorgen pflichtmäßig zu entwinden. Auch den heitern Lebensgenuß fordert Gott von uns.“

„Die ſchwere Prüfung dieſes Jahres iſt, Gott Lob! größtentheils überſtanden und wir ſpeiſten ſo manchen, der hungrig kam. Auch bei dem Hammer ging es, Gott Lob! doch ſo ziemlich gut, als es Uebereinſtimmung und Fleiß erlauben, wenn man mit äußern Uebeln zu kämpfen hat. Möchte Gott eine geſegnete Ernte verleihen und den Geſchäftsgang beſſern. Daß der Vater geholfen hat,

war mir ſehr erfreulich. Ich bin ſo thätig, als es die Pflicht erfordert, um mein Kapital vom Hauſe zu erhalten; auch unterſtützt mich D—bt, der ſchon ſo viele Opfer für die Familie brachte, tapfer. Wird dieſes Kapital ausbezahlt, ſo will ich recht herzlich gern deine Sorgen mindern und alles gern geben, was zu deiner Ausbildung für die Berufspflicht nöthig iſt. Vielleicht geht es dann beſſer, und ich kann mir die Freude machen, dir auch einen kleinen Fond zur Bibliothek zu geben. Vor der Hand muß ich dich aber dringend bitten, nur Kollegien, Speiſe, Trank, Kleidung und Geſellſchaften zu berückſichtigen; denn die letzten ſind für den Prediger ſehr nothwendig, da er ſich ohne dieſe unmöglich die Menſchenkenntniß und das Einwirken auf Menſchen eigen machen kann, durch welches Reinhard ſo wirkſam für Menſchenwohl geworden iſt. Der Geldmangel iſt gegenwärtig groß, und ſelbſt die gute Caroline hat tüchtig zu kämpfen, wenn ſie in ihrem Haushalten durchkommen will. Betrachte auch die Menſchen in ihrer grämlichen Geſtalt, liebſter Sohn. Ob es ſchon zur chriſtlichen Pflicht, wie zum eignen, glücklichen Leben gehört, die Menſchen gut, ſo wie ſie aus der Hand des Schöpfers kamen, zu nehmen; ſo iſt es doch, da man ſich ſelbſt der Nächſte ſein darf, und wenn man ſich täglich beſtrebt, beſſer zu werden und unter die Auserleſenen zu gehören, der hohen Würde eines ſolchen Menſchen ſchon angemeſſen, daß er ſich dem niedrigen Betrug des ſchlechten Menſchengutes nicht Preis giebt. Er entwürdigt ſich ja ſelbſt, wenn ihn Mangel, aus der Habſucht anderer veranlaßt, drückt und ſeine hohen Freudengefühle verſtimmt, in welchen der Menſch ſich und andern mehr iſt. Lerne, beſter

Sohn, Dinge, welche zum menſchlichen Leben gehören, genau behandeln, und halte es nicht unter deiner Würde, dieſe Tugend zu üben; die Gerechtigkeit iſt, ſo wie die Ordnung, die Mutter aller Tugenden!“

Deine gute Schweſter Julie macht ſich immer verdienter um dich.“

„Mit ewiger Liebe deine treue Mutter.“

Wir können uns nicht enthalten ein Briefchen über denſelben Gegenſtand von Sands jüngrer Schweſter hier beizufügen, da er ganz geeignet iſt, das Bild von dieſer Familie mit einem ſchönem Zuge zu bereichern.

„Wunſiedel den 8. Juli 1817.“

„Liebſter, beſter Carl! Nur einige Zeilen muß ich dir in der Eile ſchreiben, beſter Bruder, um dir meine innigſte Theilnahme an dem Schickſal, daß dich traf, zu beweiſen. Unmöglich kann ich dir die Empfindungen beſchreiben, mit welchen ich deinen traurigen Brief las. Herzlich mitleidend fühlte ich den großen Verluſt, welchen Dittmars Eltern und Geſchwiſter und auch du, lieber Carl, erlitten haben, und doch miſchten ſich tauſend Thränen des Danks in meine Gefühle, daß du, beſter geliebter Bruder, uns erhalten biſt. O, wie leicht könnte ich jetzt an der Stelle der guten Schweſter den Bruder beweinen müſſen, während er mir aufs neue ſo liebevoll geſchenkt iſt. Ich denke mich recht oft in die Lage des guten Mädchens und wünſchte nur, daß ich meine Theilnahme thätig beweiſen und ihr etwas erleichtern könnte. Laß dir dieß Beiſpiel, liebſter Carl, eine Warnung ſein; ich bitte dich um Alles, was dir lieb iſt, meide dieſe Gefahr, dich im Fluß zu baden, welches dir ohnehin

immer eine traurige Erinnerung an den edeln Freund ſein muß; du kannſt dich ja dafür in einer Badeanſtalt ſchadlos halten. Noch muß ich dich bitten, daß du im ſtillen Andenken des Freundes deine Geſundheit ſchonſt, und daß du ſo ſchön fortfährſt in der herzerhebenden Religion deinen Troſt zu finden, wobei ich wünſchte auf dieſem ehrenvollen Weg, an der Hand Gottes, welchen du ſo ruhmvoll begleiteſt, dir ähnlich werden zu können. —"

„Schreibe mir ja recht bald auf meine beiden Briefe und, wenn du kannſt, recht ausführlich; es dient zu meiner größten Beruhigung, wenn ich dich recht wohl weiß. Deine redliche Schweſter Julie."

— Sand beantwortete dieſen Brief am 4. Sept. 1817 folgendermaßen:

„Du zarte, treue Seele wirkteſt eben den ganzen Sommer hindurch wieder mit der größten Liebe für mich! Ich konnte dir nicht einmal meinen innigen Dank unmittelbar zu erkennen geben; Mögeſt du doch mannichmal geſpürt haben die innige Bitte, die ich, im Gebete zu Gott für dich that! Möge dir doch Gott zu deinem emſigen, regen Wirken immer das rechte erfreuliche Gedeihen geſchenkt; möge er dich immer recht warm, als ein liebes Kind zu ſich hinaufgezogen und dein erfülltes Herz immer geöffnet haben, daß es zu ſeinem Preiſe und zu deiner eignen Fröhlichkeit habe überſtrömen können in lautere, fromme Gebete. Wenn wir häufig in ſolcher Gemeinſchaft ſtehen mit Gott, ſo iſt uns Segen und Gedeihen in Fülle verliehen und wir haben jedesmal ſchon über den Teufel, der uns durch Kaltſinn, Leichtfertigkeit und Selbſtgefälligkeit auf hinterliſtige Weiſe anzufechten ſucht — wir haben über ihn immer

ſchon geſiegt; ſo wie uns nur das Herz aufgeht und wir uns recht warm und innig in der Nähe Gottes fühlen und in Liebe zu ihm beten können. Möge ſolches dir in recht reichem Maße als Lohn für dein mit ſo vielen Opfern verbundnes Wirken für mich zu Theil geworden ſein; möge dir Gott auf ſolche Weiſe alles Widerwärtige, was euch das Leben mitgebracht haben mag, — — tragen helfen."

„Du erfreuteſt, du tröſteteſt, du ermunterteſt mich oftmals in dieſer Zeit; und deshalb nimm meinen herzlichen Dank und die innige Fortdauer meiner Bruderliebe, die du auf alle Weiſe zu erwecken und zu entflammen vermagſt, als Lohn von deinem ſtrebenden Bruder."

„— — — — — — — — — —."

„Ich ſehne mich nun, nur recht bald zu euch hinauf kommen zu können. Ich hoffe, wir wollen wieder ſtill, aber auch recht herzlich und fromm zuſammenleben."

„Nun lebe wohl! Grüße ſie alle, die theueren Seelen, vorzüglich die theuere Mutter und die im feſten Vertrauen auf Gott ausharrende Schweſter Caroline. Lebe einſtweilen wohl! Dein treuer Bruder Carl."

Hierher gehört noch ein zwei Monate ſpäter an Freund U—ch in Berlin geſchriebner Brief, den wir ſogleich, als zum Ganzen nothwendig, hieher ziehen.

„Erlangen den 15—17. Septbr. 1817."

„Mein theuerer U—ch! Du konnteſt freilich wohl nicht ahnen, daß derſelbe Tag, an welchem du mir Morgens im Garten des Univerſitätsgebäudes den mich wieder ſo ſehr erheiternden Brief

ſchriebſt, an welchem du mich im Geiſte liebend zu dir gezogen zu haben ſchreibſt — daß derſelbe 21. Juni meines Frühlings Ende herbeiführen werde. Du weißt es bereits ſchon, daß Eb—r und ich an eben dieſem Frühlingsende unſeren theueren Freund Dittmar, mit dem wir beide uns noch in den letzten Stunden ſeines Erdenlebens für des Lebens Friſche und für alle Stürme feſt und innig verbunden hatten, ſelbſt ringend mit urplötzlicher Gefahr, ohne Hülfe bringen zu können, untergehen ſahen. Dittmar war eine Engelſeele; uns allen kam er wunderbar entfaltet und erſtarkt ſeit Oſtern vor; er war friſch und muthig hervorgetreten in die Welt, und ſein Inneres war erglüht für die heilige Sache Deutſchlands. Seine Kräfte nahmen von Tag zu Tag zu; den nun ſchon ſo ſehr rüſtigen Eb—r überwältigte er, als wir den 18. Juni bei Schalkershof mit einem Turnfeſt feierten, im Ringkampf. So war auch ſeine Liebe in den letzten Zeiten ganz verklärter Art. Ich weiß oftmals, daß er frühe vor Morgens vier Uhr an meinem Bette ſaß, lächelnd ſich weidete an meinem feſten, ſorgloſen Schlummer und mich dann nach aufgeſtellter Ordnung, ſchlags vier Uhr weckte, und mit einer Zärtlichkeit, daß mir gar nicht möglich geweſen wäre, im Bette zu bleiben. Was es aber iſt, einen ſolchen, ohne ihn retten zu können, untergehen zu ſehen, das kann ſich keiner und auch du nicht denken. Es ſind dieß Augenblicke, in denen man ſo ganz zu fühlen vermag, was es eigentlich in ſich faſſe, Eines, und noch dazu eines guten Menſchen, Leben, was man doch gewöhnlich leicht achtet. Ich fühle ſeit dieſer Zeit keinen größeren Drang, als zu predigen; ich kann mich nur froh und glücklich fühlen in dem Berufe, an dem ich ſchon vor-

her mit Liebe hing; glaube mir es, wäre ich nicht ſchon geweihet der heiligen Theologie, ich bin ſeit jenem Frühlingsende viel zu ſehr zurückgeſcheucht von allen Aeußerlichkeiten und allen Werkheiligkeiten des Lebens, als daß ich noch etwas anderes für das theuere Vaterland zu leiſten vermöchte, als eben einfach und karg beſtehend auf mir ſelbſt zu leben, ein inneres Leben nach meiner Sehnſucht zu führen und ſowohl mir ſelbſt als meiner kleinern oder größern Gemeinde zum Troſte zu leben. So ſehr habe ich nie gefühlt und war ich nie überzeugt, daß ein edler und freier Sinn das höchſte Ziel all unſeres Strebens ſein müſſe; ſo ſehr habe ich vorher nie gefühlt und geglaubt, daß blos Chriſtus gerecht macht, daß man blos durch ihn und durch recht demüthige Anerkennung ſeiner, einen feſten Grundſtein zur Tugend habe. Kurz nachdem ſo nach und nach einige Feſtigkeit in meine chriſtliche Geſinnung gekommen war, ſchickte mir Gott dieſe merkwürdige Prüfung, um mich erſt recht zu ſtärken und führte ſo erſt ein rechtes Licht in mich herein. Wenn ich ſage, daß ich durch dieſe hohe Schickung Gottes der jugendlichen Sorgloſigkeit wohl für immer mehr und mehr entriſſen bin, daß mit jenem Abende des Lebens Sommer mir aufging, ſo wirſt du es wohl ſehr glaubwürdig finden. Auf alle die wackeren Unſrigen hier wirkte dieß Ereigniß eben ſo. Daß ich nun aber fortfahre, dir gleich mein bisheriges Leben etwas zu ſchreiben, ſo ſetze ich deiner etwaigen Folgerung aus dem Obigen entgegen, daß der Tod des ſeligen Dittmar keinesweges ſo auf mich einwirken wird, daß er mich zur B r ü t ſ ch w e ſt e r herabzudrücken vermöge. Im Gegentheil war er wirklich für mein ſchwärchelndes, dumpfes Weſen eine ſehr ſtarke Anregung,

die mich, wie ſchon geſagt, erſt zum recht freien Manne umſchuf, als der ich nun in jedem Sturm, den ich überhaupt wohl nie gern aus der Ferne zu beſchauen hätte, über mich nehmen können, friſch und muthig hineintreten, wirken, kämpfen und ſterben will. Es iſt in ſolchen ſtürmiſchen Zeiten, wie die jetzigen ſind, gewiß auch ein recht ſüßer Troſt, eine treue Seele, die ich mir im irdiſchen Gewirre leichtlich noch hätte ſelbſt entfremden können, nun ſicher und beſtändig im Himmel zu haben. Ich fühlte dieß zeither ſchon ſehr oft; denn mein an ſich ſo ſchläfriges und mattes Gemüth wurde bis jetzt in fortwährender Regſamkeit erhalten. Es folgte Sturm auf Sturm, wirklich Schritt für Schritt, und jeder Kampf brachte immer einen ganz neuer Art nach ſich, und machte mein Leben ganz ſeelenvoll. — — —.“

Unter demſelben Tage ſchrieb er an Cl—r über dieſe Angelegenheit:

„Nach Freiheit wollen wir ringen und alſo wollen wir uns nicht durch das Drohen des Todes bändigen und gängeln laſſen, der ja doch die höchſte Freiſtätte iſt. Lebend wollen wir jenen knechtiſchen Seelen eine Peſt ſein, und todt wollen wir ſie uns nachziehen. Luthers und auch Seume's Leben beſtärken mich recht in dieſem Satze. Ich kann freilich nicht recht ſehen, oder vielmehr gar nicht ahnen, wo es am Ende nur hinaus will, — — —; aber Gott bitte ich in jeder regen Stunde um immer neuen Kampf, der ſich auch immer anders geſtalten möge, auf daß mein ſchwaches Gemüth nicht nach und nach verdumpfe, und Gott wird ſchon helfen. — Das fromme Gemüth Jahns, welches du ſchilderſt, wirkte mächtig auf mich; möchte ich nur durch beſtändigen Kampf auch ſo

die Freiheit erſt recht faſſen lernen, und ſo ein recht freier Mann werden."

Sein Tagebuch von den erſten Tagen nach dieſem „merkwürdigen Ereigniß" ſchildert ſeinen Schmerz um den geliebten Freund.

Sonntag den 22. Juni. „Fortdauer meines ſtillen und lauten Schmerzes; Thränen; ſtillere Todtenklage. — Ich wohnte mich ein bei Eb—r."

Am 23. Juni. „Ich war am Sarge und gelobte meinem Freunde brav zu werden, und ſah ihn nicht todt in höhern Räumen. D. Dittmar und ſein jüngſter Bruder waren mit mir beim Sarge. Sodann feierliches Leichenbegängniß. — Ich war durch die Schändlichkeit der Landsmannſchaften durch die vielen Entäußerungen heute mit Beſorgung der Leiche und durch das Verbluten in Rückſicht des Schmerzes am Abend bei der Leiche gänzlich verhärtet. Ergrimmt, bewaffnet, den geringſten Angriff der Landsmannſchaften zu rächen*),

*) Zur Erklärung dieſer Worte theilen wir ein Bruchſtück eines Briefes mit, welchen ein Freund des Verblichenen im Bezug auf dieſen traurigen Vorfall ſchrieb: „Drei ſchreckliche Tage und Nächte hatten wir zu überſtehen, innen den ungeheueren Schmerz, von außen ſo viel zu beſorgen und dabei das Herz noch von einem wüthenden Grimme gegen mehrere Mitglieder der Landsmannſchaften durchtobt, die ſich als elende erbärmliche Wichte zeigten. Da man nämlich nach dem Verlornen ſuchte und die halbe Stadt längs des Ufers hin verſammelt war, jämmerlich klagend über den Verluſt unſeres Theueren, da konnte ein ſchändlicher Kerl mit hölliſcher Freude ausrufen: „Nun ſo iſt doch einmal Einer von dieſen Hunden weniger." — Ein andrer, der Dittmar noch auf ſeinem Todtenbette beſuchte, bedauerte ihn in dieſen Worten: „Schade! er hat ſich

zogen wir, ein wahrer Todtenzug, mit dem Sarge einher. Wehe! mein Gemüth war abgeſtumpft wie Stein, meine Augen waren vertrocknet.“ —

Eine kleine Reiſe in die Umgegend zerſtreute Sands ſtillen Gram in den nächſten Tagen noch etwas. Mehr als je beſchäftigten ihn jetzt die Angelegenheiten der Burſchenſchaft, da das Reformationsjubiläum, mit ihm das Wartburgsfeſt, und ferner ſein Abgang nach Jena bevorſtand. Aus allem erſieht man, daß von jetzt an ein weit kräftigerer Drang zu handeln und ſeinen beſten Gedanken Leben zu geben, in ihm erweckt war. Es lag ihm daran, dem beſonders durch ſeine Anregungen begonnenen Werke eine größere Feſtigkeit und einen höhern, inneren Gehalt zu verleihen, theils um das Beſtehen deſſelben in der Folge zu ſichern, theils um mit Ehren ſeine Schaar zu dem Feſte aller deutſchen Burſchen auf der Wartburg führen zu können. Und der Erfolg war ſeiner Thätigkeit gemäß.

---

auch verführen laſſen!“ — Leider kamen dieſe Reden zu ſpät zu unſern Ohren, ſie wären wohl ſonſt nicht ungerächt geblieben. — Dennoch luden wir die Landsmannſchaften ein, unſerm Bruder das Geleit zu geben, vergeſſend der Verhältniſſe, die im Leben Statt fanden. Auf eine empörende Art wieſen ſie uns zurück. Unſere Wuth ſtieg auf das höchſte. Dem Polizeidirektor und Prorektor ließen wir ſagen, jeder von uns würde ſich bei dem Leichenzuge bewaffnet einfinden, um jede Beleidigung, die etwa jene unſerem verblichenen Freunde auf ſeiner Reiſe in eine beſſere Welt noch anthun könnten, ſogleich mit dem Blute zu ſühnen. — — — Die ganze Polizeiwache war ausgerückt; die Haupt- und Thorwachen waren von den Bürgern ſtark beſetzt. — u. ſ. w.“ Die feierliche Handlung ward demnach ſtill und ungehindert vollzogen.

Mit Eb—r hatte ihn dieſe Zeit am vertrauteſten gemacht; dieſer zog zu ihm auf Dittmars Stube, wie er ſagt, aus Liebe zu ihm. Beide laſen zuſammen mehreres aus Luthers Schriften, und gemeinſchaftlich beriethen ſie die Angelegenheiten der Burſchenſchaft. — Seine Thätigkeit in dieſer Hinſicht ſehen wir am beſten aus ſeinen eignen Worten:

„Am 7. Juli. Am Abend mit v. P—g noch beſprochen, was geſchehen könne von unſrer Seite. Nachdem ich ihm alles, was ich bisher auf der Seele gegen ihn getragen hatte, ausſprach, er mir innig zuneigte, ſo verbanden wir uns innig gegen Menſchen nochmals zu wetten und zu wagen für unſere deutſche Sache, Gott vertrauend, der gute Menſchen ſenden wird, wenn ſein heiliger Wille unſerm ſchwachen, kurzſichtigen Beginnen günſtig iſt ꝛc.“

Zugleich lag für ihn eine große Aufregung in den günſtigen Nachrichten, die um jene Zeit von allen Hochſchulen, wo ſich Burſchenſchaften geſtaltet hatten, einliefen, und wir finden unter ſeinen Briefen mehrere, welche theils durch dieſe, theils durch das Wartburgsfeſt veranlaßt wurden, und ſich über das bevorſtehende Feſt, ſo wie über das Verhältniß der kleinen Erlanger Burſchenſchaft zu den übrigen Burſchenſchaften und zu den Landsmannſchaften verbreiten.

Ehe wir weiter gehen, noch einen Vorfall, welcher Licht auf das Verhältniß Sands und ſeiner Freunde zu den Landsmannſchaften giebt.

Am 23. Julius ſchreibt Sand. „Heute Abends von 4—6 Uhr vor dem Nürnberger Thor rechter Seits des Waldes 1000 Schritte hinein.“ — „Um 4 Uhr den 23. Ich gehe nun mit v. P—g an die Stätte, wohin ich N—ſſen beſtellt habe.

Ehrlich will ich zwei Stunden harren. Iſt er ehrlich, ſo weiſe, o gütiger Gott, daß ich in deinen Händen bin. Ich halte an dich inniglich und bitte, mich um deines Sohnes, Jeſu, willen gnädig bei dir anzunehmen; in jeder Minute mich auch recht befreundet mit deinem heiligen Geiſte ſein zu laſſen, auf daß ich, was da komme, empfange mit dem rechten Geiſte der einzig ſtarken mächtigen Liebe, und mit dem Muthe und der Kraft der Wahrheit. — Iſt er nicht ehrlich; ſo weißt du ja auch Mittel und Wege, o gnädiger Gott! das mir durch ſeine ſchändliche Aufführung die ganze Zeit her, und durch ſeinen ſchlechten Seelenzuſtand und durch ſeine neuliche Beleidigung, und neuerlich durch ſeine teufliſchen Angriffe auf mich, den Schwachen, in Rückſicht, als hätte ich meinen ſeligen Freund D. aus Unentſchloſſenheit und Mangel an Muth nicht gerettet, durch dieſes alles mein ſo ſchwer gekränktes Herz vor der Welt zu rechtfertigen und mir gegen den flüchtigen Schuft auch ja wohl Mittel an die Hand zu geben, meinen Muth und meine Tapferkeit zu erweiſen. Herr, ſegne mich! Fahre ich hin zu dir, ſo erlaſſe mir gnädig meine Schuld, und bleibe ich noch in dieſem Zuſtande der Prüfung, ſo ſtärke mich! Amen!"

Am 23. Abends. „Wir harrten 2 Stunden, aber der Schuft N—ſſ ſtellte ſich nicht. —"

Dieſes Beiſpiel von Erbitterung beleuchtet ein Verhältniß, in welchem Sand nun ſchon ſeit vorigem Winter lebte. Vorwürfe ähnlicher Art von andern der Gegenparthei, ihm oder ſeinen Freunden gemacht, finden wir nicht ſelten mit den Aeußerungen des tiefſten Schmerzes in ſeinen Tagebüchern aufgezeichnet, und möchten wohl geeignet ſein, dem frömmſten, ſanfteſten Menſchen Waffen der Verzweif-

ſtung in die Hände zu geben. Der Mittel, ſich von dem Vorwurf der Feigheit zu reinigen, ſind, leider! im Burſchenleben zu wenige, ja, was noch ſchlimmer iſt, auf den mehrſten Hochſchulen giebt es nur das einzige, den Zweikampf. In jener Zeit, wo Sand in Erlangen lebte, war faſt nirgends ein andrer Ausweg offen, und noch bis dieſen Augenblick möchten wenige Hochſchulen ſein, auf denen mit gehörigem Erfolge das Vorurtheil, als gebe es keinen anderen, bekämpft worden wäre. Vieles hat ſich freilich hie und da ſchon geebnet; man iſt glimpflicher gegen einander geworden, weil man ſich in den vielſeitigen Berührungen, welche die Burſchenſchaften erzeugten, gegenſeitig mehr achten gelernt hat, weil ein freundſchaftlicheres Verhältniß unter allen entſtand, und ſomit die Stimme der Vernunft leichter Gehör fand. Ein Wunder bleibt es immer, daß es in Deutſchland noch nicht durch zweckmäßige Geſetze gelungen iſt, dieſem unnothwendigen Uebel abzuhelfen, und auf dieſem Wege ein Vorurtheil zu vernichten, deſſen Zerſtörung nun wahrſcheinlich der Kraft und Einſicht der kampfluſtigen Jugend ſelbſt gelingen wird. Gewiß, ein Sieg, welcher den Beſtrebungen der Jugend bei der Nachwelt Ehre und Ruhm bringen wird, und den ſich keine geſetzgebende Gewalt bei einer wahrlich nicht geringen Vorarbeit aus den Händen reißen laſſen ſollte. Wenigſtens dürfte im entgegengeſetzten Falle zu der ſoviel behaupteten gänzlichen Unmündigkeit der ſtudierenden Jugend in Zukunft ein ſicherer Beweis fehlen.

Daß Sand übrigens nicht gewöhnlich oder gar leichtſinnig über dieſen Gegenſtand dachte, mag außer dem erwähnten noch folgender Vorfall, den ſeine Tagebücher enthalten, bewähren.

Den 17. Auguſt. „Morgen will ich mich mit v. P—g ſchlagen. Gott, du weißt es, wie gut wir einander ſind — bis auf ein gewiſſes Mißtrauen gegen ihn, weil ich mir ſeine Liebe nicht ganz verſchaffen zu können ſcheine, und weil er bisweilen kalt ſieht. Hier bei dieſer Gelegenheit bin ich von der höchſten Liebe gegen ihn herunter in den tiefſten Haß verſunken, wegen ſeines vermeintlichen Uebertritts zu A—m, wegen ſeines Störens, und, wie es ſchien, plötzlichen Belachens der ſchönen Singfahrt. Es iſt dieß im Ganzen eine allgemeine Sache. Herr, ziehe deine Hand nicht ab von mir und ihm! Wie du es leiten magſt, wenn wir beide muthig fechten, um einander zu zeigen, daß wir einander als gleiche, freie Männer achten, von denen keiner dem andern iſt Knecht und Unterthan — über die beide nur Gott, nicht aber einer über den andern Richter iſt — wie du es leiten magſt, ſo wird dein Ruhm verherrlichet werden. — Forderſt du mich, ewiger Richter, vor dein Gericht, ſo weiß ich, daß ich ewigen Fluch verſchuldet habe; aber, Herr, ich baue nicht auf mein, ſondern auf Jeſu Verdienſt, und hoffe auf deine väterliche Gnade, weil er, dein Sohn, auch für mich mit gebüßt hat. Herr, was du auch ſchicken magſt, dadurch werde dein Ruhm verherrlichet! Amen!" — „Gute Nacht, meine theueren Eltern, Geſchwiſter und Freunde, ich empfehle euch Gottes Schutz."

Um die Zeit des letzterwähnten Vorfalls hält Sand ſeine erſte Predigt in Erlangen. Die Ausarbeitung derſelben fiel ihm ſehr ſchwer; als er jedoch damit zu Stande gekommen war, konnte er mit ſich zufrieden ſein, und das endliche Gelingen

ſeiner Arbeit heiterte ihn ſehr auf. Den Abend vorher ſchreibt er Folgendes:

Sonnabend, den 16. Auguſt. „Ich bereitete mich gar vor auf die Morgen in der großen Neuſtädter Kirche zu haltende erſte Predigt ſtatt D. Kayſers. Gott, ſegne mein Beginnen des unausſprechlich freudigen Berufs, dein Evangelium zu predigen; laſſe mich bei dieſem erſten Verſuche nur ſelbſt über die Förmlichkeit hinauskommen, ſo daß ich als Lehrer in Zukunft frei und, wie das innere Gefühl, auch äußerlich ausſprechen könne die Gedanken, die du, Herr, in mir anregen magſt. Seit des ſeligen Dittmars, meines Freundes in der Ewigkeit, Tod, habe ich mir nichts ſehnlicher gewünſcht, als predigen zu können; nun danke ich dir, gütiger Vater, daß du haſt die Zeit heranrücken laſſen. Laſſe mich predigen, auf daß ich mich ſelbſt bekehre und in der innerlichen Andacht und im Glauben erſtarke! Dir, Herr, ſeien befohlen all die guten Meinigen. Nimm uns in den Schutz gegen die Hölle."

Am 17. Auguſt. „— — — Ich danke dir, Gott, daß du mir meine heutige Predigt haſt ſo ziemlich gelingen laſſen. Nur einige Male mußte ich beim Abhalten ins Manuſcript blicken, und es ging ſo ziemlich gut ab, bis darauf, daß ich ſehr ſtark ſprechen mußte."

Im Auguſt verließen mehrere ſeiner Freunde Erlangen, und da er nicht hoffen konnte, ſie wieder zu ſehen, wegen ſeines bevorſtehenden Abganges nach Jena, ward eine Abſchiedsverſammlung der ſämmtlichen Freunde, welche die Erlanger Burſchenſchaft bildeten, veranſtaltet. Sand liefert in ſeinem Tagebuche folgende Beſchreibung derſelben. „Am 27. Auguſt um fünf Uhr hielten wir trotz

des ſtarken Regens auf dem Rütly eine allgemeine feierliche Verſammlung. — — — Am Abende freuten wir uns, weil wir die Nacht nicht im Freien auf dem alten Schloſſe Scharfeneck zubringen konnten wegen der ſchrecklichen Näſſe auf dem Burſchenhauſe, und ſangen zur Eröffnung das Jenenſer Lied *), zum Abſchiede das Lied von Körner: „Das Volk ſteht auf ꝛc.“ Weil es nicht recht zuſammengehen wollte, ärgerte ich mich und ging aufgebracht weg. Ich beſann mich aber unterwegs, daß es nicht recht ſei, ſo zu ſcheiden vom theueren El—r und den morgen nach Regensburg Abreiſenden, holte meinen Hausſchlüſſel und holte alle zuſammen, die eben vom Burſchenhauſe weggehen wollten, auf das Rütly. Dort um Mitternacht, im herrlichen Sternen- und Mondſcheine ſangen wir: „Die ihr dort oben zieht,“ „Lützows wilde Jagd,“ „Schlacht, du brichſt an,“ „In's Feld, in's Feld,“ das Schwertlied von Körner. El—r las im Mondſcheine mit mächtiger Stimme: „Ahndungsgrauend, todesmuthig,“ aus dieſem deutſchen Barden vor; und dann die Eichen, und ſchloß mit erhöhter, durchdringender Stimme: „Deutſches Land, du herrlichſtes von allen, deine Eichen ſtehen — du biſt nicht gefallen!“ Darauf ließen wir alle in der ſchönen feierlichen Stunde die Aſſums-Jenenſer-Humpe kreiſen, und aus vollem Herzen brachte jeder bei dreimaligem Kreiſen einen ſchönen, erhebenden Trinkſpruch an. Des ſeligen Bruders Dittmar, Jahns, Arndts und auch der wackeren Rütlyaner wurde herzlich gedacht.“ —

*) Das Bundeslied der Jenaer Burſchenſchaft, von E. M. Arndt: Sind wir vereint zur guten Stunde ꝛc.

Ueberhaupt iſt er jetzt weit heiterer als früher; er ſagt oft, daß er ſehr vergnügt geweſen ſei. Beſonders gut mögen die täglich beſſer werdenden Verhältniſſe der Burſchenſchaft auf ihn gewirkt haben. Auch die Beſuche tüchtiger Menſchen von andern Hochſchulen, die auf ihren Reiſen durch Erlangen kamen, und beſonders auch das Leſen der Schriften Stume's; dieſes alles wirkte zuſammen wohlthätig auf die Stimmung ſeines Gemüths. —

Hinſichtlich ſeines Glaubens in Religionsſachen hatte eine gemilderte Orthodoxie den Umkreis deſſelben ſehr weit geſtellt, ohne daß er jedoch ſeinem Gewiſſen dadurch Zwang anthat. Seine Erziehung und ſein weiches tiefes Gemüth, das allen Eindrücken offen ſtand, mochten ſowohl das eine, wie das andere hervorgebracht haben. So wie er allen Pietismus und Myſticismus verabſcheute, war ihm auch nur der Freund und Lehrer lieb und werth, deſſen Geiſt ſich frei in Chriſti Lehren bewegte, und der nach Luthers Beiſpiel und Lehre ein Proteſtant gegen allen Gewiſſens- und Glaubenszwang war. Wir müſſen aber um ſo mehr gegenwärtig auf dieſes alles merken, als in der Folge ſein in Jena fortgeſetztes theologiſches Studium und der Umgang mit neuen Freunden einen großen Kampf und eine höhere Richtung ſeines religiöſen Gemüths hervorbrachten. Indem wir zuvor an das, was er am 17. Auguſt bei Gelegenheit eines bevorſtehenden Duells niederſchrieb, ſo wie an mehrere frühere Stellen erinnern, heben wir hier noch folgende Stelle aus, um daran die gemüthliche Frömmigkeit ſeines Glaubens zu zeigen.

Am 4. September. „Nebel und Nacht, laſſet mich euch entwinden, und laſſe mich, großer Gott, wirklich, wie ich meinem theuern Vater ſchrieb,

ein frommes Kind werden. — Das bemerke ich aber immer, daß, wenn das trübe Weſen der Sündhaftigkeit abnimmt, dann das rechte, ſtarke Leben, die Kraft des Guten über das Böſe, di Stärke des guten Willens immer mehr wächſt. Deswegen ſtärke mich nur, o Gott, mit deinem Geiſte, daß ich gegen die Anfechtungen des Teufels, gegen jede leiſe Anfechtung gleich vom Anfange mit deinem Namen, gerechtmachender Jeſus, recht kräftig zu ſtreiten anfange. —"

Im September kamen unter andern auch mehrere Jenaiſche und Halliſche Burſchen nach Erlangen. Da die Landsmannſchaften die Mehrzahl der Erlanger Burſchen in ſich begriffen, und zu keiner Zeit ermangelten, jede Gelegenheit wahrzunehmen, um das kleine Häuflein, woraus die Burſchenſchaft beſtand, auf fremden Hochſchulen zu verläumden, und als den Ausbund aller Feigheit und Gemeinheit zu bezeichnen: ſo war es kein Wunder, wenn jene Fremden, ununterrichtet von dem wahren Stande der Dinge, bei der Wahl ihres Umganges während ihres Aufenthalts in Erlangen zwiſchen beiden Partheien ſchwankten. Die meiſten wandten ſich jedoch an Sand und ſeine Freunde, zuerſt um ſich genau nach der Lage der Sachen zu erkundigen, und dann, von dieſen eines beſſern belehrt, mit ihnen umzugehen. Von ſeiner Anſpruchsloſigkeit bei dergleichen Gelegenheiten zeugt folgende Stelle:

Am 9. September: „— — Am Abend ſchickten wir beide (Fremde) vom Burſchenhaus zum Stahl hinaus, zu den Landsmannſchaften. O, gütiger Gott! kannſt du mir es und Allen, als noch im Glauben ſehr ſchwachen Seelen, verzeihen, daß während ſie draußen handelten, wir hier zitterten, und in einen tiefen Mißmuth verſanken, bei der

ehrlichen — unſerer Sache der Wahrheit? Herr, kannſt du mir es verzeihen, daß ich in dieſen entſetzlichen Stunden die unſrigen, ſo ſehr von Liebe erfüllten Leute konnte wieder feigherzig für geringer achten, als mich? O Herr, als beide, die Jenenſer und Hallenſer, zurückkamen, dann wußteſt du dieſe ſchweren Prüfungsſtunden, in denen ich Muth und Kopf verloren hatte, dieſen wahren Todeskampf zu brechen! Herr, du ſegneteſt mich aufs neue. Herr, die ſchönſte tragiſche Stunde, die höchſte Seele führteſt du nun wieder in mich. Du, Vater, hörteſt den heiligen Eid, daß ich mich für dich, und meinen ſeligen Freund Dittmar werde ſtellen auf der Wartburg. Das Herz wurde mir nach Singen von Körners Lied zu den Sternen, und nach dem Erguſſe meines Herzens, daß ich mich ſoviel geringer weiß, als viele und alle von unſerer lieberfüllten Schaar, daß ich, den dieſe Verblendeten am meiſten achten wollen, unter den Meiſten der Geringſte ſei; dann wurde mir fortan das Herz leichter, und ich legte mich fromm zu Bette. Walte, Gott, ſtärke mich!" — In der Geſellſchaft dieſer Jenaer und Halliſchen Burſchen äußerte ſich Sands Liebe zu Dittmar höchſt rührend.

Am 10. September. „Herr, noch eine unmuthvolle Stunde führteſt du mir herbei. Während Schw—r, v. T—r, Fl—un und Kr—r von mir auf Kaffee geſetzt wurden, ſo war fortwährend von unſern Burſchenſchaftsſachen die Rede. Kr—r fragte Schw—rn, als eben von dem Todtenzuge des ſeligen Dittmar die Rede war, ob der in Halle ertrunkene Sulphuriſt auch eine feierliche Burſchenleiche erhalten habe? Dieſe wunderbare Ideenaſſociation zerknirſchte mich gänzlich. Ich konnte nicht lange an mich halten; Kr—r mußte in's Neben-

zimmer, und unter dem heftigſten Thränenguſſe mußte er mir hierüber zu Rede ſtehen. Daß er mir gleich abbat, und ſich rein machte von Schuld, vermochte mich zu mäßigen in meinem inneren Kummer, daß ich die edle Gaſtfreundſchaft nicht gänzlich verletzte. Ich faßte mich wieder auf dem Gange, und nun mußte jedes vorgefaßte Urtheil, jedes geringſte Regen eines Zweifels in ihm heraus und wurde mit deiner gnädigen Beihülfe, o Gott, gänzlich abgethan. Auf Kr—r, wie auf die guten Uebrigen wirkte dieſer Vorfall auch mächtig, und freudig war nun der Kampf gebrochen. Ueber Mittags entſchied ſich noch alles, ſo daß Kr—r ohne Leides wieder zu den Landsmannſchaftlern konnte hinüber gehen. Wir lebten mit Schw—rn fröhlich zuſammen, bis jener auch froh wieder kam und die Reiſe nach Nürnberg für morgen beſchloſſen wurde. Während Kr—rs Abweſenheit am Abend gingen wir, ich, Fl—nn und v. T—r, mit Schw—rn auf den Felſen auf dem Altſtädter Berg, ſahen die Sonne untergehen, die Sterne heraufziehen und wir begrüßten ſie dadurch, daß Schw—r einzig ſchön das Hallenſer Lied: „Wo Kraft und Muth in deutſcher Seele flammen ꝛc.“ und das Schwertlied, wir aber dagegen das Sternenlied ſangen. Es wirkte dieß völlig beruhigend auf mich. Ich wurde noch ganz getröſtet und beruhigt.“

Seine Freundestreue gegen Cl—r, der ſich damals in Berlin befand, und lange vergebens auf eine verſprochne Unterſtützung wartete, ſpricht ſich in folgenden Stellen aus:

Am 11. September. „Heute Morgens zog ich mit den beiden (Hallenſern) nach Nürnberg, o gütiger Gott! bangen Gefühles, daß ich ſollte

all den Schmerz erneuen, der mich neulich befiel, als ich hörte, daß man meinen Freund Cl—r ohne Unterſtützung wollte im Dreck ſitzen laſſen. Ich flehte dich, Herr, im Stillen an, daß du, mir Kraft verleihen mögeſt, für meinen Freund etwas Gutes zu erkämpfen, — — —."

Als er nun erfährt, daß Cl—r 100 Fl. erhalten, ruft er aus: „O, welcher Dank dir, mein Gott!"

Aus einem Briefe an Cl—r vom 17. Septbr. geht hervor, daß dieſer Sommer mit allen ſeinen Freuden und Schmerzen für ihn wirklich eine ſehr entſcheidende Zeit geweſen iſt, wie er dieß auch ſchon ſelbſt bei der Meldung von Dittmars Tode an ſeine Eltern zu erkennen giebt. Er ſchreibt an Cl—r unter andern: „Ich muß dir nur ſagen, daß dieſer Sommer für mich ſo ſeelenvoll war, daß ich darin ſo angegriffen und rege lebte, wie jemals in meinem Leben, daß daher denn auch die rechte Freudigkeit nicht fehlte. Die Burſchenſchaft iſt jetzt ſo ſehr aufgewacht, als es nur irgend wo ſein kann, und ich bitte dich, dir von U—ch mittheilen zu laſſen, was ich an ihn für euch beide hierüber ſchrieb. Ich ſcheide in der That ſehr ungern von hier und verlaſſe eine wahrhaft beſeelte und muthige Schaar, gegen die die Landsmannſchaften eitel todte Körper ſind. Auf der Wartburg werden wir uns, ſo Gott will, ſehen; wirke aber ja, liebeerfüllte treue Seele, nicht wieder zerſtörend ein auf die im fortwährenden Kampfe ermuthigte Sache."

Außer verſchiedenen Schriften Luthers, zu welchen ihn jetzt vor allen das nahe Reformationsjubiläum trieb, las Sand um dieſe Zeit auch Seume's Leben und ſchrieb darauf in ſein Tagebuch: „Seume, du deutſcher Mann in undeutſcher Zeit, möge dein

Leben, das ich heute zu Ende las, auf meine deutſche Geſinnung einen erheblichen Eindruck machen." —

Die Ferien brachen an und Sand reiſte nach Wunſiedel, um Erlangen gänzlich zu verlaſſen. Daheim verlebte er ſehr vergnügte Tage mit den Seinen und ging dann nach Jena und von da nach Eiſenach zum Wartburgsfeſt. Hier fand er viele ſeiner älteren Freunde und erwarb ſich eine große Menge neuer. Ueber dieſes Feſt findet ſich in ſeinem Tagebuche nichts, als folgende Vorbereitung dazu.

Den 8. September. „Ich faßte den Entſchluß, eine Schrift zu machen für die Wartburg, enthaltend ganz kurz:

1) Unſere Sache fällt zuſammen mit jeder andern Reformation und ausgezeichneten Zeit in der Geſchichte.

2) Bekenntniß: Tugend, Wiſſenſchaft, Vaterland.

3) Von nun an iſt nicht mehr auf das alte, ſondern nur auf das neue, begonnene Leben zu ſehen. Wer ſich zu dieſen Ideen bekennt, iſt unſer geliebter Bruder.

4) Es muß, um dieſe Ideen in's Leben zu führen, eine große, allgemeine, einzige Burſchenſchaft durch ganz Deutſchland, nicht viele einzelne auf einzelnen Univerſitäten ſein. Wie wenige auch auf irgend einer Univerſität ſich zu dieſer Sache bekennen, ſo ſind ſie doch einzelne Bekenner und Glieder der ganzen Burſchenſchaft, ſofern ſie nur recht eifrig darauf halten und kräftig darin leben. Aufnahme; Vorſtand; Ausſchuß.

5) Die Hauptidee für das heutige Feſt iſt die von Luther ſo mächtig aus der Bibel aufgeſtellte,

daß wir alle durch die heilige Taufe zu Geiſtlichen, zu Prieſtern geweiht ſind.“

Ehe Sand Erlangen verließ, ſöhnte er ſich noch mit v. P—g gänzlich wieder aus; er gedenkt mit Liebe dieſer Verſöhnung, freut ſich aber „als muthiger, für ſeine Ueberzeugung keinen Tod ſcheuender Deutſcher, dieſem ſtolzen Menſchen Achtung abgezwungen“ zu haben. Nicht mindere Freude bezeigt er auch darüber, daß er anerkannt ehrlich und ohne einen Kreuzer Schulden zurückzulaſſen, Erlangen verlaſſen konnte. So zog er heim, und hielt in Wunſiedel an ſeinem zwei und zwanzigſten Geburtstag, den 5. October, ſeine zweite Predigt, was ihn „höchſt ſelig“ machte. In Wunſiedel arbeitete er jenes Schriftchen aus, was er nachmals auf der Wartburg am 18. October unter die Burſchen vertheilte. Wir ſchalten es hier ein.

Zum Achtzehnten des Herbſtmonats im Jahr nach Chriſto achtzehnhundert und ſiebenzehen auf der Wartburg.

1) Unſere jetzige Zeit iſt reich an hohen Gaben und Gnaden und muß zuſammengeſtellt werden mit jedem ausgezeichneten Zeitalter in der Geſchichte des Menſchengeſchlechts. Laßt ſie uns vor Allem vergleichen mit jenem hervorleuchtenden deutſchen Kampfe zur Wiederherſtellung und Reinigung des Chriſtenthums und unſeres frommen Glaubens. Laßt uns hieraus erholen: Aufruf, Rath und Zuverſicht!

Heute liegt uns mehr vor eine wiſſenſchaftlich-bürgerliche Umwälzung.

2) Wir, Deutſchlands Burſchen, haben uns zum Wahlſpruch gewählt: Tugend! Wiſſenſchaft! Vaterland!

Mit der Tugend haben wir es zu thun! und ſtreben alſo nach einem edlen, freien Sinn. Wir ringen nach innerer Ehre, die demüthig, fromm und unantaſtbar beſtehet vor Gott, und wir ſtreben nach Freiheit, dem höchſten Ziele aller menſchlichen Geſchichte und dem köſtlichen Preiſe eines vollkommenen Geſchlechtes. — Die Wiſſenſchaft haben wir uns zur Braut erkohren; ſie ſoll die eine Hälfte unſeres Lebens werden; in frommer Einfalt und Kraft, mit rechter Demuth laßt uns nachſpüren den heiligen Offenbarungen Gottes, und ſchlechte Tändeleien ſeien uns verhaßt. — Das deutſche Land, unſer Vaterland, wollen wir lieben, ihm ſei aller Dienſt geweiht! In ihm wollen wir leben und weben, mit ihm oder frei in ihm wollen wir ſterben, wenn's Gottes großer Ruf gebeut! Die deutſche Sprache erſtehe! Das wahre Ritterthum erblühe! Das Deutſche Land ſei frei!

Für dieſe heilige Sache ſtreiten wir; weder durch Hölle noch Teufel ſoll die Wärme dafür in unſerer Bruſt erkalten, und Gott wird mit uns ſein! Amen.

3) Wer ſich zu dieſen Ideen bekennt und zu ihrer Einführung in's Leben mitſtreiten will, iſt unſer geliebter Bruder. Von nun an darf nicht mehr auf die bisherige Befangenheit, auf das alte, ſondern nur allein auf das neu-begonnene Leben geſehen werden.

4) Um dieſe hohe Sache zu verwirklichen, muß eine allgemeine, freie Burſchenſchaft durch ganz Deutſchland werden.

Es darf nur eine einzige Burſchenſchaft durch das ganze Vaterland beſtehen; nicht aber viele einzelne auf den einzelnen hohen Schulen. Wie wenige auch auf irgend einer Hochſchule ſich zu dieſer Sache bekennen; ſo ſind ſie doch einzelne Glieder der allgemeinen Burſchenſchaft, und mögen als geliebte Brüder gelten, ſofern ſie nur eifrig auf die Sache halten, und kräftig darin leben.

Auf Vollendung und darauf zu ſehen, wie vollkommen ſich das Burſchentreiben irgendwo geſtaltet hat, bevor man Einverleibung in die allgemeine Burſchenſchaft zulaſſen will, darf nicht mehr vorkommen; es iſt papiſtiſch und landsmannſchaftlich; hindert nicht allein die Verbreitung, ſondern auch die rechte Belebung der Sache, und gilt als Entehrung des Volks, das man ſo nicht frei gewähren laſſen, ſondern nach ſeinem Eigendünkel hinziehen und meiſtern will.

Es darf allein darauf Rückſicht genommen werden, ob die richtige Erkenntniß der Idee, die aufrichtige Liebe zu ihr, und ein redliches Streben darnach in den einzelnen Gemüthern beſtehet.

Eine vollkommene Verwirklichung derſelben wird man nie zu Stande bringen, wie ſorglich man auch verfahren möge in Auswahl der Aufzunehmenden und in genauer Abſchließung der Sache.

Dieſe Burſchenſchaft muß, wo möglich, offen vor der Welt; aber auch frei und ohne fremdes Einwirken auf ſich ſelbſt beſtehen.

Es ſoll dahin kommen, daß in ſolcher brüderlichen Gemeinſchaft mit Deutſchlands edelſten

Jünglingen jeder lebt, der ſich der Wiſſenſchaft gewidmet hat.

Der Eintritt darf durchaus nicht beſchränkt ſein, nur der Schlechte, gegen den man Klage und Beweiſe führen kann, darf nicht zugelaſſen werden in dieſe edle Gemeinde. — Der Ausſchluß muß als höchſte Strafe gelten. Der Bann muß in keinem andern Sinne ausgeſprochen werden, als in dem der freien proteſtantiſchen Kirche. Er darf die Freiheit des Gezüchtigten nicht gänzlich aufheben, und die menſchliche Würde nicht gänzlich umſtoßen zu wollen ſich vermeſſen; er darf nicht die Mittel und Wege abſchneiden zur Beſſerung, ſonſt laſtet er allein auf dem Ganzen, das ihn ausſpricht.

5) Das Ganze, dieſer weite Verein, darf nicht durch Eidesband, noch ſonſt durch irgend ein Zwangmittel zuſammenhängen; die Idee allein ſoll alle vereinen.

Iſt der rechte Geiſt nicht da, ſo vermögen wir ihn auch nicht zu ſchaffen und herein zu bringen; Gott kann ihn allein aufregen! Iſt die Seele nicht in Fülle da, oder gar einſtens abgeſchieden, ſo mag das Ganze nach Gottes Willen zuſammenſinken; es ſoll wenigſtens nicht als todter faulender Körper, dem beſſern Regen und Treiben der Einzelnen im Wege ſtehen, und all das Unheil wieder herbeiführen, was uns Papismus und Landsmannſchaftsſucht zurückgelaſſen haben. Wer nicht durch den Geiſt zu ſtehen vermag, mag fallen bis ihn Gott wieder erwecke.

6) Jedweden Unreinen, Unehrlichen, Schlechten und wer nur immer ſeinen deutſchen Namen entehrt, ſoll der Einzelne auf eigene Fauſt nach ſeiner hohen Freiheit zum offenen

Kampfe entgegentreten, damit das Ganze des Rügens und Strafens mehr überhoben ſei, und ſein Wohl durch verwickelten Kampf nicht ſo leicht gefährdet werde.

All die einzelnen Glieder müſſen vermittelſt zweier Gewalten, die das Ganze erſt bilden und ſich ſelbſt gegen einander das Gleichgewicht halten, innig vereinigt ſein, und von dieſem Stamme aus muß die Gemeinde erſt belebt und bewegt werden.

Es muß die Burſchenſchaft erſtlich ein Haupt, d. i. eine vor allen Burſchen von Halbjahr zu Halbjahr gewählte höchſte Gewalt, einen Vorſtand haben, der da aus mehreren Gliedern beſtehend, von welchem immer Einer abwechſelnd der Sprecher iſt, anzuregen das Amt hat; der Geſetze geben kann, und die beſtehenden handhaben muß; ihm liegt es auch vorzüglich ob, durch ſein eigen Vorbild den rechten Geiſt und das rechte Leben aufrecht zu erhalten.

Es muß aber die Burſchenſchaft auch ein Herz haben, einen Ausſchuß, der, gleichfalls aus dem Edelſten der Brüder erwählt, die Beſchlüſſe der oberſten Macht entweder verwerfen oder billigen kann; der den etwaigen Machtgriffen des Vorſtandes nachdrücklich entgegentritt, und ſo das freie Brudervolk in ſeinen heiligen Rechten beſchützet, der Recht und Freiheit allenthalben unterſtützet, und Streitigkeiten zwiſchen Vorſtand und Volk zu vermitteln, eingeſetzt iſt.

7) Es kann für das liebe deutſche Land kein Heil kommen, es ſei denn durch eine ſolche allgemeine, freie Burſchenſchaft, in der Deutſchlands edelſte Jugend innig verbrüdert lebt; in der das Hohe und Herrliche, was uns

in dieſer Zeit aufgegangen, wirklich ſchon eingelebt wird; in der der alte ehrliche deutſche Sinn wieder einmal eine ſichere Veſte erlangt; in der ein jeder ſeine Würde fühlen lernt und zur Freiheit ermuthiget wird; und die auch für immer an dem Turnplatze einen Rüſt- und Lärmplatz hat.

8) Die Grundzüge des Brauchs für die Burſchenſchaft müſſen allenthalben gleich, ein und dieſelben ſein. Er ſoll nicht ſowohl eine Zuchtruthe, als vielmehr ein Ehrenſpiegel werden, der das beſtehende Herrliche des Burſchentreibens auf die folgenden Geſchlechter rein fortvererbe.

9) Urfeinde unſeres deutſchen Volksthums waren von jeher:

a. Die Römer,
b. Möncherei und
c. Soldaterei.

10) Wie einſtens auf Athanaſius die ganze große Sache der chriſtlichen Kirche und des Glaubens ruhte; wie vor 300 Jahren der ſtille Bruder Martin dazu berufen war, die dichten Nebel zu durchbrechen, und dem reinen Lichte einen Weg zu bahnen; ſo konnte auch jetzt die allgemeine Beſeligung nicht von den Oberen herabkommen. Einzelne hervorleuchtende Männer hatte Gott als Stammhalter unſeres deutſchen Volkes erſtehen laſſen, von ihnen und einigen Jünglingen höherer Art fluthete der ſchöne Geiſt aus; die Fürſten wußten deß wenig zu rathen. —

11) Die Hauptidee für unſer heutiges Feſt iſt der von unſerem Luther, dem edlen Kerne unſeres deutſchen Volkes, auf die heilige Schrift begründete Satz:

„**Wir ſind alleſammt durch die Taufe zu Prieſtern geweiht;** 1. Petri 2, 9. **Ihr ſeid ein königlich Prieſterthum und ein prieſterlich Königreich.**" Das heißt: durch ein höher Weihen in uns, durch die Taufe, das Evangelium und den Glauben ſind wir alle geiſtlichen Standes, und während wir nun als ritterliche, rüſtige Diener des HERRN, dem höheren, Göttlichen geweiht ſind; ſo iſt auch unter uns allen weiter kein Unterſchied, denn der um des Amtes oder Werkes halber; — wir ſind alleſammt geiſtlich frei und gleich! Amen.

Dieſes Schriftchen hat auf die Fortbildung der den Burſchenſchaften zu Grunde liegenden Ideen unverkennbaren Einfluß gehabt. Die allgemeine deutſche Burſchenſchaft, die als ein jakobiniſches Complott in der neuern Zeit oft genug genannt worden iſt, iſt ſo ziemlich gereinigt von den Irrthümern dieſes Planes, nach demſelben geſtiftet worden. Wer ſich darüber zu unterrichten Luſt haben ſollte, dem empfehlen wir:

Landsmannſchaften und Burſchaft. Ein freies Wort über die geſelligen Verhältniſſe der Studierenden auf den deutſchen Hochſchulen, von J. L. Haupt. Leipzig bei Brockhaus 1820.

Jena und ſeine Weiſe.

(Von Michaelis 1817 bis Oſtern 1819.)

Als das Wartburgsfeſt vorüber war, kehrte Sand von Eiſenach nach Jena zurück, um daſelbſt ſeinen theologiſchen Studien ferner obzuliegen. Zu gleicher Zeit war er bedacht, Fries und Okens philoſophiſche Vorträge zu hören. „Jena hat ſeine Weiſe!“ ſchrieb er ſchon bedächtig am Abend des 9. November; denn er fand hier unter ſeinen neuen Freunden, daß dieſe mit vielem Eifer „gegen das Bibelverſtändniß der orthodoxen Theologen,“ gegen das „Syſtematiſiren“ und dergleichen Geisteszwang angingen, und häufig finden wir Erörterungen über dieſe und ähnliche Gegenſtände in ſeinem Tagebuche erwähnt. Das Nibelungenlied las er jezt von neuem und fällte folgendes Urtheil darüber: „Nicht, wie die Menſchen ſchön von außen, ſondern wie ſie hoch von innen ſind, iſt die Art der Betrachtung der Menſchheit im Nibelungenliede.“

In Jena fiel ihm bald ein altes großes Gebäude in die Augen, welches ehedem ein Ballhaus

geweſen war und noch jetzt dieſen Namen führt, aber unbenutzt und dem Zahn der Zeit überlaſſen daſteht. Er ſann hin und her, wie dieſes Haus zu erhalten und ſeinem früheren Zwecke wieder zu gewinnen ſei, indem es keinen ſchicklicheren Platz für Fecht- und Turnübungen geben kann, als dieſes Gebäude und ohnehin nicht für ein öffentliches Gebäude zum Behuf körperlicher Uebungen in Jena geſorgt iſt. Dieſes Haus den Händen eines Privatmanns zu entwinden, der es auf keine Weiſe gehörig zu nutzen im Stande iſt, kam er auf den Einfall, ſich an den Geheimen Rath v. Göthe zu wenden, der ſich damals gerade in Jena aufhielt. Sand ſcheint ſich dieſen Mann beſonders als Dichter des Götz von Berlichingen gedacht zu haben und führte dieſer Vorſtellung gemäß ſeinen Einfall am 14. November folgender, höchſt eigenthümlicher Weiſe aus, nachdem er ſchon mehreremal bei ihm geweſen, aber nie eine ſchickliche Gelegenheit gefunden hatte, ſein Anliegen vorzutragen.

„Dann ſprach Ich bei Göthe, zwar weibiſch, aber doch ehrlich und ſo, daß er ganz herzlich darauf zu achten ſchien, über den Erkauf des alten Turnhauſes und da es einmal von Herzen war, wurde ich fröhlich, und ich wiederholte zu Hauſe den XIII. Pſalmen dankend und fröhlich. Ich hatte bei Göthe geſprochen ungefähr wie beiliegt.“

„Alter Vater, laßt euch etwas ehrlich ſagen von mir und hört mich geneigt an. Schaut, hier außen iſt das alte Ballhaus. Solcher giebt's jetzt in Deutſchland nur noch drei. In dem Hauſe haben unſere alten Väter, gerade die wackerſten geturnt, und es iſt ein gar ſchönes Gebäude. Nun iſt dieß edle Haus in die Hände eines alten verrückten Philiſters gekommen, und der will es gerade

jeẞt, wo es das Volk wieder gebrauchen gelernt hat, zerſtören, will es einiger Thaler wegen umſchaffen nach ſeinem niedrigen, gemeinen, dummen Sinn und es uns ſo rauben. Da wir im lieben Vaterlande ſo wenig öffentliche Gebäude haben, ſoll dieß auch gar untergehen?“

„Nun dachte ich, ihr könntet vielleicht ſo viel Gelder aufbringen, und würdet es ankaufen, daß wir es könnten zur Miethe bekommen, um während des Winters uns darin zu üben, um, wie die Alten, auch ſtark zu werden und unter uns auch wieder eine ſchöne Gemeinſchaft zu bekommen, wie vor Zeiten.“

„Nun hat mich freilich Niemand, auch meine Brüder nicht, zu euch hergeſchickt; aber ich hatte gleich, als ich bei meiner Hieherkunft das Haus ſah, eine ſo große Freude daran, daß ich auf alle Weiſe darum warb. Mit einigen Freunden hatte ich ſchon den Plan gemacht, es vielleicht durch Sammlung von Aktien an die Turngemeinde zu bringen; aber es mangelt ja in den jeẞigen Zeiten überall an Geld. Als die Sache nun ſchon ganz aufgegeben war, kam mir doch der Gedanke, euch darum zu bitten; ihr müßtet doch auf alle Fälle wenigſtens Liebe für dieſe vaterländiſche Sache haben, und ſo weiß denn Niemand darum, daß ich jeẞt bei euch bin.“

Merkwürdig iſt aus dieſem Monat noch folgende Stelle ſeines Tagebuchs, welche uns ſeine dermaligen Anſichten in Religionsſachen enthüllt.

Sonntag den 16. November. „Ich hörte bei N. N. eine hölzerne, tückiſche Predigt über: Eifern iſt gut, wenn es nur um des Guten willen geſchieht! und er ſprach ſo ſchändlich wider den jeẞt wieder erwachten Glauben und für

das kalte Vernunftweſen, daß ich dadurch aufgebracht wurde."

Am 17. November. „Heute Morgen arbeitete ich gegen den Ungläubigen N. N."

Wir vereinigen mit dieſen Aeußerungen einen Brief an den damaligen Lieutenant v. P—, der uns dieſe Aeußerungen weiter auseinander ſetzt und das Bittere derſelben rechtfertigt.

Jena, den 6. November 1817.

„Mein theuerer P—! Einander ehrlich lieben, heißt vorzüglich auch einander offenherzig das ſagen, was einer von dem andern denkt."

„Nun haſt du mir als gläubiger deutſcher Chriſt, der nicht ſeinen angeerbten Adel, nicht das, was er ſchon gethan für's Vaterland, nicht das, was er im Kriege an ſeiner Familie und ſeinen Freunden Gutes geübt, oder was er dem Vaterlande für ein Amt abgedrungen hat, ſelbſtgefällig und andern blendend vorzuhalten braucht, der ſich vielmehr immer nur als der zeigt, dem Gott eine geſunde Kraft verliehen und der auch den Willen habe, dieſe zum Beſten des Vaterlandes zu gebrauchen. Du haſt mir in deinem ſchlichten, frommen, kräftigen, fröhlichen Weſen durchaus gefallen und deine Anweſenheit bei uns in Erlangen hat nicht nur mich auf der Stelle für dich eingenommen, ſondern auch alle in unſerm Kreiſe, die wirklich über Menſchentugend nachdenken und dieſe lieben. Wir alle werden dich, du ehrlicher Geſelle, ſo wie du damals zu uns kamſt, zeitlebens als liebevolles Bild in unſerer Seele tragen."

„Lieber, ſo wie ich dir dieſes geſtehe, ſo muß ich dir doch auch ſagen, daß ich dich auf der Wartburg um einiges verändert wiederſah. Du erſchienſt

mir gerade ſo, als wärſt du über jene ſchlichte, fromme Kraft des Glaubens hinausgeſchritten und hätteſt dagegen das empfindelnde, daß ich ſo ſage, gläubelnde Weſen der Pietiſten lieb gewonnen. Früher würdigteſt du die mönchiſche Sache dieſer als freier, deutſcher Chriſt ganz richtig; nun erſchienſt du mir mit ihnen auf den Weg gerathen zu ſein, wo du dich nur für gläubig hältſt, über andere lieberfüllte, treue, wackere Seelen dich aber hinwegzuſetzen ſcheineſt. Früher fand ich bei dir die feſte Ueberzeugung von der Lehre der heiligen Schrift, daß der Glaube nicht jedermanns Sache ſei, und daß er den Gläubigen nicht in dem überſchwenglichen Maaße zugetheilt ſei, daß ſie darin ſchwelgen und in dem Glauben ſelbſt ſchwärmen könnten. Meine feſte Meinung iſt es auch, daß wir nie viel von unſerm Glauben reden dürfen, wenn es nicht mehr und mehr blos Mundglaube werden ſoll, daß wir vielmehr Gott unabläſſig um den rechten Glauben anflehen müſſen und demohngeachtet doch wohl nur in ſehr wenigen, den ſeligſten Tagen des Lebens, als gläubig werden befunden werden. Und dennoch: mußt du es nicht zu geſtehen, daß du auf der Wartburg ſchwärmteſt im Glauben? Daß du Neues offenbaren zu können, zu prophezeien vorgabſt, da wir doch wahrlich unendliche Fälle von den Offenbarungen Gottes vor uns haben, die zu verſtehen und gehörig zu würdigen, wir täglich um ein recht ſtarkes, kindliches Gemüth flehen müſſen? Geſtehſt du es nicht ſelbſt, daß du guten, gläubigen Seelen dort wirklich wehe thateſt? ihnen ihren Glauben geradezu abſprachſt, als vermöchteſt du dieß? Findeſt du es nicht ſelbſt, daß du mehr und mehr von dem feſten, kräftigen Glauben, wie ihn unſer Luther beſaß, abweicheſt und hinüber gleiteſt auf jene unchriſtlichen

Wege der Pietiſten, die vom theuerſten aller irdiſchen Gegenſtände, vom Vaterlande ablaſſen, und Deutſche, uns im Vaterlande begriffene Chriſten verlachen? Ich bitte dich, traue hier nicht mehr der innern Stimme, die du zu haben vorgiebſt, wenn ſie dich, über den mächtigen frohmachenden Glauben, wie ihn unſer Luther beſaß, hinauszuführen ſucht. Prüfe dieſe Stimme, ob ſie der heiligen Schrift gemäß iſt, denn der Teufel ſucht uns fort und fort das Himmelreich zu rauben, am meiſten aber, wenn wir ſchon zum Glauben empfänglich ſind. Gott wird uns helfen! Freund, treue, liebe Seele, verlache mich nicht in meiner Beſorglichkeit. Freilich ſoll ich mich immer am meiſten um mich bekümmern, dazu wird mir auch unſer Herr helfen. — Wenn du mit Liebe dieſe Worte aufnimmſt, ſo wirſt du ſie auch gerade ſo verſtehen, wie ich ſie genommen wiſſen will."

„Laß uns in Gott und in der Liebe zu unſerm deutſchen Vaterlande treu beſtreben und den Allvater immer mehr um ſteten Kampf für ſeine Sache, als um läſſige Ruhe anflehen und lebe wohl, dein treuer, deutſcher Bruder, Carl Ludwig Sand."

Unter den alten Freunden, welche er in Jena dieſen Winter vorfand, ſtand ihm El—r, der Berlin verlaſſen hatte, auch in Jena am nächſten. Noch aber wollte ihm die Arbeit nicht recht ſchmecken. Das neue Leben in Jena hatte zuviel Reitz und brachte eine zu mächtige Reibung ſeiner mit fremden Anſichten und Ideen hervor, daß er zwar heiter und immer rege zur Arbeit aber nicht recht aufgelegt geweſen zu ſein ſcheint. Seine Lebensart ſchildert er ſelbſt auf folgende Weiſe am 18. Nov. „Heute Morgens gelang das Arbeiten gar nicht; gegen Mittag verdarb ich wieder eine ſchöne Stunde

mit ſchlechtem Nichtsthun. Nachmittags, zwiſchen den Collegien mit Cl—r und Gr—r geturnt und mit Cl—r gezankt. Am Abend ging das Arbeiten wieder nicht recht. Ich verſchleuderte eine ſchöne Zeit mit ſchlaffen Phantaſieen. Der Teufel weiß, wie er mir wiederum ſoll mein Chriſtenthum zerſtören. Dann trank ich Thee und naſchte recht lüſtern Zucker. Nach dem Abendeſſen brachte ich bis eilf Uhr vier ſehr ſchöne Stunden zu meinem Erſtarken bei meinem Luvelin aus Rudolſtadt zu, und lernte ihn, dieſes geiſtreiche Bürſchchen und ſeine Lebensfahrten mehr und mehr kennen und lieben."

Den 19. November. „Einen herrlichen Brief erhalten von der guten Mutter. O Gott! wie haſt du mich wieder beten gelehrt. Eine ſo edle Mutter, ſo edle Schweſter ſo ſehr leiden zu ſehen, es muß wieder in das Innerſte des regen Lebens führen, es muß die Seele des fühlenden, gerührten Sohnes zu dir führen, daß er bei dir, o Gott, bleibe, und ſeiner Mutter und ſeiner Schweſter Julie dankbar ſich erweiſe, ein deutſcher, dankbarer Sohn und Bruder werde, nicht in die Klauen des argliſtigen Teufels fallen dieß bitte, erflehe ich von dir für mich, Amen!"

Den 20. „Heute arbeitete ich vom Morgen bis Abend fleißig ꝛc."

Den 24. — — — „Dann ward auf dem Markte die neue giftige Schimpferei von Kotzebue ſehr ſchön vorgeleſen. O! welche Wuth gegen uns Deutſchland liebende Burſchen!"

Den 29. — — — „Morgen will ich friſch und muthig von hier aufbrechen und eine deutſche Wanderung nach Wunſiedel vornehmen zur hochherzigen Mutter, zur theueren Schweſter Julie will ich in Gottes Schutz wandern, um zu ſehen, ob

ſie ganz geneſen, um mich wiederum an ihrem Herzen zu wärmen. Dann will ich vorzüglich nach Hauſe zur Hochzeit meines guten Fritz mit Luiſe, zur erſten Kindtaufe bei dem treuen Dürrſchmidt*), und um mir meine Wehre, bei Bruder Fritz, einen Stutz, zu holen. Gott, o gütiger Vater, ſei mit mir auf dieſen freudigen Wegen!"

Sand reiſte am 30. November von Jena ab, und dieſe Reiſe heiterte ihn ungemein auf. Wie immer war ſein Herz jeder Naturſchönheit erſchloſſen, und inniger Theilnahme an ſeinen Freunden, die er unterwegs traf, voll. Wir begleiten ihn mit ſeinem Tagebuche, indem dieſe Reiſe mit ihren frohen und traurigen Ereigniſſen wichtige Folgen auf ſein Gemüth äußerten.

Den 3. December zu Wunſiedel. „Seliges Wandern durch das erſte Gebirgigt. Ich ging betend herein. Am Abend kam ich in Wunſiedel an. Ich traf die theuern Eltern und des Bruders Braut Luiſen, und Julien und die beiden Dürrſchmidts ſammt ihrem Söhnchen wohl. Die tiefe Seele H. B. begrüßte mich, indem ſie mit zur Hochzeit vorarbeitete, mit Thränen."

Den 5. „Am Morgen fröhlich und ich ſuchte meine Waffen hervor. Dann fuhren wir herein und waren, vorzüglich auch die gute Mutter ſelig. In Nagel erhielten wir die Nachricht, daß unſre theure Henriette B—, die tiefe Seele, ertrunken ſei. O! wie ſah ich Schmerz in allen Gemüthern! Dieſe Trauer ſtimmte uns in Hochgedanken. Herr, du warſt uns gnädig. Am Abend,

---

*) Sands Schwager, Advokat in Wunſiedel, ein ſehr rechtſchaffener und geachteter Juriſt.

als ich eben bei der theuern Caroline an einer Rede *) arbeitete, zog der Trauer- und Leichenzug mit Fackeln über den Markt."

Den 6. „Herr, du warſt uns allen geſtern gnädig, indem du zu dem Seelenſchmerz auch liebliche Sehnſucht nach dir in unſere Herzen träufelteſt."

Sonntag den 7. December. „Mit der guten Mutter habe ich wieder mein Pfund der Liebe entwickelt. Am Mittag aßen wir wieder bei den Dürrſchmidſchen und ich half zur Zerſtreuung."

Dieſer Vorfall, den wir hier nur berühren können, brachte über Sands Gemüth einige ſehr trübe Stunden. Lebhaft ward er dadurch an ſeinen Freund Dittmar erinnert, und ſo beſtürmte ihn noch am Ende dieſes Jahres von neuem ein alter Schmerz, deſſen er kaum Herr geworden war. Indeſſen fühlte er ſich dabei bald kräftig genug, andere zu tröſten, und der Troſt, den er andern brachte, ſtärkte und tröſtete ihn ſelbſt. Am eilften December verließ er Wunſiedel wieder, und wir wollen ihn nun ſelbſt reden laſſen in einem Briefe an ſeine Eltern von Hof aus, um ein Urtheil zu widerlegen, das in einigen öffentlichen Blättern durch einen, wahrſcheinlich nicht wohl unterrichteten, Freund Sands über ihn verbreitet wurde. Dieſer ſagt nämlich, indem er jene beiden Unglücksfälle, die Sand ſo nahe angingen, erzählt, daß ſeit der Zeit Sand in eine trübe, melancholiſche Gemüths-

*) Sand hatte die Abſicht, am Grabe der verblichenen Freundin und Verwandten zum Troſte der Angehörigen eine Rede zu halten. Durch ein Mißverſtändniß wurde ſeine Abſicht vereitelt.

ſtimmung verfallen ſei, und leitet aus dieſer die Veranlaſſung zu ſeiner That. Allein weder in der Folge, noch gleich danach findet ſich von dieſem allen eine Spur — im Gegentheil trug auch dieſer letzte Vorfall, ſo wie der Tod Dittmars zu nichts Geringerem bei, als zur kräftigſten Ueberwindung ſeiner ſelbſt, wodurch ſeine Freudigkeit, ſein Lebensmuth aufs höchſte geſteigert wurde. Dieß beweiſt zuerſt der erwähnte Brief von Hof aus am 12. December geſchrieben;

„Theuerſte Eltern! Im Freien, in der friſchen Himmelsluft trocknet eben wirklich das Lebensmark nicht ein, und wenn man die Vögel über die Berge hinziehen ſieht, kann der fröhliche Muth nicht verdumpfen. So mußten heute wiederum die Höhen und Wälder unſeres lieben Urgebirgs ertönen von meinen vaterländiſchen Liedern und Weiſen. Freiheit, Vaterland, die theuern Seelen im Vaterlande und das ewige Weſen der Chriſtuslehre ſammt ſeiner Wiſſenſchaft mußten heute wieder herhalten, und ſie erregten ein friſches Wogen, ein rechtes Leben in mir auf. Sie ſehen hieraus, wie fröhlich und eigentlich vergnügt in meinem Schöpfer ich in dem ſchönen Wetter nach Schwarzenbach und hieher gelangte. Von beiden Orten ſoll ich ihnen von meinen Guten recht ſchöne Grüße ausrichten, und hier bin ich nun ſchon einige Stunden recht behaglich und gemüthlich im Kreiſe meiner Freunde. Ich ruhe aus und laſſe es mir wohl ſchmecken und morgen und übermorgen wandre ich in Gottes Schutz fröhlich im Saaigrund hinab. Wenn ferner ſo ſchönes Wetter bleibt, ſo iſt dieſe Wanderfahrt eine der ſchönſten, die ich je machte. Ich muß geſtehen, daß ich den Winter in ſeiner Herrlichkeit bis jetzt leider noch nicht kennen zu lernen Gelegenheit

hatte; ich will mich nicht mehr an Gottes Einrichtungen verſündigen.“

„Theuere Mutter, laſſen ſie ihren Gram und die große Sorglichkeit, es iſt nicht recht, weil Gott rings um uns her, beſonders im Vaterlande, allenthalben ſich ſo zeigt, daß wir wahrlich auf ihn vertrauen, daß wir uns in ihm freuen und mit ihm leben und ſterben können. Die guten, lieben Dürrſchmidts ſollen ſich auch nicht zu ſehr grämen in Rückſicht ihres kleinen Fichtelbergers *); ſie ſollten ihm vielmehr zu wiſſen und kund thun, wie herrlich ich allenthalben dieſen ſchönen Theil des deutſchen Landes, wie herrlich ich dieſe Berggruppen heute wieder gefunden habe, wie ich mich nicht genug weiden, des Schauens darnach nicht ſatt werden konnte; dann wird er wohl Anſtalt machen ſein Leiblein zu erweitern und groß und ſtark zu werden, um ſich bald auch ſo ergötzen zu können. Die theuere — Julie ſoll ja nicht vergeſſen, daß: friſch, frei, fröhlich und fromm ſei der Turner Reichthum.“

„Leben ſie alle recht wohl! Gott wird ſie mir behüten. Ihr ꝛc.“

Vergnügt und glücklich kam er in Jena an, und hier finden wir ihn alsbald wieder fleißig und im Zuſammenleben mit ſeinen Freunden heiter. So ſchreibt er am 26. December. „Am Abend in der Dämmerung war ich meinen Spittler verlaſſend, bei meinem Luvelin, und Gott, du weckteſt wieder Gluth aus der Aſche; ich genoß wieder eine Zeit der Gnade, der Liebe Pfund wurde mächtig, ich

*) Sand meint damit ſeinen kleinen Neffen, der damals wenige Wochen alt war.

ſprach über das höchſte in der Geſchichte und im Leben, über Freiheit, Lieben, Edelleben, über Theologie gegen Philoſophie, über Jahns Treiben als Geſchäft. Herr, ich danke dir für dieſen Gnadentag, den ich bisher vergebens erfleht hatte. Aber, Herr, wann werde ich einmal ausſprechen lernen, was ich ſo ahne über deine Welt und die Geſchichte? — Gnädiger, gieb auch Beſtand in den jetzigen Geiſtesfreuden. —"

Jetzt erinnern wir nochmals an das, womit er das Tagebuch dieſes Jahres begann, und ſetzen nun den Schluß deſſelben her.

Am 31. December. „O gütiger Gott! mit Beten ließeſt du mich dieſes Jahr beginnen. Am Ende war ich mehr zerſtreut und verſtimmt. Wenn ich zurückſchaue, ach, ſo finde ich leider: beſſer, vollkommener bin ich nicht geworden, aber durchlebt erfahren, und mit Thatkraft durchlebt habe ich vieles. Herr, du warſt immer mit mir, wenn ich auch nicht bei dir war! Faſt ſcheint es, als hätteſt du die bisherige Liebe in mir, im Laufe der Stürme dieſes letzten Frühlingsjahres meines Lebens, zum Glauben umgeſchaffen; wenigſtens fühle ich in allen meinen Nöthen Jeſum Chriſtum mir recht nahe, und baue auf ihn, und nur Er gereichte mir immer zum ausreichenden beſtändigen Troſt, zum Zufluchtsort für meine Furcht, zum Regepunkt für kräftige, freie That. Durch ihn fühle ich mich beſonders recht frei gemacht, und die Freiheit habe ich als das höchſte Gut der Menſchheit, der Völker und meines Vaterlandes kennen gelernt, und will daran auch recht feſthalten."

„Beſonders noch leid thut es mir, daß ich in der letzten Stunde dieſes Jahres und bei der Wechſelszeit der beiden Jahre in dem großen Kreiſe der

nah ums Feuer verſammelten Studenten nicht recht aufrichtig war, ſondern mich im kleinen Brande *) noch verſtellte, und wirklich kleinlich falſch war; es war aber noch glücklicher Weiſe nur in mir, nicht thätig und anfeindend in der Wirklichkeit. Ich war überhaupt dieſe letzte Zeit mehr kalt."

„Gott helfe!"

*) Rauſche.

1 8 1 8.

Wir gehen jetzt zu dem bedeutungsvollſten Bildungs- und Entwickelungsjahre Sands über. Die Ausbeute, welche uns ſeine Tagebücher geben, ſo wie die Auswahl aus ſeinen Briefen, dürfte zwar den Umfang nach geringer, deſto gehaltreicher aber das ſein, worüber er ſich verbreitet. Schon zu Ende des vorigen Jahres haben wir an ſeinen Aeußerungen bemerkt, daß ſich ſein Blick erweiterte, indem er ſich ein weiteres Ziel für ſeine Thätigkeit ſteckte. Das Leben als Prediger, das fromme Wirken in einer Gemeinde war bisher ſeiner kindlichen Beſcheidenheit als höchſtes, wünſchenswertheſtes Glück erſchienen — jetzt umfaßt ſein Geiſt ſein ganzes Vaterland; in ſeinem deutſchen Volke will er der Menſchheit höchſtes Recht, die Freiheit der Vernunft, geltend gemacht wiſſen. Dieſer letzte Gedanke mit allen ſeinen großen Folgerungen iſt es, der in dieſem Jahre in jeder Betrachtung ſeines und des Volks Leben hervortritt, und in ihm einen Reichthum von Ideen erweckt, der nothwendig einen Drang zu Thaten erzeugen mußte, die beiſpiellos, wie ſein ganzes Leben ſein ſollten. In einem Briefe, (der uns aus Rückſichten vorenthalten iſt,) ſchreibt

er ſchon zu Anfange dieſes Jahres: „daß es aus ſei mit der Betſchweſter,“ (wie er ſtrafend und ſcherzend genannt worden war;) „daß man handeln müſſe u. ſ. w.“ Schritt für Schritt wollen wir jetzt ſeinem Tagebuche folgen, damit wir ſehen, wie allmählig aus dem Bedürfniß, thätig ins Leben einzugreifen, in ihm die unabänderliche Nothwendigkeit dazu entſtanden iſt. —

Auf der innern weißen Seite des Einbandes ſeines Tagebuchs für das Jahr 1818: „Gott, laſſe mich an deiner Erlöſung des Menſchengeſchlechts durch Jeſum Chriſtum feſthalten, laſſe mich ſein ein deutſcher Chriſt, und durch Jeſum mich frei, freudig, zuverſichtlich, gleich ausdauernd und ſtark werden.“

Bis zu Ende März unterlaſſen wir einen vollſtändigen Auszug; es findet ſich hier nichts Geeignetes vor. Sein Leben bleibt im Ganzen daſſelbe wie früher; er theilt es im Umgange mit ſeinen Freunden, L.., B..., Gr—r, Em—g, A—n rc. in Studieren, und thätigen Antheil an den Begebenheiten in der Burſchenwelt. Es finden ſich zwar Urtheile über einige ſeiner Freunde, an ſich aber ſcheinen ſie nicht bedeutend, und auch durch ihren Gegenſtand erhalten ſie keine Bedeutung. An der Darſtellung der Okenſchen Arabesken, welche dieſer bei Gelegenheit der Erzählung des Bücherverbrennens auf der Wartburg in ſeine Iſis ſetzte, und die als Faſtnachtspoſſe auf dem Markte von einigen Burſchen dargeſtellt wurden, nahm er Antheil in der Rolle des Reinhard. Seine Stimmung wechſelt noch oft wie früher zwiſchen Wehmuth und Niedergeſchlagenheit — freudigem Aufſchwung und rechter Geiſtesfülle.

Ueber ſeine geiſtige Entwickelung giebt folgender wahrſcheinlich unbeendigt gebliebener Brief an El—r vom Ende März, der im Concept im Tagebuch zu finden iſt, vollſtändigen Aufſchluß:

„Theurer, treuer Bruder El—r! Ich vertraue dir feſt, daß du mich durchſchaueſt, und du magſt und ſollſt mich beſchauen; nur laſſe der eigenthümlichen Beſchaffenheit frei ihre eigne Aeußerungsart.“

„Zweifler darf ich mich nicht ſchelten. Es wäre nach meiner ganzen Art das ſchrecklichſte, wenn ich auch hierin ſchwankend und unentſchieden wäre.“

„Und doch liegt mir jetzo eine Sache auf, die mich ängſtlich macht, die mich auf lange Zeit ſchon erkalten konnte, und von der du nothwendig wiſſen mußt; in der ich von dir vielleicht auch Anregung zu einer beſtimmteren Ueberzeugung erhalte.“

„Im vorigen Sommer erlangte ich eine rechte Beſtimmtheit in meiner Ueberzeugung über unſere höchſten Angelegenheiten. Mein Glaube hatte ſich feſter begründet, ich wollte, wenn ich auch weiter nichts vermögen würde, wenigſtens ein rechter Chriſt und ein rechter Deutſcher ſein. In allen Dingen auf die Gnade unſers Vaters recht ſicherlich vertrauend, wurde ich in meinem Glauben frei, war immer getröſtet und konnte feſten Schrittes dem Wege nachgehen, für den mich Vernunft und Wille beſtimmt hatten. Liebe feuerte mich zur That an und ließ mich nicht verdumpfen, machte mich entſchloſſen, feſt und freudig für alles, was es gerade galt. — So koſtete ich wirklich die Seligkeit des Glaubens, ſprach ſie aus in den Predigten, die ich hielt, und durfte in Wahrheit andere zum Glauben ermuntern.“

„Seit ich hier bin, in einer weiteren, in ihren Einzelnheiten und in ihren Grundtönen wieder ganz andern Welt, ſeit ich nördliche Nüchternheit in vielen, die ich doch liebe, gar zu ſehr hervortreten ſehe, und von andern, die doch auch von Glauben reden wollen, den Umkreis meines Glaubens zur Schwärmerei herabſetzen höre, und ſeit ich nebſt anderem Bücherweſen, durch dich vorzüglich mit Herders Meinungen hierüber bekannt wurde, würde es doch nach und nach anders mit mir, als es früher war. Anfangs wurde ich aufmerkſam geſtimmt, manchmal ging es mir widerlich durch die Seele; einige Zeit wurde ich verwirrter in mir, und im Ganzen wurde ich doch wenigſtens kälter und unmuthiger als ſonſt.“

„Wahrlich! das ſtand mir immer feſt: die Vernunft ſolle mir die höchſte Richtſchnur ſein; nicht einen ſchwärmeriſchen, ſondern einen reinen, geſunden Glauben wollte ich haben, und wenn ich meine alten Meinungen hieran halte, ſo muß ich ſie als ſicher und geſund erklären. — Ich verehrte in Jeſu immer das höchſte, ſchönſte Bild für unſere Menſchheit; aber ihn einen gewöhnlichen bloßen Menſchen zu nennen, dünkt mir heute noch zu öde und zu ſteif.“

„Ich will gern Vernunft und Verſtand nichts vergeben, aber es machte mich heiter und fröhlich, hielt mich gewiß nicht von der That ab, wenn ich in dem großen Lehrer von dem ewigen Gott auch einen ſteten Vermittler, einen göttlichen Bruder, der freundlich der Welt und der Menſchheit Mängel ebnet, der uns erhebt über das Geſetzesweſen, verehrte. Sollte er nun blos für ſich geſtorben ſein, ein Held für ſeine Meinung; hat er nur die Wahrheit ſeines Unterrichts beurkunden, nicht aber

ſonſt Großes für die Menſchheit erkaufen wollen?“

Darauf fährt er in Bezug auf vorſtehenden Brief in ſeinem Tagebuche fort:

„Hier las ich in Fries Ethik den Abſchnitt über die Sünde und es ward mir wohl zu Muthe. Ich finde mich hiernach als manchmal kränklichen, krankhaften Zuſtandes und will mit deiner Hülfe, o Gott! ein geſundes friſches Gemüth mir erwerben. Geſund haſt du uns, o großer Schöpfer, geboren; friſch, frei, fröhlich und fromm wollteſt du uns haben, großer Lehrer der ganzen Menſchheit, Jeſus; was über das Maaß einer freien Vernunft geſchritten iſt in den Lehrmeinungen, das iſt jener alte ägyptiſche Wuſt und das fremde Pfaffenthum. Nicht grübeln will ich, ſondern thun.“

Wir folgen nun ſeinem Tagebuche weiter. Die nächſten Stellen deſſelben bedürfen keiner Erklärung, wenn man ſich in die Zeit verſetzen will, wo jener berühmte Prozeß wegen der Kotzebueſchen Bülletins alle öffentliche Blätter erfüllte. Daß der Antheil, den man in Jena nahm, um ſo lebhafter ſein mußte, je genauer man die darein verwickelten Perſonen kennen und ſchätzen gelernt hatte, wird jeder begreiflich finden. In Sand ſetzten dieſe Vorfälle wieder eine Reihe Ideen in Umſchwung, deren innerer Zuſammenhang bis zu dem blutigen Reſultat nicht zu verkennen iſt.

Den 27. April. — — „Am Nachmittag las Luden ſein Publikum über den ſpaniſchen Freiheitskrieg herrlich, unvergleichlich ſchön. — —“

Den 5. Mai. „Herr, mitunter wandelte mich heute wieder eine ſo wehmüthige Bangigkeit an;

aber feſter Wille, feſte Beſchäftigung löſt Alles, und hilft für Alles; und das Vaterland ſchafft Freude und Tugend; unſer Gottmenſch, Chriſtus, unſer Herr, er iſt das Bild einer Menſchlichkeit, die ewig ſchön und freudig ſein muß. — Wenn ich ſinne, ſo denke ich oft, es ſollte doch einer muthig über ſich nehmen, dem Kotzebue, oder ſonſt einem ſolchen Landesverräther das Schwert in's Gekröſe zu ſtoßen."

Den 18. Mai. „Was man will und ſoll, das muß geſchehen können und geſchehen, das kann Jeder und wird Jeder, der tüchtig iſt, thun, ſagt K—r, und mit ihm jeder heldenartige Degen."

Dieſen hier erwähnten K—r, einen Schüler Hegels, lernte Sand gerade an dieſem Tage näher kennen und wir werden in der Folge finden, welchen Einfluß die häufigen Unterhaltungen mit dieſem äußerſt thätigen, tüchtigen Menſchen auf Sand geäußert haben. Dieſen Einfluß müſſen wir aber genau nachzuweiſen ſuchen, theils um auf niemand den Verdacht zu bringen, als habe er Sand verführt, theils um an dieſem offenbaren Gegenſatze zweier mächtiger Gemüther Sands eigenthümliche Kraft und Fülle der Ideen, die ſich im Streit mit jenem mehr und mehr entwickeln und einigen, darzuſtellen.

Gleichzeitig iſt das Entſtehen eines innigen Freundſchaftsverhältniſſes mit dem eben erſt nach Jena und auf die Hochſchule gekommenen A—s aus Mecklenburg, einem Menſchen von der offenſten Gemüthsart und regſten Lebensluſt. Zu ihm, dem jüngeren, ſcheint Sand lange Zeit in dem Verhältniß des erfahrenern, älteren Freundes geſtanden, beide aber ein gleich reiner, frommer Sinn,

ein gleich rüſtiges, jugendfriſches Leben und eine gleiche Liebe für Tugend und Vaterland ſo innig vereinigt zu haben. Täglich ſehen wir ſie zuſammen, immer einig und freundlich, obſchon oft ſcherzend, ſchäckernd, neckend. Die Achtung, welche jeder vor dem andern hatte, ließ keine Spannung zwiſchen ihnen zu, und wo ja die Heftigkeit des einen den einfachen Austauſch der Gedanken und Gefühle hie und da auf Augenblicke ſtörte, da erſcheint der andere alsbald nachgiebig, ſchonend, beruhigend neben jenem. Aus dieſem gewiß nicht zu ſchön und rein gezeichneten Verhältniß läßt es ſich auch mit einem geringen Aufwand von Scharfſinn mit Beſtimmtheit behaupten, daß Sand, abgeſehen von allen andern Gründen, ſchon aus Edelmuth und Liebe dem jüngern Freunde, der ſich ihm ganz hingegeben hatte, nie etwas von ſeinem Vorhaben entdeckt habe, man müßte denn die Ueberlegung und Vorſicht, mit welcher Sand überhaupt zu Werke gegangen iſt, geradezu abläugnen wollen. Gewiß, ein Gemüth wie Sands, mußte von jeder Mittheilung dieſer Art ſchon durch den Gedanken zurückgeſchreckt werden, daß er dadurch einen Freund in's Unglück ſtürzen, oder doch ſein ganzes Leben hindurch zweideutigen Urtheilen ausſetzen könne, zumal wenn er bedachte, daß gerade dieſer Freund ſich nie in den Sinn kommen laſſen werde, auf Befragen um ſeine Mitwiſſenſchaft um des Freundes Handlung, von dem Wege der Tugend und der Aufrichtigkeit abzuweichen. Sand aber hat ſich durch dieſe Schonung und Verſchwiegenheit, abgeſehen davon, ob der Freund ſeine That billigen werde, und ob dieſelbe überhaupt zu rechtfertigen ſei, gewiß ein herrliches Denkmal bei allen Unpartheiiſchen geſetzt. —

Wir gehen nun in ſeiner Bildungsgeſchichte weiter und finden zuerſt, daß er ſich gegenwärtig mit dem Studium der Frieſiſchen Schriften ſehr beſchäftigte. Außer der Ethik las er im Mai **Julius und Evagoras** worüber er in einem Briefe an Cl—r vom 8. Mai 1818 folgendes Urtheil fällt:

„Theurer Cl—r!“

„Ich habe Julius und Evagoras *) geleſen, und ich frage dich: kannſt du denn hiemit zufrieden ſein? Es iſt nicht zu läugnen, es ſind ſchöne Anklänge darinnen, beſonders Anfangs, aber dennoch verbittert mir die Mattherzigkeit, die im Ganzen durchläuft, Alles. Wundre ich mich doch gar nirgends über etwas Neues! Was gut iſt, war da und ausgeſprochen und kühner gedacht. Wahrlich, mit dieſen Idealen der Frieſiſchen Männlichkeit kann ich nicht zufrieden ſein; ſie ſind mir zu unſtark, auch zu unlauter. Unſre Väter geben uns durch ihr eignes Beiſpiel ein beſſeres Bild. Niedergeriſſen auch, meine ich, könnte durch dieſes Weſen mehr werden; gutes, ernſtes Streben könnte dadurch mehr verwirrt werden, als es dadurch zur Thatkraft angefeuert wird. Ich kann dieſer Art, trotz gewiß ehrlichen Strebens, noch immer kein Zutrauen abgewinnen.“

„Die Ethik habe ich geleſen, und dieſe iſt beſſer; ſie halte ich für ein ſehr gutes Buch, und ſie iſt auch bis auf einzelne Stellen ganz anders ge- und durchgearbeitet.“ — —

---

*) Julius und Evagoras oder die neue Republik (von Fries). Heidelberg bei Mohr und Zimmer 1814.

Ein ſpäterer Brief an ebendenſelben ſtößt die obige Anſicht zum Theil wieder um. Wir theilen einige Bruchſtücke dieſes Briefes der Reihe nach mit, da er in mehrfacher Beziehung in das Ganze paßt.

„Was ſoll angerechnet werden; wenn man etwas mit Willen verſchuldet? oder auch das, was ein anderer von Außen als widerwärtig zu finden glaubt? Auf beides ſoll man gehörig achten. Aber wenn du mir im erſtern Sinne Lehrmeiſterei vorwirfſt, ſo thuſt du mir Unrecht; denn dieß war mir von je, an mir und andern, eben ſo ekelig als dir. Ich wollte immer, wie jeder, nur meine Meinung ausſprechen und meine Ueberzeugung geltend machen und meinte nie dadurch einen andern zu verletzen. Greifſt du mich hierüber an, ſo mußt du auch zufrieden ſein, wenn du bemerkſt, daß ich ſelbſt ſolche Schulmeiſterei nicht leiden mag, und mir es auch nicht verzeihe. — — — —“

„Wenn du unſer einfaches Zuſammenleben in Erlangen mathematiſch zergliedern willſt, ſo ſage ich dir: ſchon dieß iſt nicht recht; denn wir lebten beide zuſammen, gerade ſo wie wir damals waren, und keiner dachte daran, den andern zu überliſten und zu übervortheln. Wenn nun ich aufzählen wollte, was ich durch deine Natur, durch dein Wiſſen, durch dein Leben gewonnen habe, was hätte ich für eine Rechnung zu führen. — Das weißt du doch, daß nach und nach meine ganze Glaubensſache immer finſterer wurde, daß ich faſt völlig in's blinde Nachhängen den alten Glaubensformeln hineingerathen war, meinen eigenen Glauben aufgebend, und du weißt, wie ich größtentheils durch dich hier wieder herausgeriſſen wurde, weißt, daß

ich durch dich jene kleine ſchöne Schrift von Herder in die Hände bekam, welche mir aus unzähligen Vorurtheilen heraushalf, und meiner ganzen Bildung wieder eine andere, freiere Richtung gab. — Du haſt Recht, die einzelnen theilen einander ſo etwas mit, um einander zu beſeligen, daß ſie aber ſo etwas vorfinden, womit ſie einander beſeligen können, wodurch ſie ſich ſelbſt erziehen, dieß liegt im Volke, iſt Sache der Menſchheit. Wie wir alle in der Gegenwart immer nur einſeitig, eckig, zerriſſen erſcheinen, und ein einzelner Lebenstheil nur gar zu ſehr die Merkmale eines Stückwerks an ſich trägt. Wie das Leben eines Mannes ſchon ein viel vollendeteres Ganzes darbietet und vor ihm die widerwärtige Zerriſſenheit des Lebens ſchon mehr ſchwindet — ſo iſt dieß gewiß, daß das Volk uns immer ein heiteres, vollendetes Bild des Menſchheitslebens gewährt, daß dieß auch nimmer als mangelhafte Einzelheit auftritt, und daß ſo das Volksgefühl der lebendigſte Erzieher iſt."

„Menſchenmakelei haſſe ich und wenn ich an einem Manne irgend einmal etwas Großes erkannt habe, ſo gilt er mir gewiß für immer in dieſer Rückſicht als werth und hoch. Durch Angewöhnung, wie du weißt und weil ich mich nicht recht in ſeine Formen finden konnte, hatte ich immer etwas gegen Fries. Jenes Blatt, welches ich dir ſchickte, hatte ich niedergeſchrieben bei dem Leſen des Julius und Evagoras und ich nahm es faſt während des Schreibens ſchon halb zurück, wollte nur dein Urtheil noch darüber hören. Seitdem habe ich unſern braven Lehrer Fries noch in allerlei Verhältniſſen näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt und ich achte ihn nicht nur in ſeiner Wiſ-

ſenſchaft, ſondern vor allen in ſeiner treuen und klaren Geſinnung für's Vaterland und in ſeiner ſtets ſich gleichen und entſchloſſenen Thatkraft ſo ſehr als nur einen. Er und Oken ſind mir unter den ältern Lehrern, die ich hier kenne, unſtreitig die liebſten und ich meine auch die wahrhaftigſten — — — — —."

„Nun iſt das Neujahr da. Wir wollen Gott um nichts bitten, als daß er uns an ſeinem Bilde recht möge erſtarken laſſen, daß wir uns in dieſer Zeit als tüchtig bewähren. Eine Gnade haben wir von ihm, Eine — über allen Gnaden, — unſeren freien Geiſt, mit dem wir ihn ahnen — unſere Menſchenwürde. Es iſt an der Zeit, daß ſie jetzt zur Anerkennung komme. Es muß alſo dahin kommen, daß jeder ſeine Ueberzeugung frei an der jedes anderen erproben kann und es muß dahin kommen, daß der Menſch den andern Haupttheil ſeiner Würde, das Gebiet ſeines freien Willens, dieſe gottähnliche Schöpferkraft, an allem, was um ihn her iſt, geſchweige denn bei Sachen, die ihn ſelbſt betreffen und über ihn ergehen — bewähren kann. Dieß iſt die nothwendige Grundlage von allem und ſie der einzig rechtliche Zuſtand. Alſo Gott ſei mit euch, in euch! — — —"

Außer dem Studium der Philoſophie zog ihn die Geſchichte, durch Ludens Vortrag belebt, beſonders an. In ſeinem Tagebuche hat er eine Stelle aus den Vorleſungen dieſes geiſtreichen Lehrers aufgezeichnet, weil ſie zufällig eine Idee berührte, mit deren Durchbildung ſein Inneres ſchon ſeit längerer Zeit lebhaft beſchäftigt war.

Den 2. Juni. „Als ich W—n heute zu Luden führte, zeigte er (Luden) ſich ſehr durch-

drungen von reger Kraft und Wärme. Er behauptete, daß ein Vergleich eines einzelnen Menſchen mit einem ganzen Volke nicht Stich halte; der Einzelmenſch iſt jung, und wird älter, und greiſet, und lebt nicht wohl über hundert Jahr; dagegen ein Volk ergänzt ſich immer neu, und es iſt kein nothwendiger Grund vorhanden, daß die Nachkommen und Kinder anders, oder gar ſchwächer oder beſſer wären, als ihre Väter waren; ſie können ewig wieder gleich an Kraft und Tugend ſein. — Dann ſinke zwar zuverläſſig immer ein Volk, wenn es vernachläſſiget werde; aber daß es ſich heben müſſe, wenn nichts recht Sonderliches dafür geſchieht, iſt nicht ſo gewiß; es kann auch ſtehen bleiben. Jetzt haben wir eine Wendezeit entweder zum Guten oder zum Schlimmen und man ſolle nur recht kalt und ſcharf auf das Böſe hinſchauen. Wenn man athenienſiſchen Jünglingen, die vom Felſenriff in's weite Meer hinausblickten, beim Aufgang der Sonne, ſagte er, und die freudig über die Bekämpfung der Perſer ihr Volk erhoben, wenn man zu dieſen geſagt hätte, daß baldigſt Philippus kommen werde, und werde alle Schönheit und Freiheit vernichten, was würden ſie gethan? würden ſie es geglaubt haben? — Das Gute und Hohe geht nie unter, aber es iſt doch nicht nothwendig, daß ein Volk von der niederen Stufe alles Höhere bis zur höchſten Entwickelung durchleben müſſe; im Gegentheil, es kann mit Einem Male der Kampf und Sieg für das Gute unſer deutſches Volk verlaſſen und, wer weiß wohin ziehen, vielleicht in einen ganz anderen Welttheil. — Lehre und That, Theoriſiren und praktiſches Erſtreben ſind ſo von ganz verſchiedener Art und gar nicht eins wie das andere. Als ich einſtmals,

ſagte Luden, in Berlin zu meinem theueren Lehrer, Fichte, kam, der doch ſo viel und ſo ſcharf darüber lehrte, daß man Alles nur aus Einſicht und mit Ueberlegung, ohne Eigennuß, ohne ſich treiben zu laſſen durch Umſtände, thun ſolle, als ich dießmal zu ihm kam, war er eben aus dem Fenſter hinab in einen Arm der Spree geſprungen und hatte einen Knaben, der hineingefallen war, herausgeholt, und ihn in's Haus hinaufgetragen. Er war noch völlig naß und bewegt. Ich fragte ihn, was es gegeben habe und warum er doch zum Fenſter hinausgeſprungen, nicht vorſichtig die Treppe hinabgeeilt ſei? — „Ja, ich meinte es ſei mein (eigener) Junge!" — So iſt die That immer etwas ganz Anderes, als jenes Zuſammengeſetzte aus Theorie und Ausführung; ſondern es iſt eine lebendige Einheit für ſich." —

Dabei zeigt ſich in dieſer Zeit faſt durchgängig eine heitere Gemüthsſtimmung bei ihm, die beſonders aus einem Briefe an ſeine Mutter hervorleuchtet, den wir, ſo weit er noch vorhanden iſt, mittheilen.

„Jena den 26. Mai 1818. Theuerſte Mutter! Tauſend Dank für ihre Hülfe! Sie wiſſen wohl, wie froh man iſt, wenn man Leute befriedigen kann, deren Seele nichts anderes als Geld erheiſcht, und wenn man zahlen kann zu der Zeit wo man es verſprochen hat, wo man ſollte und wollte. Deshalb, weil ich nicht umſonſt ſo dringend gebeten hatte, und weil eine ſo bedeutende Gabe, wie die dießmalige, wieder ein ſo großes Opfer von ihrer Seite iſt, fühle ich mich nicht wenig aufgefordert, ihnen meines Herzens regen Dank auszuſprechen. Gott lohne es ihnen. Ich

meine nicht, daß er es ihnen dadurch lohnen ſoll, daß er ihnen wieder ſoviel und mehr auf den Tiſch hinzahle, als ſie auf mich verwandt haben; da wird er wohl helfen; aber er lohne ſie, und wird ſie ſchon gelohnt haben durch Seelenſtimmung und Freude über ein aufs neue gebrachtes Opfer; und er möge mich ſtärken, daß ich ermanne zu einem vorurtheilsfreien, frommen und thätigen Wirken für die Sache Gottes und des Vaterlandes, daß ich meine ſchwachen Kräfte ausbilde zu einem feſten, freien, muthigen Sinn, und daß ich ſo als dankbares Kind ihnen recht ergeben werden möge."

„— — — — — — — — — — — — — —."

„Ihr Briefchen, ſo kurz es iſt, ſo ſchön iſt es doch wieder, und erfüllt iſt es wiederum vom tiefſten, wärmſten Gefühl. Ja, theure Mutter, alle die Liebe, die ich zur Religion, zur Wahrheit, zum Vaterland, zur gemeinnützigen That im Herzen trage, die wurde größtentheils durch ſie in mir aufgeregt, und ich mag es nehmen, wie ich nur will, ſo ſind faſt in jeder Rückſicht ſie mir alles geweſen. Gott walte nur, daß ich muthig werde und tüchtig!"

„Jena, den 24. Jänn."

„Ich erhielt, ſeitdem ich durch mancherlei im Schreiben unterbrochen wurde, ihren ſchönen, großen Brief und ihre in jeder Rückſicht ſo vorzügliche und mannichfache Ausſtattung mit meiner Wäſche, deren Anblick mich zu wahrhaft kindlicher Freude ſtimmt. Es ſind neue Wohlthaten, meine Bitten blieben abermals nicht unerfüllt und ich fühle mich hierdurch aufgefordert zu neuem Dank. Hemden,

zwei Paar ſchöne Turngewänder bekomme ich, — — —. Zugleich wird mir ein Geſchenk von ihrer und von Julchens Arbeit, und von Caroline erhalte ich Süßigkeiten, ſo daß ich ſprang vor Freude und mich auf dem Abſatz drehte, als ich das Päckchen ſah und öffnete. Haben ſie herzlichen, kindlichen Dank, und theilen ſie mit mir als Geberin die Freude des Empfängers."

„Heute iſt der ernſte Tag, des Frühlings letzter, an dem ich vor einem Jahre meinen Freund, den regen deutſchen Dittmar verlor. Ich bin mannichfach durchwoget von Gefühlen; nur zwei Gedanken ſtehen feſt als Pfeiler in mir da und tragen dieß Gewirre — der Gedanke an Gott, und der an's deutſche Vaterland."

„O, daß ihnen doch der Eichenzweig von der Wartburg ſo werth iſt und ſo lieb! Es iſt kein anderes Gefühl, als das an's deutſche Vaterland, was ſie dabei durchglüht, kein andres kann es ſeyn!"

Jena, den 17. Juni.

„Erſt heute komme ich zur Fortſetzung und Beendigung dieſes Briefes. Obgleich mich eine wahre Grämlichkeit immer trieb und benagte, daß ſie erſt ſo ſpät wiederum Nachricht und Dank von mir erhalten ſollten; ſo konnte ich dennoch nicht früher dazukommen und hunderterlei hielt mich immer davon ab, ſo oft ich mir es auch ſorglich vorgenommen hatte, mich zu dieſem freien Erguß meines Kindesſinnes ihnen zu überlaſſen."

„Die Freunde, die auf einer Reiſe nach Nürnberg rückwärts durchs Fichtelgebirg wollten, und die ſich ſelbſt ſchon ſo ſehr freuten, auch ſie

und die Unſrigen kennen zu lernen, ließ der heftige Regen und Sturm und das viele Waſſer nicht durch den Thüringer Wald kommen. Wenn ſie aber gütigſt erlauben, ſo ſchicke ich ihnen gewiß noch einige recht tüchtige Söhne des Vaterlandes in dieſem Jahre zu. — — — — — —. Daß ſie aber trotz aller Bitten ſich dennoch ſo ſehr rüſteten und große Anſtalten trafen und kochten und backten zum Empfang derer lieben Seelen, von denen ich ihnen geſchrieben hatte, und daß dieſe hinterdrein doch nicht kommen konnten; das meine ich, zumal da nicht ich, ſondern lediglich das ſchlechte Wetter darann Schuld war.“ — —

Weiter beſitzen wir dieſen Brief nicht mehr. Wahrſcheinlich iſt dieſer letzte Satz eine Einleitung, ſchonend ſeiner lieben Mutter ſeine Anſicht über Gaſtfreundſchaft zu geben, welche dieſe war, daß ein lieber, ſeelenverwandter Freund diejenigen, von denen ihm Dach und Fach geboten wird, nicht im Sonntagskleide, ſondern lieber in der gewöhnlichen, behaglichen Hanstracht antreffen mag. Denn wollte jede Hausmutter, wenn ſie einen Gaſt erwartet, immer alles in Bewegung und Bereitſchaft halten, was irgend Küche und Keller vermögen, ſo würde dieß, ſeiner Koſtſpieligkeit und Unbequemlichkeit wegen, der wieder zu erweckenden ſchönen Gaſtfreundſchaft der Alten nicht nur nicht förderlich, ſondern ſogar höchſt hinderlich ſein. Es würde, wie es zu unſrer Zeit gewöhnlich iſt, niemand gern Gäſte ſehen, und kein Reiſender wagen, Freunden, die er ſonſt gern beſucht haben würde, auf dieſe Art beſchwerlich zu fallen, weil jeder unverwöhnte, beſcheidne Gaſt die höchſte Unbehaglichkeit ſchon darin finden muß, daß ſich, ſo lange er zugegen iſt, alles aus dem gewöhnlichen Gleiſe

heraus und um ihn und ſeine Perſon bewegt. Sands Freunde haben ihn oft und gemüthlich über dieſen Gegenſtand auf dieſe und ähnliche Weiſe ſich verbreiten hören, und niemand wird läugnen, daß ihm hierin vollkommen Recht gegeben werden müſſe.

Sands Leben blieb während dieſer Zeit ſich ziemlich gleich. Er freut ſich über ſeinen Fleiß und ſeine heitere Stimmung. Doch erhebt er hin und wieder Klagen über einen Hang zur Näſcherei, den er nicht immer bewältigen kann; er nennt ſich in dieſer Beziehung: „Feigling, Kuchen- und Leckerbiſſenbauch."

Auch finden wir am 21. Juni in ſeinem Tagebuche eine Rückerinnerung an ſeinen Freund Dittmar:

„Heute vor einem Jahr verlor ich meinen regen Freund Dittmar; ich gedachte deß im Gebete: Gott wolle mir zur Regſamkeit verhelfen, zur Tüchtigkeit in Muth, Arbeit und Ausdauer, wolle mich durch ſeinen Geiſt aufs Rechte leiten, wolle mir Jeſum zum Freund und ſteten Lehrer laſſen, durch den ich ſeiner ſelbſt gewiß werde, daß ich nicht von ihm laſſe; wolle endlich die Sache des Vaterlandes zur freien Tugend leiten, und zum ſchöneren Volksleben, und bei allen Kämpfen ſeieſt du, ſeliger Dittmar, mein aufregender, mehrender Freund, daß ich nicht erträge vor der That, daß ich friſch und muthig lebe!"

„Gott walte über dem Vaterlande und den Meinigen!"

Aus derſelben Zeit ſind durch öffentliche Blätter zwei Stammbuchsbläter bekannt geworden, die, als reine Herzensergüſſe, auch hier wohl der Aufnahme werth ſind:

„Ich kenne drei Offenbarungen Gottes, des Ewigen:

Eine: daß Er ſchuf und in vollem Segen erhält das große Weltall;

Eine: daß Er den Völkern Sprache und Sitte — Volksthum gab, und

Eine: daß Er uns durch Chriſtum, unſern Herrn, mit dem Leben und der Erde verſöhnte, uns gewiß machte, in dem Geringſten ſei des Unendlichen Keim!“

Laſſe uns erkräftigen in der Liebe zu Volk und Vaterland und — treu ihm — ſeine Söhne dereinſtens heranziehen zu reinen tüchtigen Seelen, denen nach der Väter Art Tratz aus dem Himmels-reinen Auge ſprüht, deren jeder, wie Luther, für die Freiheit ſprechen, wie die alten Väter ohne große Rüſtung die Feinde necken und ſchlagen kann, und von denen jeder, wenn's Noth thut, wie Arnulph von Winkelrieth 10 Speere der Dränger in ſeine eigne Bruſt ſtößt. — Denke an unſer eigenes Bekanntwerden, gedenke des Wartburgfeſtes und nimm meinen Dank für die Mühe beim Schwingen.

Jena, den 3. März 1818.
Beſuche mich im Gebirge.

Dein

treuer deutſcher Bruder

Carl Ludwig Sand,

d. T. C. B. aus dem Fichtelgebirge.

Einem anderen ſchrieb er im Juni 1818 folgende Inſchrift in das Stammbuch:

„Unſer Lauf iſt Heldenlauf;
Kurzer Sieg, raſcher Tod!

„Thut nichts, wenn wir nur wirklich Helden ſind, wenn wir nur rege, in ſtetem Aufſchwung und Gebete zum heiligen Vater, und in friſcher Begeiſterung leben für das, was ſein Wille iſt.“

„Siegen werden wir immer, wenn wir nur ſelbſt tüchtig und friſch ſind. Früher Tod bricht nicht die Siegesbahn, wofern wir nur auf ihr als Helden ſterben!“

So ſei denn unſer Wahlſpruch:

„„Fromm glauben an Gott, den nöthig ihn bewahren im Herzen, und thätig lieben ſeine Sache hier auf Erden, thätig lieben unſer Volk und Vaterland!““

„Frei müſſen wir werden im Leben, oder frei
zu den glücklichen Vätern gehen!“

„Walte Gott in uns!“

„Wenn du einſtens feſten Fuß faſſeſt im Voigtlande ſo gedenke deines in gleichem Streben (ſo Gott hilft) begriffenen Nachbars im Fichtelgebirge und halte deutſche Freundſchaft zum Frommen des Vaterlands

mit deinem

Carl Ludwig Sand, d. G. G. B.
aus Wunſiedel.

Im Sommer 1818 unternahm Profeſſor de Wette von Berlin aus zu Stärkung ſeiner Geſundheit eine Fußreiſe nach den Rheingegenden. Sein Weg führte ihn über Jena, wo Sand Gelegenheit fand, ihn kennen zu lernen, und als Sand von deſſen Stiefſohn, ſeinem Begleiter auf dieſer

Reiſe, gehört hatte, daß beide das Fichtelgebirg zu durchwandern beabſichtigten, bat er dringend, daß ſie ſeine Eltern in Wunſiedel beſuchen möchten. Von daher ſchreibt ſich die Bekanntſchaft de Wette's mit der Sand'ſchen Familie, die ihn gaſtfrei aufnahm, und mit ihm gemüthliche Stunden verlebte. Sand ſelbſt ſchreibt über ſein Bekanntwerden mit de Wette den 15. Auguſt folgendes in ſein Tagebuch:

„Daß ich heute de Wetten ſah, machte auf mein Gemüth wieder einen tiefen, lebendigen Eindruck. Was iſt es doch mit dieſer Höhe der Welt? — Es ſcheint ein ſcharfer Geiſt — aber kann er etwas anderes haben, als was das ſchlichte Gemüth umfaßt? — Mir iſt aber, ganz recht und wohl geſchehen, da ich in meinem, jetzt eben ſo recht zufriedenen und wohlweiſen Sinn ſo leicht neben ihn mich ſtelle. So geht es mir immer; wenn's zum letzten Durchbruch kommt, iſt es nicht mehr ſo! —“

Sand unterhielt mit K—r, ſeit er dieſen kennen gelernt hatte, fortwährend einen Austauſch der Ideen, welcher nach und nach darauf hinauslief, daß beide ſich in ihren Anſichten und Meinungen als ſchroff entgegenſtehend erkannten und K—r dem zu Folge Sand einen Aufſatz übergab, worin er, von Principien der Hegelſchen Schule ausgehend, behauptete: daß da er nicht einſehe, weshalb der Geiſt zu ſeinem Leben der Form des Endlichen bedürfe, d. h. warum außer Gott, d. h. der Seligkeit der Geiſter, noch was anderes ſei, ihm der Inhalt und der Zweck der ſogenannten Natur und des menſchlichen Lebens leer und völlig gehaltlos erſcheine; und daß er daher nicht thätig ſein könne für die bloße Verbeſſerung des menſchlichen Zuſtandes,

ſondern ſeine ganze Kraft auf die Vernichtung der Natur und des menſchlichen Lebens verwenden werde, dadurch nämlich, daß er die Idee der Geiſterſeligkeit, des wahren geiſtigen Lebens in ſich zu entwickeln und zu verwirklichen ſtrebe, ſo daß alsdann nach dieſer Arbeit die Aufhebung dieſes Lebens nichts mehr ſei, als der bloße Triumph über die Form, das Ja zur Seligkeit, indem aber alles Endliche ſelbſt in ſein Weſen, die Seligkeit übergehen müſſe, ſo daß was ſei, nichts ſei, als Gott ſei. Es heiße dem Geiſte Hohn geſprochen, daß er das, was ſein Weſen ſei, ſein wahres Leben nur glauben, daß er ſich mit dem Bettel dieſes Lebens, mit dem, was man die Natur, was man Gemüth, Verſtand und Vernunft und Freiheit nenne, begnügen und mittelſt derſelben ſeinen Zuſtand möglichſt nach ihrer Forderung geſtalten ſolle. — — Es ſei die abſolute Erſchlaffung des Geiſtes länger in dieſem Zuſtande zu beharren, der das Böſe, ſo wie das Beharren darin — abſolute Verrücktheit ſei u. ſ. w.

Der Aufſatz geht nun auf die weiteren Beweiſe dieſer wirklich kühnen Idee über, durch deren Schärfe auch Sand anfänglich verblendet wurde. Der Verfaſſer des Aufſatzes, der beim Theoriſiren nicht ſtehen bleiben wollte, unternahm bald darauf eine kleine Reiſe, auf welcher er auch das Fichtelgebirg beſuchte, um, ſich ſelbſt überlaſſen, ſeine Sache noch einmal zu prüfen und, wenn er ſie für richtig befände, Mittel zu erſinnen, wie er ſich als praktiſcher Philoſoph bewähren könne. Sand ſtellte unterdeſſen im Stillen und mit andern Betrachtungen über obigen Aufſatz an, deren Ergebniſſe ſich in ſeinem Tagebuche finden, welche ſeinen tiefen,

ruhigen Geiſt bewähren und vielleicht ſein ganzes folgendes Leben und Handeln feſt beſtimmten.

Den 22. Auguſt. „Gott, heute lebte ich mit K—r und ſeinem Aufſatz zuſammen. — Ich bewundere, was ich keinem Menſchen thue, ſeinen freien, tüchtigen Geiſt, der — was ſoll er noch mit dem Körper? — Ich werde hineingeführt aufs neue und ärger und ärger; ich kenne mich als Feigling — nur du, o Gott, kannſt mir zum Klaren helfen!“

Den 1. September. — — — „Ich liebe dieſes Menſchenleben und mein Volk wirklich, möge es ſich auch zeigen, wie es komme; ich erkenne, daß etwas Gutes, und daß mehr Gutes als Böſes in der Welt ſei, auch in ſolchen Stürmen; und ich glaube an den endlichen Sieg des Guten, wenn ich auch im reinſten Beſtreben vor meinen Beſten Freunden mit Nadeln zu Tode gemartet würde — deshalb ſtehe mir bei, o Gott, auch in dieſem und allem zukünftigen Kampf, und helfe mir gnädiglich, — nicht zum Siege — aber dazu, daß ich dieſen Glauben unerſchütterlich, wie unſer Heiland, vor allen Feinden bewähre!!! —“

Den 24. September trat Sand mit H—ld eine Reiſe nach Leipzig, Wittenberg und Berlin an, auf welcher er alle auf dieſem Wege gelegne Schlachtfelder beſuchte. Weiter unten werden wir ein Bruchſtück ſeiner Reiſebeſchreibung, welches hier zu ſehr ſtören würde, einſchieben. Wir reiſen alsbald mit Sand nach Jena zurück und leſen blos das, was er auf der Rückreiſe am 10. October zu Jüterbock in ſein Tagebuch ſchrieb.

„Hinter Jahn vor Herder, deſſen Ideen wir heute vor uns haben. —“

„Unſere Erkenntniß, unſer Glaube, unſer Leben geht nicht zu Gott unmittelbar, geht nicht in den Himmelskreis; nicht einmal vom Jupiter aus vermögen wir unſere Erde von Außen zu beſchauen; deshalb kann unſere ganze Menſchenbildung und unſere Seelen- und Thatenwelt nie mehr ſein und werden, als ein Morgengrauen, das Dämmern vor Sonnenaufgang. Die ewige Sonne geht uns erſt im Himmel auf; Völker, Zeiten führen dieſe Dämmerung über ſich. Die Thaten und Erſcheinungen der Geſchichte heißen nichts anderes, als Fallen des Nebels vor ſchwachen Strahlen der ewigen Sonne. Zu Hermanns, zu Carls Zeit, im Mittelalter und an ſeinem Ende unter Luther fiel bei uns Schatten und Nebel. Heute und 1813 iſt ebenſo auch ein friſches Erkalten, ein durch Morgenfriſche Erſtarken; das Nebelfallen iſt ſichtbar da, die ſchöne Dämmerung, das Herannahen des Herren kommt nach; wir wollen ſeiner demüthig und voll Sehnſucht harren!“

Bei ſeiner Zurückkunft nach Jena war K—r auch ſchon wieder daſelbſt. Am 20. October ſchreibt er folgendes über ihn und ſich:

„K—r kam am Abend zu mir, war geſund, edel und frei, wie je, klar und feſt, unerſchütterlich, einig in ſeinen Gedanken. Er erzählte mir, wie er von jeher ſolche Ahnungen gehabt hätte, wie er aber jetzt völlig entſchieden ſei, wie er einig und klar werde über den Geiſt. Er denke ihn, und ein Stern ſei ihm auf der Fahrt *) vor dem 18.

*) Fahrt: Reiſe, Wanderfahrt.

nach Erfurt aufgegangen. Dieſer Stern ſolle zur Sonne werden; ſo entwickele ſich die Idee immer heller in ihm; er ſei entſchieden, ſie klar aufzufaſſen, ſie auszuſprechen, ſie zu handhaben, ſein Werk zu vollenden. Muthig müſſe von den Seelen der Himmel erſtürmt werden, vor dem Geiſte müſſe aller Schmutz der Sünde, aller Unterſchied, was das Böſe ſei, völlig als leeres Trugbild ſinken, und Menſchheit, Erde und Himmelsgebäude wolle er ſtürzen! Nur in der Einheit ſei ihm noch Seligkeit, in der ewigen gleichen Ruhe. — Doch achte er jeden Bruder als ihm gegenüber und erkenne ihn an, auf daß ſie ſich ergänzen! Er achte vorzüglich unſer aller, beſonders K—ls Streben. Doch ſei er über der Freiheit frei, und habe über dem Vaterlande eine andre Heimath. Er wiſſe ſie zu ſuchen und ſei feſt entſchloſſen. — Ich ſtand ihm, fromm, wie je, gegenüber und bekannte, ich ſtünde fromm vor Gott, und wolle beſtehen, und wolle nur heilig werden in dieſer Welt, nicht heilig an ſich. Könne er heilig werden an ſich, ſo ſolle er es — ich müſſe bleiben. Er aber gelobte frei, er wolle es unaufhaltbar wagen, oder als elende Schlacke vergehen! — So ſtehe er nicht für ſich, ſondern für uns alle, die wir Ein Geiſt ſeien, ein lautrer Geiſt. (Gerade als erlöſe er uns alle). — — So klar, ſo erhaben, in mächtiger Ruhe ſprach er dieß alles, wie ich ihn nie ſah; ich verlor alles Gefühl der Unheimlichkeit; ich wurde als freier Bruder zu ihm hingezogen. Gott helfe! —“

Wenn wir den Verkehr dieſer beiden Freunde benutzen, um vielleicht einen Aufſchluß über Sands eigenthümliche Durchbildung zu finden, ſcheint es uns zugleich, als habe ſich damals des letztern

religiöſer Glaube und frommes Gemüth mehr und mehr von aller Schwärmerei, oder vielmehr, von allem Myſticismus gereinigt. Die ferneren Mittheilungen ſeiner Betrachtungen über die von K—r aufgeſtellten Sätze werden dieß noch mehr beſtätigen. K—r aber wird uns wohl gern verzeihen, daß wir uns ſeines damaligen excentriſchen Ideenſchwunges bedienten, um dieſen Zweck zu erreichen, zumal da es ihm gelungen iſt, auf einem ſichereren Wege ſein edles, geiſtreiches Leben weiter zu leben, und es ihm gewiß zur Freude gereichen muß, jetzt zu ſehen, wie im Streite mit ihm der Freund allmählig immer mehr Klarheit über ſich und ſein Streben gewonnen hat.

Am 2. November. „Sieg! unendlicher Sieg! Aus eigener Ueberzeugung, in eigener Art leben wollen, mit unbedingtem Willen, außer welchem in der Welt vor Gott mir nichts eigen iſt, im Volke den reinen Rechtszuſtand, d. i. den einzig gültigen, den Gott geſetzt hat, gegen alle Menſchenſatzung mit Leben und Tod zu vertheidigen, die reine Menſchheit in mein deutſches Volk durch Predigen und Sterben einführen zu wollen, das dünkt mir ein unbedingt Anderes, als „dem Leben, dem Volk entſagen“ (K—r). Dank dir, o Gott, für dieſe Gnade; o, welche unendliche Kraft und Segen verſpüre ich in meinem Willen; ich zittere nicht mehr! Dieß der Zuſtand der wahren Gottähnlichkeit! —“

An ſeine Mutter, mit der er über ſein geiſtiges Streben, wie immer, ſo auch jetzt, in Verbindung ſteht, findet ſich in ſeinem Tagebuche folgender Brief:

„Treue, theuere Mutter! K—r, da haben ſie recht, gilt mir als ein kühner und mächtiger Geiſt; denn er hat eine innige und feſte Ueberzeugung und einen eigenen, gewaltigen Willen, und ſomit trägt er das Bild auf ſich, was wir von Gott haben; aber ſeine Ueberzeugung iſt der entſchiedene Ekel vor allem Seienden, an allem Beſtehen, Leben und Kampf; er trachtet verwegen alles, die Form und ſich, wie er iſt, zu zerſtören, hat keine Freude am Daſein, an der Welt und an ſeinem Volke; die Menſchheit, die ihm ein reines, heiliges Bild vorſchweben ſollte, wie wir ſie verklärt wiſſen in Jeſu, unſerm Heilande, gilt ihm nichts, iſt ihm nichts als ein Verharren in der Trennung, im Böſen."

„Und ſomit, theuere Mutter, muß ich ihnen ſagen: ich kenne edlere, kühnere Helden in unſerem Volke und in den Wegen, wo K—r mich zurückſtößt und tödtet, da fühle ich mich zu dieſen mit unſäglicher Gewalt hingezogen. Sie kennen auch, wie er, kein heiligeres Eigenthum des Menſchen, als das Gut der höchſten, göttlichen Gnade, die Gottähnlichkeit, daß der Menſch eigenthümlich für ſich Ueberzeugung und Willen habe; ſie ſind in ihrer Ueberzeugung völlig ohne Zweifel und in ihrem Willen ſo ſtark, wie K—r; aber ihre Ueberzeugung ſteht aufs thätige Leben und auf Kampfesluſt hin, und mit ihrem Willen werden ſie unwankbar den reinen Menſchheitszuſtand, wo der Einzelne zu allem ſich einleben und ausbilden kann, wozu ihn Gott erſchaffen hat, in unſer deutſches Volk hereinführen; werden die Menſchheit in unſerm Volke verherrlichen! Seit ſie ſo ſind, hat noch nie ein Zweifel

ihre Seele berührt, und ſie haben noch nie ge=zittert!"

„Von dieſer Geiſteslu ſt, und von dieſen Siegen verſpüre ich jetzt auch Regungen, und des=halb gebe ich den K—r völlig auf. Schon früher hat mich mein angeerbtes Gefühl immer von ſeinen Betrachtungen abgewandt; jetzt habe ich aber einen Glauben, die höchſte Ueberzeugung auf dieſer Erde, und will mich einzig freuen in dieſer! —"

Am 15. November. „Am Abend kam K—r das erſtemal, daß ich mich ſo recht liebend zu ihm geſellen konnte und in einem freien Verhältniß antwortete er mir auch auf mehrere entſchiedene Fragen, daß er ſich beſtimmt berufen fühle und Ueberzeugung habe von ſo unendlich geiſtiger Macht; nur wiſſe er nicht, woher dieſer Beharrungszuſtand," (das fortwährende Zaudern, zur Ausführung ſei=nes Werks zu ſchreiten,) „ſei; und eben deshalb wolle er ihn um ſo mehr vertilgen. Er war ſo lieb und ſo treu, wie nur je."

Den 4. December. „Gott, eine Zeit ſolch reger Ergriffenheit, der innerſten Kämpfe in mei=nem Seelenreiche, des Gottvertrauens und der Wehmuth, zweifelnder Kälte und des entſchiedenſten Willens zu Durchführung deines Willens, zur Erſtehung der ſchwerſten, äußerſten Tugend in mir; eine Zeit ſolcher Art und Gewalt, als ſeit meiner Heimkehr von Berlin, habe ich noch nie erlebt. O, der ſeligen Stunden und Tage, da ich nach trübem, trägem Forſchen deines Weſens, o Gott, immer wieder ſchwelgte in deiner Anſchauung, in deiner Liebe, in der Liebe meiner Brüder und mei=nes Volkes! O, der gewaltigen Stunden, da ich gebrochen in meiner bisherigen Geiſterwelt, da ich

mich entſcheide, unbedingt meinem Volke zu leben, da ich 1000 Fäden löſe und zerreiße, die mich hielten, den Opfertod für's Vaterland zu ſterben. Ich erkenne Ueberzeugung und Wille und Liebe für Gott und mein Volk — für das höchſte Eigenthum meines Ichs, und entſcheide mich mit meinem Willen unbedingt, o, ewiger heiliger Gott,

für dein Reich, die Freiheit!“

Den 5. December. „Der Gnaden will ich nur Eine, die ewige Gnade Gottes, die ſomit nie wiederkehren kann, ſondern mit Geſetzen unſeres Weſens erſchöpft iſt. Ich entſage dem ſchlaffen Glauben an ein augenblickliches Hervorgreifen der Hand Gottes, hinter den Tapeten in das Spiel der Natur und Menſchenwelt; je mehr ich auf der andern Seite mein eigenes Gemüth hinaufſteigern, und deine Urgnade, o Gott, durch mein ganzes thätiges Sein und Leben preiſen will; meine Seele ſoll dieſe unmittelbaren Berührungen mit dir, o Gott, nie verkennen, nie verſtören, nie verlernen; hier dauert deine Gnade ewig fort, mit jedem Tage, hier in der Liebe. Ich will meinen Willen das höchſte Geſchenk Gottes, das einzige Eigenthum recht erkennen, und mit ihm mir all das Unendliche aneignen, was du um mich her zur Bewährung und Selbſtſchöpfung gelegt haſt. Alle Gnaden verwerfe ich, die ich mir nicht ſelbſt erwerben muß; jede Gnade ungewollt iſt für mich keine, hebt ſich in ſich ſelbſt auf! der Ueberzeugung nicht entſchieden zu leben, nach Furcht und Menſchenſatzung ſie kehren, nicht ſterben wollen für ſie, iſt hündiſch, iſt die Schlechtigkeit von Millionen in Jahrtauſenden! — Fliehe mit Beſonnenheit das Schleichen des Satans. —“

Den 30. December. „Gott, wie ich mich ſehne nach dir, nach nichts, als vor dir geiſtig zu erſcheinen; ſo bitte ich dich auch, daß du über das innige Verhältniß walteſt, in dem ich mit all meinen Lieben ſtehe! Mehre meine und ihre Liebe, daß dadurch immer dein Licht in mir entzündet werde!“

Den 31. December. „So begehe ich den letzten Tag dieſes Jahres 1818 in ernſter feierlicher Stimmung, und bin gefaßt, der letzte Chriſttag wird geweſen ſein, den ich eben gefeiert habe. — Soll es etwas werden mit unſerem Streben, ſoll die Sache der Menſchheit aufkommen, in unſerem Vaterlande, ſoll in dieſer wichtigen Zeit nicht Alles wieder vergeſſen werden, und die Begeiſterung wieder auflohen im Lande, ſo muß der Schlechte, der Verräther und Verführer der Jugend, A. v. K., nieder — dieß habe ich erkannt. — Bis ich dieß ausgeführt habe, habe ich nimmer Ruhe, und was ſoll mich tröſten, bis ich weiß, daß ich mit ehrlichem Willen mein Leben daran geſetzt habe? Gott, ich bitte dich um nichts, als um die rechte Lauterkeit und Muth der Seele, damit ich in jener höchſten Stunde mein Leben nicht verlaſſe.“

„Schaue ich auf dich zurück, du Jahr, das mich meinem Ende nahe führte, o ſo liegt mir wieder in Klarheit vor das Menſchenleben. o Gott, dich habe ich noch immer im Gefühl und in der Erkenntniß; du warſt und bleibſt mein einziger Glaube, meine treue Hoffnung, meine höchſte Liebe, ſo ſehr ich auch freier über dich denken lernte! In mir, — wurde ich der Kenntniß klarer, — liegt Alles; die Menſchenwürde, wie ſie Jeſus uns lehrte, faßte ich inniger auf, als je. Im Gebiete meines Willens liegt Alles; wenn ich das

Gute, was ich in meinem Gemüthe mit meiner Ueberzeugung erfaßt habe, mit freier Entſcheidung meines ſchaffenden Willens erſtrebe, bin ich vollendet; aber wie weit bleibe ich hinter dem idealen Zuſtand in meinem äußeren Leben zurück! Die Trägheit, die Gewohnheit, ſinnliches Weſen, Furcht, Eitelkeit und Falſchheit lagern immer um unſern thätigen Willen, und die freie Seele iſt mit einem Male in Gefahr, wie zu jeder andern Zeit, und kein Held iſt vor ihren Stricken frei, bis zu ſeinem Ende. Nur mit ihm tritt Gewißheit ein, ob unſer Leben lauter und rein, gut oder böſe war. Nie werden wir Gott ſchauen, bis wir durch eigene Kraft unſer Weſen läutern. Nach ſolcher Tugend ſteht mein einzig Begehren. — Herr, laß mir ein Ende beſcheren, ſelig in kindlicher Reinheit, klar bewußt dieſes ewigen Heils! —"

Bis hieher gehen Sands Tagebücher. Man darf ſich nicht wundern, daß er ſchon mit dem Ende dieſes Jahres dieſe Selbſtprüfungen ſchloß. Er hatte jetzt nichts mehr zu thun, als den einen Gedanken und den Plan zur Ausführung ſeines Entſchluſſes noch einige Zeit ſtill bei ſich zu prüfen, um ſich ganz mit beiden vertraut zu machen. Seine Lebensweiſe blieb ganz dieſelbe und dieß iſt allerdings merkwürdig als ein Beweis, wie ſehr er mit ſich und ſeinem Vorhaben im Reinen war. Sand beſuchte nicht nur fortwährend mit der größten Ordnung ſeine Collegien, ſondern es ergiebt ſich auch aus ſeinen Heften, daß er ſelbſt die letzten Stunden mit der gewöhnlichen, ſtrengen Gewiſſenhaftigkeit repetirte. Wahrſcheinlich that er dieß, um, fortwährend beſchäftigt, ſich bis zur Ausführung

ſeines Vorhabens nicht aus Langerweile läſſig zu ſein, oder, (wenn dieß nicht gnügen ſollte,) ſich nicht dereinſt, wenn ihm ein Zufall an derſelben gehindert hätte, Vorwürfe machen zu müſſen; denn Kotzebue konnte ja ſterben, ehe Sand ihn erreichte, oder es konnte — und daß Sand dieſen Gedanken nährte, geht aus dem weiter unten folgenden Briefe an die Seinigen hervor — es konnte ein anderer ſich gefunden haben, der ihn „erlöſe aus ſeinem tiefen Schmerze, und ihn laſſe auf der freundlichen Bahn, die er ſich erwählt hatte.“ Auffallender, und man könnte ſagen, unbegreiflicher iſt es dagegen, daß auch ſein heiterer Sinn, ſeine Lebensluſt unverändert dieſelben blieben, und erſt nachher, als Kotzebues tragiſches Ende bekannt wurde, wollte man ſich beſtimmt erinnern, daß er kurz vor ſeiner Abreiſe ernſter, ſtiller und weniger heiter erſchienen ſei. Allein dieß war wohl nur Schmerz der nahen Trennung von einem Orte und von Freunden, die ihm ſo theuer waren, — nicht der Entſchluß zu jener That, die er ja ſchon „ſeit zwölf Monaten zur Reife gebracht“ und bei ſich herumgetragen hatte. Dieſe Heiterkeit behauptete er auch bei allen Vorbereitungen, welche er zur Ausführung ſeines Vorhabens machte. So beſuchte er z. B. die Anatomie gerade zu der Zeit eifrig, wo am Cadaver die Lage des Herzens gezeigt wurde, und ließ ſich nach der Vorleſung von ſeinen Bekannten unter den Medicinern das Weſentlichſte noch einmal wiederholen, wobei er nach jedem kleinen Umſtand auf das Angelegentlichſte ſich erkundigte. Auch nicht die geringſte Nebenabſicht hat man ſeinem heitern unbefangenen Weſen dabei abmerken können.

Eines Tages tritt A—s zu ihm in die Stube. Sand ſteht lauernd am Tiſche, ergreift ein Holz, läuft auf den Eintretenden zu, giebt ihm einen leichten Stoß ins Geſicht, und dann, als dieſer mit den Händen das Geſicht zu decken ſucht, einen heftigeren auf die Bruſt. A—s fragt erſtaunt, was dieß heißen ſolle? „Siehſt du,“ ſagt ihm Sand ganz ſanft, ſo muß man es machen, wenn man einen erſtechen will; erſt in's Geſicht, damit er mit den Händen danach fährt und zum Stoß in die Bruſt eine Blöße giebt.“ Darauf lachen beide und A—s erzählte einige Stunden danach, wie ihn Sand heut durch dieſen Spuk erſchreckt habe. Niemanden fiel dies im Geringſten auf, denn man war dergleichen unſchuldige Scherze von Sand ſchon gewohnt, der, wenn er recht heiter und luſtig war, öfters ſeine Freunde durch Mummereien, unverhofftes und unerklärliches Gepolter und dergleichen, in Unruhe zu verſetzen ſuchte; ein Vergnügen, welches ihm ſchon früher bei jenen den Beinamen Spukmeier zugezogen hatte.

Am auffallendſten erſchien aber ſeinen nähern Freunden nachher Sands Benehmen gegen ſie während dieſer letzten Zeit. Herzinniger als je, ſchloß er ſich oft denſelben an und auf, gerade als wollte er ein ſchöneres Bild von ſich in ihre Herzen drücken. Wehmüthig ſprach er oft über die Gegenwart und nächſte Zukunft ſeines Vaterlandes, aber immer erſtarrte ſein ganzes Weſen wieder, wenn er darauf jene ermunterte, treu auszuhalten, wie es auch kommen möge. Allein früher fiel auch dieſes keinem auf, da Sand bei ſeiner natürlichen Heiterkeit ſtets ernſt war, und nicht ſelten auch das Geringſte im Leben auf das Höchſte in der Ewigkeit zu beziehen pflegte. Daß er aber ſtets der

Alte blieb, fleißig, heiter und freundlich gegen Jedermann, das weiß jeder, der ihn kannte und in der letzten Zeit mit ihm umging.

Wir knüpfen an dieſe Schilderung ſeines Benehmens in den letzten Tagen ſeines Aufenthalts in Jena einige Briefe aus derſelben Zeit. Faſt nach allen Seiten hin ſuchte er noch aufzuregen und anzuordnen und ſo enthüllen dieſe Briefe deutlich die heftigen Bewegungen ſeines Gemüthes.

Vor allen gehört hieher ein Brief an ſeine Mutter, den er nach ſeiner Zurückkunft von Berlin anfing, um Weihnachten aber erſt beendigte und an dieſelbe abgehen ließ.

Jena, Ende Novembers 1818.

„Theuerſte Mutter. So bin ich denn nur froh, daß ich ihnen nur wieder tröſtlichere Nachrichten ſchreiben kann. Als ich hieher zurückkam, war alles voll von Kriegsgeſchrei: es waren ſprechende Zeichen da, daß die Franzoſen über unſere Brüder, die noch in Frankreich ſtehen, herfallen wollten, und ſo war denn alles unruhig, freudig oder traurig geſtimmt, je nachdem Jedes Anſichten von einem ſolchen Kriege, ſeine Hoffnungen für's Vaterland und ſeine Umſtände gerade waren. Alles war voll von dieſem Kriegsgeſchrei. Jetzt mit dem neuen Jahre hat ſich gleich alles gelegt, und dieß iſt für mich der liebſte Gruß des neuen Jahres geweſen. — Wenn wir es freilich auch bedenken; ſo iſt ja eben der Krieg nicht ein ſo großes Uebel für Deutſchland. So lange wir Deutſche in unſerem Lande wohnen, ſind auch nicht zehen Jahre verfloſſen, innerhalb derer die Deutſchen alle Frieden gehabt hätten, oder innerhalb derer nicht wenigſtens einzelne Stämme unſeres deutſchen

Volkes in Kriege verwickelt geweſen wären. Wenn wir beſſere Ausſichten uns wünſchen; wenn wir alle unſere vaterländiſchen Hoffnungen erreicht wiſſen wollen, ſo darf uns eben auch nicht ſo ſehr bangen vor einem Kriege, und harte Kriege ſind immer noch beſſer als Volksumwälzungen. — Dieß alles wohl im Herzen tragend, war ich aber dennoch recht froh, als ſich der Kriegslärm wieder verlor, und wenn ich gleich wie einer an's Vaterland denke, und ihm opfern will ohne kleinlich an mich zu denken; ſo wäre mir die jetzige Lage der Dinge und unſeres eigenen Familienſtandes doch zu ſehr aufgelegen und beide überſchauend mußte mich immer das Gefühl quälen, es wäre theils noch nicht die rechte Zeit, theils fiele es gar zu hart. So ſcheint denn Gott gänzlich geholfen zu haben und wir befinden uns um ſo glücklicher in ſeiner Anordnung und wollen ihm dafür fröhlich danken. —"

„— — — — — — — — —"

„Um ihnen aber die Art unſerer Freuden (in Berlin) in Kürze gehörig zu ſchildern, hebe ich unſern Umgang mit D. Jahn heraus. Er iſt ein Held dieſer Zeit, ein wahrhaft freier und edler Mann, gewachſen jedem Sturme in dieſem Erdenleben und empfänglich für die zarteſten Freuden des Geiſtes, ein rechter Menſch paſſend in alle Verhältniſſe des Lebens. Was über ſeine Art beſonders Aufſchluß giebt, iſt, daß er um die Zeit der franzöſiſchen Revolution, in jener Zeit, wo alle edle Seelen für das Heiligſte erglühten, von Eltern, die er hochrühmt, auf dem Lande ſeine Jugendbildung erhielt. An der Hand der Geſchichte, die er mit voller Liebe erfaßte, verwilderte er aber

nicht, wie die meiſten jener Zeit, ſondern blieb in derber Sittlichkeit ſeinem Ziele unverrückt treu. Nun iſt er ein Mann von Ehrfurcht gebietendem Aeußeren, rüſtig am Körper, von ſtarkem, ſchnellem Geiſte, voll von Leidenſchaft, aber Herr ſeiner ſelbſt und mild als eine Maid; ein lebendiges Buch der belehrendſten Geſchichte, beſonders Meiſter unſerer Sprache und Volksgeſchichte; ein Mann, der an allen Hauptereigniſſen ſeiner Zeit thätigen Antheil nahm, von dem ſo viel Edles ausging und der nun als ein rechter Lehrer der Jugend mit ganzer Seele der Volkserziehung lebt; ein Held, der mit ſchöpferiſcher Kraft in die größten Angelegenheiten des deutſchen Vaterlandes eingriff und den man hier im geruhigen Kreiſe des ſchönſten Familienlebens, dort in aufregendem Spiele mitten unter den munteren Knaben erblickt. Von ihm beſonders eingewieſen, zogen wir heimwärts wieder über die auf dem Wege liegenden Schlachtfelder, deren wir ſchon auf dem Herwege mehrere beſucht hatten. Wir hatten auf der großen Ebene bei Leipzig, wo ich mich beim erſten Eintrit in dieſelbe nicht genug verwundern konnte, daß ich von hier an im Hintergrunde keinen Berg mehr ſah, ſchon die Wahlplätze bei Leipzig, Lützen, mit dem einfachen Denkmale Guſtav Adolphs, und bei Merſeburg geſehen, wo Kaiſer Heinrich der Finkler zuerſt ſeine Städtebefeſtigungen anlegte gegen die herumſchwärmenden Ungern, und ſie 935 völlig ſchlug; wir hatten die Malhügel bewundert, deren auf dieſem Plane ſo viele ſind und die unſere Alten ihren Gefallenen errichteten; aber Jahn wies uns, als wir ihm in Berlin davon erzählten erſt recht ein in jene Gegend. Er las uns eine herrliche Urkunde aus alter Zeit über die Schlacht mit

den Ungern, die wir in jener Kirche auf dem Schlachtfelde hätten finden können, wenn wir darum gewußt hätten, vor, und gab uns den rechten Fingerzeig über die Schlachtfelder von Großbeeren, (Jüterbock) Dennewitz und Leipzig. Bei Probsthayde, wo man in der Gegend von Leipzig am 18. am fürchterlichſten gewüthet und geſtürmt hatte, wurde damals ein hohes Kreuz aufgerichtet, und mit Eichen umpflanzt. Die Sachſen hieben es in der Nacht um, und legten den Zettel hinzu: „hat der Preuß' das Land genommen, ſoll der Teufel 's Kreuz holen. —" Uns, als wir nach den Gräbern unſerer Brüder fragten, hielten einige Bauern uns für Zahnbrecher, die den Todtenſchädeln die ſchönen Zähne ausbrächen, um ſie in der Stadt wieder einzuſetzen und meinen: wir würden nichts finden, denn es ſeien ſchon zuviele dageweſen. — Zwar wehmüthig hierdurch berührt, daß unſere Todten von den Zeugen ihrer großen Thaten ſo mißhandelt werden, ließen wir uns doch auf dieſem geweihten Boden in unſerer Andacht nicht ſtören und ſangen Gott und unſern Brüdern in lauten Liedern Dank für Sieg und Rettung. Zum bleibenden Gedächtniß nahmen wir uns Kugeln mit von Probſthayde und Möckern — —." *)

Nachdem er im Januar einen herzlichen Glückwunſch an ſeine Eltern geſendet hatte, in welchem er ſchrieb, „daß er Gott gebeten habe, ſeine und ſeiner Lieben ſämmtliche Kraft in Anſpruch zu nehmen dafür, daß ſie dieſelbe ganz zu ſeinem Preiſe und zur Erneuerung des deutſchen Vaterlandes in

---

*) Sand kam damals zurück mit wenigſtens zwölf Pfund Eiſen, welches er von dieſen Schlachtfeldern in erwähnter Abſicht im Ranzen auf dem Rücken heimtrug.

der regſten Ergebenheit und Ergriffenheit gebrauchen möchten,“ beantwortet er eine Frage in einem Briefe ſeiner Mutter am Ende des Februars folgender Geſtalt:

„Ich gehe nun ſogleich über auf den letzten Punct, den ſie in ihrem letzten Briefe berühren, ob ich mich dem Katheder oder Predigtſtuhle widmen werde? Sie ſcheinen mich im mütterlichen Herzen ſelbſt mit Vorliebe zu etwas beſtimmt zu haben, und ich muß, um mit rechter Aufrichtigkeit ihnen hierauf zu antworten, die Antwort auf ihre Frage ganz aus dem Innerſten herausnehmen. Ich bin rückſichtlich meiner Geiſtesbeſchaffenheit von der gemüthlichen Art, daß ich empfänglich bin für alles innere Wiſſen, frei, ſo daß ich nichts der gewonnenen Wahrheiten annehmen kann, weil ſie ein anderer als wahr aufſtellt, ſondern, was ich wiſſen ſoll, mir ſelbſt wiederſchaffen muß, und in dieſer Rückſicht und im Umfaſſen des Ganzen danke ich Gott, im Vergleich zu andern, mit rechter Zufriedenheit für meine Gaben, bin auch noch überall hierin anerkannt worden. Es ſollte mir alſo nicht fehlen, wenn es Büchermachens gälte, zu der Million, die wir haben, auch ein Paar zu Tage zu fördern, die in dem nächſten Umkreiſe mit Liebe geleſen würden; aber mit angeborner Leichtigkeit und Schnelle in der ſcharfen Zuſammenſtellung irgend eines Hauptſatzes der Wiſſenſchaften, oder in ſtrenger Erforſchung neuer Haupttheile zur Weiterführung des Ganzen ſchon ſo weit gediehenen und fein ausgebildeten Reiches der Erkenntniſſe, wobei es beim akademiſchen Lehrer, wenn er ein rechter ſein will, ankommt, mich auszuzeichnen, dieß möchte mir nicht gelingen. Um ſo mehr fühle ich mich mit ganzer Seele und mit eigenthümlicher

Begabung hingezogen zum Predigeramte und der Freund zu werden für eine kleinere oder größere Gemeinde. Dieß iſt die rechte Art, daß jeder thue, wozu er die Gaben empfangen hat, und ſo ſollte es auch in jedem freien Reiche, eine Haupteinrichtung ſein, daß zwiſchen allen Aemtern für Geiſtesbildung und Reichsverwaltung weiter kein Rang und Beſoldungsunterſchied Statt habe, damit jeder, der ſich berufen fühlt, und die öffentliche Prüfung beſteht, üben könne, wozu er beſtimmt iſt, und wenn er dieß recht thut, ſo ſoll er auch vom Staate erhalten werden, daß er gehörig leben könne. — Doch dieß iſt überhaupt nur der gewöhnliche und kleinere Beruf, der weiter keine Anerkennung fordert, als das Leben, und ſich aber nie ſelbſt genug ſein ſoll. Beſonders jetzt iſt uns der geſchichtliche Beruf, ein weiterer, öffentlicher Thatenkreis mehr als je vorgezeichnet, und wenn wir nicht ihm jenen engeren hintanſetzen, ſo wird nie das Schöne werden, was wir ſchaffen ſollen, und wonach die Geſchichte einzig bei uns fragen wird. Laſſen ſie uns alſo insgeſammt Gott bitten, daß er uns ſeinen Ruf hierzu nie überhören laſſe; daß wir zur Zeit, wo es hierfür gilt den gewöhnlichen Lebenskreis zu ſprengen, nicht feige und unſchlüſſig erfunden werden mögen. Ich habe in meinem bisherigen kleinen Wirkungskreiſe zwar ſchon einige Mals erfahren, daß wie man es gewöhnlich nennt, Gefahren der Art glücklich vor mir vorüber gegangen ſind, aber nur um ſo größer wird dadurch die Mahnung, zu jeder Zeit Gut und Blut daran zu ſetzen für die Sache des Vaterlandes. Alles der Art ſteht, nach meinem Glauben, in Gott; „Er wird uns,“ wie Schenkendorf herrlich ſingt, [illegible]

„Er wird uns ſelber leiten,
Den Weg bereiten
Und mit den Augen deuten
Auf mancherlei —
Ob's etwa Zeit zu ſtreiten,
Oder ob's Raſttag ſei! —
Wir ſehen ſchon vom Weiten —
Die Grad und Zeiten
Von unſern Seligkeiten; —
Nur treu! Nur treu! —“

Der Brief ſchließt hierauf mit Aufträgen und Grüßen.

Außer dieſen Briefen findet ſich noch einer vom Anfang des März an den mehr erwähnten El—r, einen ſeiner Schul- und Univerſitätsfreunde, den letzterer ſelbſt bekannt gemacht hat. Wir ſetzen ihn hieher, ohne irgend eine Bemerkung über denſelben, indem es blos an dem guten Willen der Leſer liegen kann, ob und wie ſie dieſen Brief verſtehen wollen, der unſeres Erachtens nichts weiter behandelt, als daß jeder an ſeinem Platze vor allen aber der Geiſtliche nach ſeiner Ueberzeugung handeln und predigen ſolle. Wir würden ſelbſt dieſes nicht berührt haben, wenn man nicht hie und da dieſen Brief mit den ſchnödeſten Gloſſen in öffentlichen Blättern abgedruckt hätte, da er uns der Hauptſache nach ganz klar, und keiner Erklärung bedürftig zu ſein ſcheint.

„Theurer Freund! Recht im Innerſten griff es mich an, daß du dich von deinen Eltern haſt nach Heidelberg ſchicken laſſen, während du doch vorhatteſt, nach Jena kommen zu wollen. Ich merkte die wahrſcheinliche Meinung und Abſicht in dieſem Schritte deiner Eltern, daß ſie dich nicht ſtaatsgefährlich werden laſſen und als einen mit Gehorſam, Sinn für Ruhe und Reichthum und

mit Kenntniſſen gezierten Staatsbürger wollen zu Hauſe haben, um ja nicht in ihren menſchlichen Lebensplanen geſtört zu werden. Ich dachte mir: folgt E....., den ich vorzüglich wegen ſeiner Willensſtärke und wegen ſeines feſten Sinnes für Rechtſchaffenheit ſo innig liebe und ſchätze, hier in dieſem Kleinen, wider ſeinen Willen und ſeine Einſicht, dem gewöhnlichen Herkommen; um wie viel weniger wird er dann dereinſt dem Vaterlande treu das Seinige opfern, wenn es nicht mehr beim bloßen Rufe bleiben kann, ſondern wo wir für die warme Idee des großen deutſchen Vaterlandes wirkliche Schande und Schmach, Hunger und Rabenſtein einhandeln müſſen. Willſt du in deinem künftigen Berufskreiſe nicht für die Einheit der Brüder und die Freiheit der Deutſchen leben, und dafür entweder ſiegen oder bis zum Tode kämpfen, ſo verdirbſt du dir dadurch nichts, als deine eigne Seligkeit; denn wie Einer haſt du die Noth und Zerriſſenheit unſers Vaterlandes erkannt und haſt mit dieſer Einſicht die höchſten Pflichten auf dich genommen. Wenn wir nicht bei Zeiten auf den Gedanken kommen: von jedem unter uns hängt eben ſo viel ab, als von jedem andern, der in höherm oder niederm Einfluſſe zum Staate ſteht, wenn wir nicht den ernſtlichen Einſchluß faſſen: nächſt dem gewöhnlichen Wirken auch nach jenen höhern vaterländiſchen Tugenden zu ſtreben, ſo wird nie werden, was zu ſchaffen uns auferlegt iſt. Laß uns auf der Hut ſein, daß nicht auch auf uns jene Schmach ſitzen bleibe, die ſeit 200 Jahren, traurig genug! auf den deutſchen Proteſtanten laſtete, weil ſie bei den verwirrten Verhältniſſen nach der Reformation nicht zur That kommen, und bei Mühlberg und zu vielen andern Zeiten nicht ſiegen oder

ſterben konnten. Ich hörte durch Ad—n, mit dem ich hier recht ſelig zuſammenlebe, daß du die Theologie aufgegeben habeſt, und meine, auch dies ſei nicht die rechte Art. Wenn du dich jetzt gleich um ſo mehr auf die Jugend-Erziehung verlegen magſt, ſo ſollteſt du doch das ganze chriſtliche Lehramt nicht deshalb aufgeben, weil du wahrſcheinlich in der Gottesgelahrtheit freier haſt denken gelernt, als andere; ſondern es iſt dir um ſo ſtrengere Pflicht, gerade dies, was du erkannt haſt, mit allem Eifer zu predigen, und unſre zerriſſene, traurige Lage in Religionsſachen kommt nur davon her, daß eben die Ueberzeugungen in den letztern Jahren ſo ſchwach waren, daß nur ſehr Wenige Leidensfreuden dafür übernehmen mochten. Sollen wir aus unſrer Engherzigkeit und aus dem letzther verkrüppelten Weſen herausgeriſſen werden, und wieder zu einer Lebenstreue und Einigkeit, zu einer Wärme in unſerm Erdentreiben kommen; ſo hat jeder von uns die ſtrengſte Pflicht auf ſich, gerade das zu predigen, was ſeine Ueberzeugung iſt; und wenn wir es fromm vor Gott ſo mit Ernſt anfangen; ſo werden wir auch über Jene ſiegen; über die, die eben keine lebendige Ueberzeugung haben, und deshalb in der alten Gewöhnung und im ergebnen Gehorſam ſich noch gefallen. Lebe wohl! Gott helfe mir und dir, daß wir bis in den Tod treu bleiben der Menſchheit und dem Vaterlande, dem Volke, aus dem ſie uns aufſteigt.

Jena, Anfang März 1819.

Dein deutſcher Bruder,

Carl Sand.

So war alſo der März herangerückt. Mehrere ſeiner Vorleſungen näherten ſich ihrem Schluſſe. Da erklärte Sand, daß er in Familienangelegenheiten verreiſen werde. Er ordnete wie gewöhnlich ſeine Angelegenheiten auf das Sorgfältigſte und nahm darauf von allen ſeinen Freunden Abſchied auf eine Art, deren Bedeutung jedoch alle erſt ſpäter erkannten. Allen fiel es vierzehen Tage ſpäter ein, warum ihnen Sand damals beim Abſchied die Hand ſo innig gedrückt, warum er ihnen ſo mild und doch ſo feſt in's Auge geſchaut habe. Er hatte ja auf lange Zeit Abſchied nehmen wollen und hätte es jedem gern geſagt, wenn er nur gedurft hätte.

Den 7. März lud Sand mehrere Freunde und frühere Univerſitätsbekannte aus Erlangen zu ſich ein, um den Abend mit ihnen fröhlich hinzubringen. Auch dieſe merkten keine Umwandlung an dem lange bewährten, ſonſt ſo offenherzigen Freunde. Er war, wie das Geſpräch ſich eben wandte, ernſt und heiter. Wenn ein Umſtand hier beſonderer Erwähnung verdient, ſo iſt es der, daß der fromme Theolog mit inniger Freude zu wiederholten Malen ſeinen Freunden verſicherte, daß der Student N. N., obgleich katholiſch, von ächten, wahren Freiheitsgeiſte durchdrungen, gewiß auf der betretenen Bahn das Heil der Menſchheit nie aus den Augen verlieren werde. Auch äußerte er den lebhaften Wunſch den N. N. herbeizuholen, um ſie alle von dem Geſagten zu überzeugen.

An dieſem und dem folgenden Abende war er überaus aufgeheitert, lehnte aber die angebotene Begleitung für den andern Morgen ab und verſprach nach Jena zurückzukehren, wo er auch, um

allen etwanigen Verdacht zu entfernen, für das Sommerhalbjahr sich wieder eingemiethet hatte.

Am 9. März trat er in aller Frühe die verhängnißvolle Reiſe an, aber nicht zu Hauſe, ſondern über Erfurt und Eiſenach, wo er die Wartburg wieder beſuchte und unter einige mattherzige Inſchriften in das Buch des Wirthes ſchrieb:

„Drück dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der deutſchen Freiheit eine Gaſſe!
Was ſollen auch die alten Schlafmützen ſchaffen?
Vertraut auf euch ſelbſt und baut im eignen Herzen Gott und dem Vaterlande einen Altar auf!—“

Von da reiſte er weiter nach Frankfurt, wo er jedoch erſt am 17. eintraf. Ueberall hat man in ihm auch auf dieſer Reiſe nur den heitern, liebevollen Jüngling geſehen, der den verſchiedenartigſten Menſchen Achtung und Zuneigung abzubringen wußte. Von Frankfurt nahm er ſeinen Weg über Darmſtadt und traf am 22. März in Mannheim ein, wo er unter dem Namen Heinrichs in dem Gaſthauſe „zum Weinberg“ einkehrte. Gleich nach ſeiner Ankunft erkundigte er ſich, wo der Hr. v. K. wohne. Am 23. Vormittags begab er ſich in deſſen Wohnung und ließ ſich melden, ward aber nicht angenommen. Mittags machte er einen zweiten vergeblichen Verſuch; kehrte dann in den Gaſthof zurück, aß mit den andern Gäſten, und gefiel allen durch ſeine lebhafte, unbefangene Unterhaltung. Nachmittags 5 Uhr ging er zum dritten Male hin und ward vorgelaſſen. Doch ging Hr. v. K. aus dem Zimmer, worin er ſich mit ſeiner Familie befand, heraus, und empfing Sand im Vorzimmer. Weiter gehen die Nachrichten nicht, indem keine Zeugen zugegen waren. Die That iſt bekannt. Der Dolch ward mit

Sicherheit geführt, er traf das Herz, und nach wenigen Augenblicken war Kotzebue verſchieden. Als Frau und Tochter herbeieilten, lief Sand die Treppe hinab, und ſtieß ſich ſelbſt einen zweiten Dolch in die Bruſt, (nach andern in den Unterleib). Ob und was er dabei geſprochen, iſt nicht mit Zuverläſſigkeit bekannt geworden. Die vielen Zeitungsnachrichten aus dieſer Zeit ſind großentheils erlogen, alle ſchwankend. Sand, deſſen Wunde nicht unmittelbar tödtlich war, ward ins Hoſpital gebracht und fortan in dem ſtrengſten Verwahrſam gehalten; wir wiſſen daher aus der ganzen Zeit bis zu ſeiner öffentlichen Hinrichtung mit Gewißheit nur ſoviel, daß er bei fortwährenden und heftigen Schmerzen und Leiden ſtets freundlich, liebreich, duldſam und Gott ergeben blieb, und die Theilnahme der ihn Umgebenden in immer höherm Grade erregte *).

---

*) Wie wenig man auf alle die Zeitungsnachrichten aus jener Zeit bauen könne, geht aus folgendem hervor; Allgem. Zeitung Nr. 115. Mannheim d. 17. April.

„Ich habe verſprochen, ihnen über den weitern Erfolg der Unterſuchung in der Kotzebueſchen Mordgeſchichte authentiſche Nachrichten mitzutheilen. Demzufolge melde ich ihnen, daß in dieſer Angelegenheit, gleichwie in der Metaphyſik, die Beſtunterrichteten „nur wiſſen — daß ſie Nichts wiſſen.“ Alle Umgebungen des Mörders, nämlich Wächter, Aerzte, Pfarrer und Richter, haben ſich beſonders und eidlich verpflichten müſſen, nichts zu ſagen; weder was Sand thut, noch was er ſpricht, noch wie er ſich befindet; ja nicht einmal, ob er noch lebt, oder ſchon todt ſei. Dieſe vorſichtige inquiſitoriſche Maßregel wird mit ſolcher Gewiſſenhaftigkeit vollzogen, daß ich ſie bitten muß, keinem von den laufenden Gerichten Glauben beizumeſſen, indem alle, ohne Ausnahme, nur auf Ver-

Als am 26. März die Nachricht aus Mannheim in Jena eintraf, ließ der akademiſche Senat daſelbſt ſogleich Sands Zimmer öffnen und fand unter mehreren Papieren auch einen an die Burſchenſchaft gerichteten und für dieſelbe beſtimmten Brief, der aber der Burſchenſchaft nicht ausgeliefert ward, ſondern in den Händen der Behörden geblieben iſt. Sand erſucht darin die Burſchenſchaft, „ihn aus ihrer Mitte zu entlaſſen. Er giebt als Grund an, daß er ſie dadurch mehrfachen Unannehmlichkeiten überheben wolle, weil es ihr nicht gleichgültig ſein könne und werde, wenn er auf dem Rabenſteine ſterbe; und er hierdurch nur dem zuvorzukommen ſuche, was ſie ohnehin unter dieſen Umſtänden für nothwendig erachtet haben würde — die Ausſchließung aus ihrer Mitte.“

In einem zweiten, gleichfalls verſiegelten, an ſeine nähern Freunde und Bekannten gerichteten Briefe, bezeichnet er die That, zu welcher er ſich anſchicke und mit welcher er lange ſchon umgegangen ſei, nämlich den Staatsr. v. K. mit eigener Hand zu ermorden, „freilich ſei es ihm ſchrecklich, einen Menſchen zu morden, aber er könne unmöglich länger der innern Stimme widerſtehen, die ihn unabläſſig treibe, den Vaterlandsverräther aus dem Wege zu räumen. Schon ſeit langer Zeit habe er den aus ihm ſelbſt hervorgegangenen Plan gehegt, und wolle jetzt zur Ausfüh-

---

muthungen gegründet ſind. So z. B. daß Sand eine lebensgefährliche Operation ausgeſtanden habe, bei der er gewußt, daß er ſich mit einem einzigen tiefem Athemzuge tödten könne, welches er denn mit großer Standhaftigkeit unterlaſſen habe und dgl.“ —

rung ſchreiten. Man ſolle ſich um ihn nicht ängſtigen; er wiſſe einen ſichern Ort, wohin er entkommen könne."

Dieſe Briefe ſind von den zur Beſchlagnahme abgeordneten Beamten erſt geöffnet, mithin ihrem Inhalte nach vor dem 26. März Niemandem bekannt geworden. Vrgl. Hamb. Corr. Nr. 54 u. 65.

Leider können wir ſie auch jetzt nicht vollſtändiger mittheilen, hoffentlich werden ſie mit den übrigen Akten bekannt gemacht, was zumal in Bezug auf den letztern ſehr zu wünſchen wäre, theils um mit Sicherheit zu erfahren, wie Sand ſich über das „Entkommen" ausdrückte; ob er wirklich die Abſicht hatte, nach verübter That wo möglich zu entfliehen, oder ob der „ſichere Ort" auf jene Welt deutet — theils um durch dieſes wahrſcheinlich an ſeine engſten Freunde in Jena gerichtete Schreiben mit Gewißheit zu beurkunden, daß er wenigſtens unter dieſen keine Mitwiſſer ſeiner That hatte.

Außerdem ſind noch einige Briefe und Aeußerungen Sands bekannt geworden.

Das Wichtigſte aber iſt ein längerer von ihm hinterlaſſener Brief, der in vielen Zeitungen, jedoch mit Zuſätzen, Auslaſſungen und Verdrehungen mitgetheilt worden iſt. Woher dieſe Verfälſchung? das wiſſen wir nicht, wollen aber dies merkwürdige Document hier dem Originale ganz treu mittheilen, überſchrieben:

„An alle die Meinigen."

„Treue, ewigtheure Seelen!"

„Warum euch den Schmerz noch lange mehren, dachte ich und ſchwankte euch hiervon zu ſchreiben. Aber bei plötzlicher Nachricht über meine

That möchte euch der harte Gram zwar leichter und ſchneller vorübergehen; doch die Liebestreue wäre dadurch verletzt, und ganz gebrochen kann ja der tiefe Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch voll Wermuth rein ausleeren, und uns dabei fromm zu unſerm Freunde halten, dem treuen, ewigen Vater im Himmel. — Alſo heraus aus der umſchloſſenen, baugen Bruſt, hervor du lange große Qual der letzten Rede, die aufrichtiger Art, einzig den Abſchiedsſchmerz verſüßen kann.

Euch bringt dieß Blatt des Sohnes, des Bruders letzten Gruß zurück!

Geſagt, gewünſcht habe ich immer viel; es iſt an der Zeit, daß ich die Träumereien laſſe, und die Noth unſeres Vaterlandes drängt zum Handeln.

Dieß iſt unſtreitig der höchſte Jammer in dem Erdenleben, wenn die Sache Gottes durch unſre Schuld in ihrer regen Entwickelung Stillſtand nimmt, — dieß für uns der entehrentſte Schimpf, wenn all das Schöne, was von Tauſenden kühn erſtrebt wurde, und wofür ſich Tauſende freudig geopfert haben, nun als ein Traumbild, ohne bleibende Folgen, in trübem Mißmuth wieder erſchlaffen; wenn die Reformation der alten abgelebten Art jetzt auf halbem Wege verknöchern ſollte. Unſere Enkel würden dieſe Trägheit zu bejammern haben. Der Anfang zur Erneuerung unſres deutſchen Lebens wurde in den letzten 20 Jahren, beſonders in der heiligen Zeit 1813 mit gottgetroſtem Muthe begonnen, das väterliche Haus iſt von Grund aus erſchüttert; — Vorwärts! Laßt es uns wieder aufrichten, neu und ſchön, einen rechten Tempel Gottes, wie ihn unſre Herzen erſehnen! Nur wenige ſtemmen ſich, als ein Damm gegen

den Strom der Entwickelung des höhern Menſchlichen im deutſchen Volke. Warum beugen ſich ganze Schaaren wieder unter das Joch dieſer Argen? Soll uns das erſt erwachte Heil wieder erſterben?

„Viele der ruchloſeſten Verführer treiben ungeahndet, bis aufs völlige Verderben unſeres Volkes hin, bei uns ihr Spiel. Unter ihnen iſt Kotzebue der feinſte und bosbafteſte, das wahre Sprachwerkzeug für Alles Schlechte in unſerer Zeit, und ſeine Stimme iſt recht geeignet, uns Deutſchen allen Trotz und Bitterkeit gegen die ungerechteſten Anmaßungen gar zu benehmen, und uns einzuwiegen in den alten faulen Schlummer. — Er treibt täglich argen Verrath am Vaterlande und ſteht dennoch, geſchützt durch ſeine heuchleriſchen Reden und Schmeichlerkünſte und gehüllt in den Mantel eines großen Dichterruhms, trotz ſeiner Schlechtigkeiten als ein Abgott für die Hälfte Deutſchlands, die von ihm geblendet, gern das Gift annimmt, das er in ſeinen Zeitſchriften darreicht. — Soll nicht das ärgſte Unglück über uns kommen, — denn dieſe Vorpoſten werden nichts Freies und Gutes aufkommen laſſen, oder zur Zeit der Gährung mit den Franzoſen zugleich unter uns wüthen, — ſoll nicht die Geſchichte unſerer Tage mit ewiger Schmach behaftet ſein, — ſo muß er nieder!“

„Ich ſpreche immer: Wenn etwas Heilbringendes erſtehen ſoll, ſo laßt uns Kampf und Mühe nicht ſcheuen, und die rechte Freiheit und Begeiſterung des deutſchen Volkes erwächſt uns nur dann, wenn vom braven Bürger gewettet und gewagt wird; wenn der Sohn des Vaterlandes in dem Streite für Recht und für die höchſten Güter, mit Hintanſetzung alles Lieben, nur den Tod liebt! —

Wer ſoll auf dieſen erbärmlichen Wicht, auf dieſen beſtochenen Verräther losgehn? — In Angſt und bittern Thränen zum Höchſten gewandt, warte ich ſchon ſeit geraumer Zeit auf einen, der mir zuvorkomme und mich, nicht zum Morde geſchaffen, ablöſe, der mich erlöſe aus meinem Schmerz und mich laſſe auf der freundlichen Bahn, die ich mir erwählt habe. Es zeigt ſich troß all meines Gebetes Keiner, und es hat auch jeder, ſo gut wie ich, das Recht, auf einen anderen zu warten. Zögerung macht unſern Zuſtand immer ſchlimmer und erbärmlicher, und wer ſoll uns von der Schande befreien, wenn Kotzebue ungeſtraft den deutſchen Boden verlaſſen und in Rußland ſeine gewonnenen Schätze verzehren wird? — Wer ſoll helfen, retten, aus dieſer unſeligen Lage, wenn nicht jeder, und in meinem Gebiete zunächſt ich, den Beruf fühlt, Gerechtigkeit zu verwalten, und zu handhaben, was für's theure Vaterland geſchaffen werden ſoll? — Alſo nur muthig daran! auf ihn will ich gottgetroſten Muthes losgehn (erſchrecket nicht!) ihn, den Schänder und Verführer unſres Volkes, den grauſamen Verräther niederſtoßen, daß er aufhöre, uns von Gott und der Geſchichte abzuwenden, und uns in die Hände der argliſtigſten Feinde abzugeben. Dazu treibt mich ernſte Pflicht. Seit ich erkannt habe, welch Hohes in dieſer Zeit für unſer Volk zu erſtreben iſt, und ſeit ich ihn kenne, den falſchen, feigen Schurken, iſt das für mich, wie für jeden Deutſchen, der das Wohl des Ganzen berathet, ein ſtrenges Muß geworden. Möchte ich durch dieſe Volksrache alle Regen und Gemeinſinnigen darauf hinverweiſen, wo wahre Falſchheit und Gewalt droht, und bei Zeiten die Furcht aller und die rüſtige Jugend gegen die rechte Spitze

lehren, um das gemeinſame Vaterland, Deutſchland, den immer noch zerriſſenen und entwürdigten Staatenbund aus der nahen großen Gefahr zu erretten, möchte ich Schrecken über die Böſen und Feigen, Muth über die Guten verbreiten! Schriften und Reden wirken nicht, — nur die That kann einen. — Möchte ich wenigſtens einen Brand ſchleudern in die jetzige Schlaffheit, und die Flamme des Volksgefühls, das ſchöne Streben für Gottes Sache in der Menſchheit, das ſeit 1813 unter uns aufgeregt iſt, unterhalten, mehren helfen! Deshalb bin ich, obgleich aufgeſcheucht aus allen bisherigen ſchönen Thräumen für ein künftiges Leben, dennoch ruhig und in Gott voll Zuverſicht, — ja ſelig, ſeit ich durch Nacht und Tod mir die Bahn vorgezeichnet weiß, meinem Vaterlande heimzuzahlen, was ich ihm ſchulde."

„So lebt wohl, ihr treuen Seelen! Es fällt die ſchnelle Trennung ſchwer, und eure Erwartungen, wie meine Wünſche, ſind wohl getäuſcht; doch mag dies Eine — Vorbereitung ſein und tröſten, daß wir ja immer, was die Noth des Vaterlandes erheiſchte, zuerſt von uns ſelbſt verlangten; — was ſich bei mir zum unverbrüchlichen Grundſatz eingelebt hat."

„Ihr werdet bei euch ſprechen: „hat er doch durch unſere Opfer das ganze Leben auf dieſer Erde, die Freuden in dieſer Menſchengeſellſchaft kennen gelernt, und ſchien mit Innigkeit dieß Land und den erwählten Beruf zu lieben? Ja, dieß war, dieß that ich. — Unter eurem Schutze, durch eure unzähligen Opfer ſind mir Land und Leben ſo innig lieb geworden. Ihr ließet mich in die Wiſſenſchaft einführen; in freier Geiſtesbeſchäftigung habe ich gelebt, habe in die Geſchichte

geſchaut und bin dann wieder zurückgekehrt in mein eigenes Gemüth, um mich an dem feſten Pfeiler des Glaubens hinaufzuranken zum Ewigen und durch freie Forſchung des Verſtandes mir über mich ſelbſt und über die Größe meiner Umgebungen klarer zu werden. Ich habe die Wiſſenſchaften in der gewöhnlichen Ordnung nach Kräften betrieben; wurde in den Stand geſetzt, das Gebiet unſers menſchlichen Wiſſens zu erſchauen und habe mich wieder ausgeſprochen darüber mit Freunden und Männern, und habe, um für's Leben ſelbſt geſchickt zu werden, Sitten und Getreibe der Menſchen in verſchiedenen Theilen Deutſchlands kennen gelernt. — Als ein Prediger des Evangeliums wollte ich freudig dieß Leben beſtehen und bei allenfallſigem Umſturz. unſerer Lebensformen und der Wiſſenſchaft ſollte mir auch Gott helfen, meines Amtes treu mich zu bewähren. — Aber ſollte mich dieſes Alles abhalten, der nahen Gefahr des Vaterlandes ſelbſt abzuwehren? Muß mich eure unſägliche Liebe nicht grade anfeuern, den Tod einzuſetzen für das gemeinſame Wohl und unſer Aller Streben? So viele der jetzigen Griechen ſind ſchon gefallen, um ihr Volk von der Strafruthe der Türken zu befreien, und ſind faſt ohne allen Erfolg, ohne alle Ausſicht geſtorben, und Hunderte von ihnen, auch unter uns durch Bildung ſich weihend, laſſen dennoch den Muth nicht ſinken, und ſind bereit, ſogleich wieder das Leben für das Heil ihres Landes dahinzugeben — und ich wollte nicht ſterben? und wir, denen die Rettung und Erſchaffung der höchſten Güter ſo nahe liegt, wollten nichts dafür thun?

„Ob ich eure Liebe verkenne? oder dagegen leichtfertig wäre? Glaubet's nicht! Was ſollte

mich ausrüſten zum Tode, wenn nicht grade jene Liebe zu euch und zum Vaterlande, die mich treibt, ſie euch zu beweiſen?“

„Mutter, du wirſt ſagen: warum habe ich einen Sohn groß gezogen, den ich lieb hatte, und der mich liebte, für den ich in tauſend Sorgen und ſtetem Kummer litt, der durch mein Gebet empfänglich wurde für das Gute, und von dem ich auf meiner müden Lebensbahn in den letzten Tagen kindliche Liebe verlangen konnte? Warum verläßt er mich nun? Theure Mutter, möchte nicht auch die Pflegerin irgend eines andern ſo klagen, wenn er für das Vaterland hinginge, und wenn es keiner thun wollte, wo bliebe das Vaterland? — Weit iſt auch die Klage von dir entfernt, und du kenneſt ſolche Reden nicht, edle Frau; ſchon einmal habe ich deinen Ruf vernommen und wenn jetzt Keiner hervortreten (wöllte) für die deutſche Sache; ſo würdeſt du mich auch diesmal ſelbſt zum Kampfe voranſchicken. Noch zwei Brüder und Schweſtern, alle rechtſchaffen und edel, habe ich vor mir; ſie bleiben euch; — ich folge meiner Pflicht und an meiner Statt werden euch alle Jünglinge, die es redlich meinen mit dem Vaterlande, als treue Kinder zugethan ſein.“

„Meine Beſtimmung iſt dieſem nach gegeben. Ob ich noch 50 Jahre leben würde, ich könnte nicht reger und inniger leben, als in dieſen letzten Jahren. Dieß iſt unſre Beſtimmung, daß wir erkennen den einig wahren Gott, gegen das Böſe ankämpfen und dagegen den Vater mit unſerm ganzen Leben preiſen. In der Welt haben wir Angſt, aber in Gott können wir dieſe, wie Chriſtus, überwinden; o! daß uns in vollem Maße ſein Friede werde! — Verlaſſen auf dem einſamen Wege,

den ich wandeln ſoll, habe ich keine andre Ausſicht, als auf ihn, den gnädigen Vater; in ihm faſſe ich aber auch Muth und Stärke, die letzte Bangigkeit zu überwinden und meine ernſte That männlich zu vollführen."

„Seinem Schutze, ſeiner Tröſtung empfehle ich euch; möge er euch zu der Freude erheben, die Unfälle nicht zu trüben vermögen. Gebet den Harm auf gegen die dauernde Freude in ihm und achtet nicht ſo ſehr auf meinen Thränengruß, als vielmehr auf die Liebe, die zwiſchen uns beſteht und nicht untergehen kann. Dann aber ſtehet in allen Stürmen treu mit dem Vaterlande! Führet eure Kleinen, denen ich ſo gern ein liebender Freund geworden wäre, baldigſt hinaus auf unſerm gewaltigen Berge und laſſet ſie dort auf dem erhabenen Altar in Mitten Deutſchlands der Menſchheit ſich weihen — und gelübden, nie ruhen, vom Schwerte nie ablaſſen zu wollen, bis wir Brüderſtämme in Freiheit geeiniget, bis alle Deutſchen, wie das eine Volk, — ſo auch in einem Reiche freier Verfaſſung, groß vor Gott und mächtig gegen die Nachbarn, aufs Innigſte verbunden ſind!"

„Im freudigen Aufblick zu dir, ewiger Gott, beſtehe mein Vaterland! Dein Segen komme reichlich auf die kampfrüſtige Schaar im deutſchen Volke, die, deine großen Gnadengaben erkennend, die Sache der reinen Menſchheit, dein Abbild auf Erden, zu fördern muthig entſchloſſen iſt."

„Das letzte Heil, das höchſte liegt im Schwerte
Drück dir den Speer in's treue Herz hinein
Der (deutſchen) Freiheit eine Gaſſe!"

Jena, Anfangs März 1819. „Euer
in Liebe euch ewig verbundener Sohn
und Bruder und Freund
Carl Ludwig Sand."

So ſchied Sand von den Seinigen, nicht ver-läugnend eine warme Liebe zum Leben und zu allem, was ihm auf Erden theuer geworden war. Aber hätte er auch ohne dieſe Liebe die Gedanken faſſen können, dem Vaterlande durch ſeinen Tod ein Opfer zu bringen, wenn er nicht mit den innigſten zarte-ſten Banden an das Leben geknüpft geweſen wäre?

Dieſen Heldenſinn, dieſe Ueberwindung ſeiner ſelbſt, nenne man ſie Schwärmerei, oder was man ſonſt der Herzensgröße für Namen und Motive unterzulegen gewohnt ſein mag, tritt noch in ſei-ner ganzen ihm eigenthümlichen Kraft und Schön-heit hervor, als ſchon ſein Körper durch Leiden entkräftet ſichtlich dahin ſchwand. Hier ſind ſtatt aller übrigen Beweiſe zwei Briefe, welche er wäh-rend jener Zeit an ſeine Eltern ſchrieb.

„Theuerſte Eltern und Geſchwiſterte!"

„Die Großherzogliche Unterſuchungscommiſſion hat mir geſtern endlich mitgetheilt, daß es möglich wäre, daß mir die hohe Freude zu Theil werden könnte, von ihnen hier aufgeſucht zu werden, und vielleicht ſie, gute Mutter, mit einigen von den Geſchwiſterte dahier zu ſehen."

„Ohne überraſcht zu ſein von dieſem neuen Be-weiſe ihrer elterlichen Liebe, wurde die innere Sehn-ſucht nach freudigem Zuſammenleben mit ihnen durch dieſe ſchmeichelnde Hoffnung wieder mächtig in mir rege, Freude und Schmerz, Verlangen und Entſa-gung regten mein Herz auf und ich mußte die auf-gährenden Regungen vor der Macht habenden Ver-nunft gegen einander abwägen, um mein ſelbſt Herr zu werden und zu einer richtigen Entſcheidung rückſichtlich meiner Wünſche zu gelangen."

Die Entſcheidung fiel auf Seite des Entſagens. — So ſehr auch nur ein Blick in ihre Augen, geſchweige denn der völlige Umgang auf kurze Zeit und die erhebenden Worte ihres Herzens mich ſtärken und erfreun könnten; ſo kennen ſie doch meine Lage überhaupt — kennen den natürlichen Gang einer jeden peinlichen Unterſuchung zu gut, als daß ſie nicht, wie ich, finden ſollten, daß die mancherlei möglichen Störungen auf alle Fälle den Grad der Freude unſers Zuſammenſeins trüben, wo nicht gar völlig vernichten würden, ſo daß der Schmerz des Abſchiedes, zum Erſatz einer langen beſchwerlichen Reiſe, am Ende heftiger werden möchte, als der, der uns in unſerer körperlichen Trennung begleitet. — Laſſen ſie uns, nach Gottes Willen, abermals bei der Entſagung ſtehen bleiben und jene fröhliche Gemeinſchaft im Geiſte pflegen, aus der ich täglich ſo viele Freude ſchöpfe und die uns ſtets vergönnt ſein wird, ob ſie gleich weit über jenem irdiſchen Gute ſteht."

„Wie es mit meiner körperlichen Lage ſteht, weiß ich ſelbſt nicht. Sie ſehen ſchon aus meinem eigenhändigen Schreiben, daß ich jener anfänglichen Ungewißheit entriſſen bin, im Uebrigen kenne ich den Zuſtand meines Körpers zu wenig, um über den anhaltenden, täglich faſt ſich gleich bleibenden, aber leicht zu ertragenden Krankheitszuſtand ein geltendes Urtheil fällen zu können. Dabei bin ich aber immer recht getröſtet und Gott hilft mir in Allem, was da kommen mag, Muth und Standhaftigkeit zu bewahren — Er möge mir auch helfen, aus Allem immer die Freude des Geiſtes heraus zu finden und im Geiſte ſtark zu werden! Amen. — Leben ſie wohl!" „Ihr

Mannheim, den 11. ſie innig ehrender Sohn
August 1819. Carl Ludwig Sand."

Auf dieſen Brief erfolgten freundliche Antworten von beiden Eltern und ſämmtlichen Geſchwiſtern, von denen uns aber nur die der Mutter zu Handen iſt. Wir theilen ſie mit, indem ſie den folgenden Brief des Sohnes erklärt.

„Theurer, unausſprechlich theurer Carl!“

„Wie erfreulich war es mir, nach ſo langer Zeit die Züge deiner lieben Hand wieder zu erblicken. Es wäre mir keine Reiſe zu beſchwerlich, kein Weg zu weit! Mit treuer Liebe und Zärtlichkeit würde ich dich an jedem Ende der Erde aufſuchen, um dich nur zu ſehen.“

„Da ich aber deine zärtliche Liebe und Sorgfalt gegen mich auch ganz kenne und du mit ſo vieler männlicher Standhaftigkeit und Ueberlegung Gründe mir vorlegſt, denen ich gar nichts entgegnen kann, als daß ich ſie ehre: ſo ſoll es bleiben, lieber Carl, wie du es beſtimmt und beſchloſſen haſt! Wir wollen unſere Geiſtesunterhaltung fleißig fortſetzen, aber einander nicht ſprechen. Nichts kann, nichts wird mich von dir trennen; jeden Augenblick umſchwebe ich dich und meine Gedanken trennen ſich nie von dir!“

„Jene unendliche Liebe, welche uns alle trägt, alle erquickt und uns alle für ein höheres Leben und Wirken beſtimmt hat, bewahre dir, lieber Carl, Muth und Standhaftigkeit. Sie laſſe dich aus allem die höchſte Freude des Geiſtes herausfinden und dich, inniggeliebten Sohn, im Geiſte immer und immer ſtärker werden.“

„Deinen lieben Vater haben bisher allerlei Verhinderungen abgehalten, dir zu ſchreiben und ich und deine guten Geſchwiſter wünſchen ſehnlich, dich bald von unſern Empfindungen zu überzeugen; daher wird ein Brief von dem erſten nachfolgen.

Er grüßt dich einſtweilen auf das herzlichſte und verſichert dich ſeiner vollen Liebe.“

„Lebe recht wohl und bleibe unwandelbar überzeugt, daß ich nie aufhören werde, dich ſtark und innigſt zu lieben.“

„Deine
treue dich ewig liebende Mutter.“

Hierauf langte demnächſt folgendes Schreiben des Sohnes bei den Seinigen an:

Aus meinem Patmos.
Neujahr 1820 d. 16/1.

„Theure Eltern und Geſchwiſterte!“

„In der Mitte Septembers vorigen Jahrs wurden mir durch die Großherzogliche Special-Unterſuchungscommiſſion mit der ihnen ſchon geprieſenen menſchenfreundlichen Geſinnung ihre werthen Briefe vom Ende Auguſt und Anfang Septembers eingehändigt und ſie hatten die zaubervolle Kraft, mich ganz in den Kreis ihrer Herzen zu verſetzen, und mich mit Freude völlig zu überſchütten.“

„Sie, theuerer Vater, ſchreiben mir an ihrem 67 Geburtstage und ſegnen mich mit dem Erguſſe ihrer vollſten reinſten Liebe, und

Sie, theuere Mutter, laſſen ſich ſogar herab zu Verſicherungen der Fortdauer Ihrer von mir ſchon jederzeit unwankbar geglaubten mütterlichen Geſinnungen gegen mich und

ſo erhielt ich ihrer beiden Segen, der in meiner gegenwärtigen Lage wohlthätiger, als alles, auf mich einwirken muß, ich wurde mit der ſegenvollſten Liebe und Freude reichlich genährt, und dafür danke ich ihnen, theuerſte Eltern, mit der

kindlichen Ergebenheit, die mir, nach Gebühr des Sohnes, mein Herz nie vorzuſchreiben aufhören wird. Aber wie ich alſo das mir ſo unendlich theuere Verhältniß zu ihnen lebendig vor meine Seele führe, ſo vermag ich auch nicht zu verſchweigen, daß ich durch einige Ausdrücke ihrer über alles innigen Liebe, die ſich frei über alle Rückſicht auf Verhältniſſe hinweg erhebt, als Sohn in einen zaghaften Zuſtand verſetzt werden mußte.“

„Auch ihr, theuerer Schwager und theuere Schweſter, verſichert mich euerer ununterbrochenen innigen Liebe, ihr ſcheint nach dem Schreck, den ich plötzlich über euch alle brachte, noch nicht recht zu wiſſen, was ihr aus mir machen ſollet; ich fühle mich daher in der innigſten Ergebenheit eines Bruders, voll von nie erſterbendem Danke gedrungen, euch zu ſagen, daß eure durch viele Jahre hindurch ſo reichlich durch die That bekräftigte Liebe mehr ausweiſ't für das Geſtändniß wahrer geſchwiſterlicher Geſinnung zwiſchen uns — ſo bald ich auf meiner Seite nur deren werth befunden werde, — als alle möglichen, auch die zärtlichſten Verſicherungen in Worten.“

„Und du, guter Bruder, wollteſt gern mit der theueren Mutter an die Fluthen des Rheins geeilt ſein, hieher, wo das rechte geiſtige Verhältniß zwiſchen uns beiden uns aufgegangen iſt; wo wir durch gleiche Geſinnung nach außen auch zu den innigſten Brüdern geworden ſind, — du ſeiſt wirklich hier geweſen, muß ich dir ſagen, meine ich, wenn ich auf die reiche Quelle brüderlicher Tröſtungen und Aufmunterung ſchaue, die mir in deinem treuen, zarten Briefe zu Theil wurde.“

„Und du, gute Schwägerin, wie du dich gleich bei dem erſten Bekanntwerden mit ſo vieler Zärt-

lichkeit als liebende Schweſter zu uns ſtellteſt, ſo erkenne ich auch in jetziger Zeit die Fortdauer dieſes ſchönen Verhältniſſes aus dieſem deinem frommen und liebevollen Briefe. Deine gottergebenen Tröſtungen erquickten mich in innerſter Seele, aber auch dir kann ich nicht verhehlen, daß du in der Ausſpendung deiner Achtung und deines Lobes zu freigebig warſt. Ich wurde dadurch, wie billig, vor meinen innern Richter geſtellt, der mir den ganzen Umfang aller meiner Schwächen im Spiegel ſehen ließ. — "

„Du, gute Julie, möchteſt weiter nichts, als das, was mir zu tragen auferlegt iſt, mir abnehmen können und du verſicherſt mich, wie ich es ja von euch allen weiß, daß du es gern für mich tragen wollteſt, und daran erkenne ich dich ganz und auch beſonders das Verhältniß, in dem wir mit einander aufgewachſen ſind. Ach! ich ſage dir, unter Gottes Schutz wird es mir gar leicht, weit leichter, als ich erwarten konnte, das zu beſtehen, was mir zugefallen iſt. Aber womit ſoll ich, indem ich dir danke, dich tröſten für dieſe nothwendiger Weiſe abſchlägliche Antwort? — Du kannſt ja frei zu Gottes Altar treten ꝛc."

„So habet denn alle den herzlichſten Dank, daß ihr mein Herz ſo ſehr erfreut habt. — Ich will jetzt, da ich aus dieſen ſtärkenden Briefen erſehen habe, daß ich als der verlorne Sohn beſonderer Gegenſtand ihrer Liebe und Güte geworden bin, auch mit möglichem Fleiße, ihnen meinen geiſtigen und körperlichen Zuſtand ſchildern und bitte Gott, er möge dieſen Worten mit ſeiner Kraft beiſtehen, daß ſie, als eine gemäße Gegengabe gegen dieſe ihre Briefe, ihnen zu mehrerer Beruhigung mögen gereichen können."

„Hart gegen Glück und Unglück der Erde, wiſſen ſie ſchon von mir, lebe ich ſeit den letzteren Jahren der reinen geiſtigen Freude, und ich muß bekennen, daß mich jener heilige Urquell alles Guten auch geſchickt gemacht hat, dieſe ſuchen zu können und ſie auch wirklich in reichlichem Maaße zu finden. — Gott iſt mir immer noch nahe, wie jemals; ich finde in ihm, dieſem ewigen Urgrund des Seins aller Dinge, in unſerem heiligen Vater, Troſt und Stärke und einen unwankbaren Freund voll der heiligſten Liebe, der mich überall hinbegleiten wird, wo ich der Aufrichtung bedarf. Hätte er mir freilich ferne werden, hätte ich ihn aus den Augen verlieren können, ſo müßte ich jetzt höchſt unſelig ſein und in verderblichem Zuſtande mich befinden; aber ſo macht er mich, den Schwachen, ſtark zu Allem, was noch über mich kommen mag. — Was ich ſonſt als heilig verehrte, wornach ich mich ſehnte, wornach ich in innigem Streben erglühte, das iſt auch jetzt nicht anders geworden; höchſt unſelig würde ich mich befinden, wenn ich ſchauen müßte, daß mein Herz Trugbildern ergeben und in leere Scheingeſtalten verwickelt geweſen wäre. So möge denn Einſicht rückſichtlich dieſer Urbilder unſerer Vernunft und die reine Liebe zu dieſen Schutzengeln unſeres menſchlichen Geiſtes bis an mein Ende immer mehr in mir wachſen, damit ſie mich um ſo williger in die Ewigkeit hinüber begleiten mögen! In Begeiſterung und chriſtlich ergebener Demuth führe ich mein ſtilles Leben und es wird mir auch häufig jene höhere Heimſuchung zu Theil, in der ich zeitlebens den Himmel auf Erden verehrte — ich vermag mich recht oft in andächtigem Gebete zum Höchſten und Heiligen aufzuſchwingen. — Meine Krankheit ließ mir im-

mer ſo viel Ruhe zu, daß ich mit ernſten Gegenſtänden des Wiſſens, mit ſchönen Theilen meiner Gottesgelahrtheit und der Geſchichte anhaltend beſchäftigen konnte, und wenn ein heftigerer Krankheitszuſtand dieſe Beſchäftigung auch auf einige Zeit unterbrach, ſo verfiel ich doch nie in Langeweile, denn Bilder aus vergangener Zeit und ein forſchender Glaube ſo wie die alles göttlich ahnende Liebe waren reich und ſtark genug in mir um mich auch hier nicht aus meinem irdiſchen Himmel hinausfallen zu laſſen. — Ich würde, nach meinen Grundſätzen, in der Lage, in welche ich mich ſelbſt verſetzte, nie für meine Bequemlichkeit haben ſprechen und für Gegenſtände derſelben bitten können; aber demohngeachtet wurde ich durch nie genug anzuerkennende Menſchenfreundlichkeit und durch die Liebe, die allenthalben trägt, duldet und unterſtützt, von allen Seiten, mit denen mich die Fremde, in die ich hinausgeſtoßen, in Berührung ſetzte, in allem Betreff mit ſo viel Güte überhäuft, daß Wünſche, die ich ſelbſt nicht im geheimen Innerſten meines Herzens für meine Krankenpflege zu hegen gewagt haben würde, häufig noch übertroffen wurden. — Der körperliche Schmerz war nie ſo überwältigend für mich, daß ich nicht dabei in innerer Erhebung hätte für mich ſprechen können: „der Bettel!“ und ich mag ihn nicht in Vergleichung ſetzen mit jenem Seelenſchmerz, den wir im Gefühle unſerer Schwächen, unſerer Schuld, ſo tief einſchneidend empfinden, wiewohl jener auch immer ſchon wieder zur ewigen, geiſtigen Freude ſich herüberneiget. Nur ſelten griff dieſer Schmerz nach meinem Bewußtſein, Geſchwulſt und Entzündungen nahmen nie ſehr überhand, und die Fieber waren immer

mäßig. Ob ich gleich ſeit 3 vierteljahren immer auf dem Rücken liege, ohne mich aufrichten zu können, und ob gleich unmittelbar von der Stelle des Herzens mehr den 40 Maaß Eiter ausließen; ſo habe ich mich doch noch nicht aufgelegen und die Krankheit fraß noch nicht ſo ſehr um ſich, daß ſie Abſchen erregend und ſehr eklig wäre; — dieß verdanke ich ſowohl der vortreflichen Pflege, als dem geſunden Blute, das ich von ihnen ererbt habe.“

„So fehlte es mir denn nicht an den mannichfaltigſten und nachdrücklichſten Aufmunterungen zum Guten. So hatte ich alle Urſache an meinem Geburtstage — ach! nicht der Stunde meiner Geburt zu fluchen! — ſondern mit heiterer Beſchauung dieſer Welt, Gott und ihnen, theuerſte Eltern, für mein Daſein zu danken. Den 18. October feierte ich in ſtiller Ergebung in den heiligen Willen Gottes; an Weihnachten ſuchte ich mich in die Stimmung gottergebener Kinder zu verſetzen und der Jahreswechſel brachte mir einen neuen Zeitabſchnitt, deſſen Inhalt ſich mit Gottes Hülfe eben ſo zur geiſtigen Freude kehren wird, wie das vergangene Jahr. Und mit dieſem Wunſche, dem einzigen, wende ich mich denn auch zu ihnen, beſte Eltern und zu euch, geliebteſte Geſchwiſterte und zu den Eurigen, und bitte, daß uns die Welt durch dieſe ſtetige höhere Freude täglich neu werden und daß wir alle unſer Leben ſo, wahrhaft beſeligt, bis an's Ende führen mögen; denn dieß iſt die göttliche Beſtimmung unſeres Erdendaſeins und ich wage es kühn gegen jeden Angriff zu vertheidigen, daß wie ſchon hier jene reine Freude des Jenſeits vorkoſten und finden ſollen, daß uns ſchon hier der Vorſchmack des Himmels werde! —“

„Ein 25. Neujahr kann ich nicht hoffen, noch wiederkehren zu ſehen; — möge denn mein obiges Gebet erfüllt werden, und ſie durch dieſen treuen Abriß meines zeitherigen Lebens zu mehrerer Beruhigung gelangen, mögen dieſe Worte mir auch dazu dienen, mich ihrer Aller unauflöslichen Liebe, als nicht entartet und unwürdig darzuſtellen, und mir vielmehr jene für alle Ewigkeit zu ſichern! So zum Himmel flehend will ich verharren, bis der Tod mich abruft.“

„In dieſen Tagen erhielt ich auch ihren lieben Brief, theuere Mutter, vom 2. December v. J. und die Großherzogliche Commiſſion hatte die Gewogenheit, mir auch den Brief des guten Bruders, der dieſem beigelegt war, leſen zu laſſen. Sie geben mir die froheſte Nachricht von ihrer Aller völligen Wohlſein und ſie ſchicken mir eingemachte Früchte aus der geliebten Heimath. Ich danke ihnen hierfür von ganzem Herzen. Was mir das Liebſte hierbei iſt, nämlich, daß ſie im Sommer und Winter mit gleicher Liebe für mich ſorgen, daß ſie und die gute Julie mit ſorglichem Sinne ſie ſelbſt in der Heimath pflückten und zubereiteten; dieſem bleibenden Genuſſe überlaſſe ich mich mit ganzer Seele.“

„Ueber den neu angelangten kleinen Vetter mich herzlich freuend und die guten Eltern und Großeltern darum fröhlich begrüßend, verſetze ich mich zu ſeiner Taufe in jene geliebte Gemeinde, wo ich ihm als chriſtlichen Mitbruder meine Liebe entgegenbringe und alle Segnungen des Himmels auf ihn herab erflehe.“

„Die Großherzogliche Commiſſion nicht zu häufig zu beſchweren, werden wir dieſen Briefwechſel

wohl abbrechen müſſen, und ich ſchließe daher in kindlicher Ergebenheit und brüderlicher Treue ewig verharrend

Ihr

ſie innigliebender

Carl Ludwig Sand.

Sands letzte Tage und Hinrichtung *).

Von jetzt an hörte aller ſchriftliche Verkehr zwiſchen Sand und den Seinigen auf, und nur noch einmal fand er ſich bewogen, ihnen zu ſchreiben, als er nämlich ſeines Schickſals gewiß, Abſchied von ihnen nahm. Dieſes Abſchiedsſchreiben kam den Eltern nicht wenig unerwartet, da ihnen noch nicht das Geringſte von einem Endurtheil über Leben oder Tod ihres Sohnes bekannt geworden war, und ſie es in dieſem Augenblicke um ſo weniger erwarteten, als ſie eben noch ſichere Nachricht davon hätten, daß ihr Sohn feſter als je auf dem Krankenlager daniedergehalten werde. Nicht wenig mag ſie daher dieſer Abſchied beſtürzt haben, da ſie den Sohn durch das Geſetz vor dem Schwerte des Nachrichters noch geſchützt glaubten. Allein ſie hatten ſich getäuſcht. Sechs Tage nach der Hinrichtung des Sohnes traf durch freundſchaftliche Mittheilung folgendes Urtheil des Oberhofgerichts in Carlsruhe ein.

*) Aus theils berichtigten, theils unwiderrufenen Zeitungsnachrichten wörtlich zuſammengeſtellt. Vergl. Opp. Blatt. Hamb. Corr. Speierer Zeitung.

Urthel des Oberhofgerichts in Baden.

(Den 5. Mai 1820 gefällt.)

In Unterſuchungsſachen ꝛc. wird auf amts-pflichtiges Verhör, eingebrachte Vertheidigung, erhobenes Gutachten des Hofgerichts zu Mannheim und weitere Rechtsberathung am Oberhofgerichte, von dieſem zu Recht erkannt: daß Inquiſit Carl Ludwig Sand von Wunſiedel des, an dem kaiſerl. ruſſ. Staatsrathe v. Kotzebue verübten Meuchelmordes für ſchuldig und geſtändig zu erklären, daher derſelbe, ihm zur gerechten Strafe, andern aber zum abſchreckenden Beiſpiele, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen ſei.

Alle in dieſer Unterſuchungsſache aufgelaufenen Koſten aber, mit Einſchluß jener, welche auf deſſen öffentliche Hinrichtung verwendet, worden, und zwar erſtere wegen der Vermögensloſigkeit, auf die Gerichtsbarkeitsgefälle zu übernehmen ſeien. Von Rechtswegen. —

Den 12. Mai 1820 beſtätigt von Sr. königl. Hoheit dem Großherzog von Baden. —

Vorſtehendes Urtheil ward dem Delinquenten am 17. Mai eröffnet; zur Vollziehung deſſelben waren zwei Juſtizräthe aus Carlsruh in Mannheim eingetroffen.

Sand hatte während der vierzehnmonatlichen Unterſuchung das Krankenlager nicht verlaſſen können, ſein Körper näherte ſich von Tag zu Tag der baldigen Auflöſung. Seine Bruſtwunde ver-

gönnte ihm keine Veränderung ſeiner horizontalen Lage, ohne Kampf mit einer ſehr ſchmerzlichen Empfindung.

Die Ankündigung des Urtheils war ihm eine frohe Botſchaft und belebte ſeine ſinkenden Kräfte, ſo daß er ſich aufrichten konnte, um daſſelbe ſitzend zu vernehmen. Standhaft überwand er den Schmerz, mit Feſtigkeit und Ruhe, welche ihn bis an ſein Ende nicht verließen, hörte er das Urtheil an und nichts unterbrach die Heiterkeit ſeiner Miene. Dann ſagte er, daß er kein andres und beſſeres Schickſal erwartet habe; mit der letzten zurückgelegten Poſt vor Mannheim ſei ihm dieß ſchon vor einem Jahre klar geworden, und er danke Gott, daß er ihm ſo lange noch ſeine körperlichen Kräfte gefriſtet habe.

Man bemerkte in der Folge nur eine Thräne aus jedem Augenwinkel quillen, dann, ſprach er, ich denke, es wird meinen Eltern lieber ſein, wenn ich dieſes gewaltſamen Todes ſterbe, als wenn ich an einer gewiſſen gehäſſigen Krankheit ſtürbe *).

---

*) Man hat hin und wieder bezweifelt, wie dieß z. B. in dem Schriftchen: Ausführliche Darſtellung von K. L. Sands letzten Tagen und Augenblicken geſchehen iſt, daß Sand dieſe Aeußerung wirklich gethan habe. Wie ſie der Verfaſſer genannter Schrift aus der Neckarzeitung mittheilt, möchte ſie allerdings auch zu bezweifeln ſein; allein ſie wird, in der Geſtalt, wie ſie hier gegeben iſt, keinen ſeiner Freunde befremden, welche ihn bei mehreren Gelegenheiten mit innerlich ſittlichem Selbſtgefühl, oder höhnendem Spott den letzten Vers aus Körners Lied: „Männer und Buben“ ſprechen hörten:

Und ſchlägt unſer Stündlein im Schlachtenroth,
Willkommen, o ſel'ger Soldatentod!
Du mußt dann unter ſeidenen Decken
Unter Merkur und Latwergen verrecken,
Stirbſt als ein ehrlos erbärmlicher Wicht ꝛc.

Es iſt mir lieb, daß endlich bald die Stunde ſchlägt, in welcher mein Tod diejenigen befriedigen wird, die mich haſſen, und die, welche ich nach meinen Grundſätzen haſſen muß."

Von dieſer Zeit an blieb er unverändert heiter und freundlich, ſchlief ruhig wie zuvor und benutzte die Tageszeit zum Schreiben an ſeine Verwandten und Lieben daheim, welchen er auf folgende Weiſe die Entſcheidung ſeines Schickſals kund that:

„Mannheim, den 17. des Frühlingsmondes 1820."

„Theuere Eltern und Geſchwiſter."

„Mein letztes Schreiben wird ihnen von der Großherzoglichen Commiſſion mitgetheilt worden ſein. Ich beantwortete darin ihre Schreiben und ſuchte ſie rückſichtlich meiner Lage dadurch zu tröſten, daß ich ihnen meinen Seelenzuſtand ſchilderte, ſo wie er iſt: mir bewußt des Gebrechlichen und Irdiſchen und es achtend als das blos Nöthige, es **verachtend** in jedem Verhältniſſe und Bezug zur Idee; ſo wie er iſt: mir bewußt des Geiſtigen und Freien, das allein unſere unſterbliche Seele nährt; mit einem Worte, ich ſuchte ſie mit der Verſicherung zu tröſten, daß jetzt in meinen Leiden und Nöthen die Geſinnungen, Anſichten und Grundſätze, von denen ich in früheren Zeiten ſprach, treulich bei mir ausgehalten haben, und dieſelben geblieben ſind. — Ich hätte ſie nicht zu beruhigen gebraucht; denn ſie begehrten zu keiner Zeit von mir etwas anderes, als daß ich **Gott ſollte vor Augen und im Herzen haben**, und ſie ſahen dieſes noch unter Ihrer Leitung in mein Herz übergehen und daß es mir zum eigenen und zum einzigen Seligkeitsſtreben wurde."

„So iſt Gott alſo gewiß *jetzt* in Freude mit und bei ihnen, da ich ihnen nun nach heute geſchehner Vorleſung des Urthels ſelbſt noch ſichere Nachricht von meinem herannahenden Tode geben kann. Ich ſterbe gern und Gott wird mir Kraft verleihen, daß ich ſterbe, wie man ſoll! —"

„Hiemit hoffe ich ſie über alles völlig beruhigt und hoffe, daß ſie, wie ich es immer als des Menſchen Beſtimmung hielt, in Freude, in unvergänglicher geiſtiger Freude ihre Tage auf Erden bis an's Ende verleben mögen, bis wir, die wir auch jetzt einander nicht fern ſind, in jenem Seelenvereine mit friſcheren Kräften für's Gute zuſammentreten werden."

„Wie ich lebte, ſo lange ich mich kenne, in *ſehnſuchtsvoller Heiterkeit*, die in den männlichen Jahren zur *beherzten Freude der Freiheit* ſich hinaufrankte, ſo gehe ich nun meinem Ende entgegen."

„Gott ſei mit ihnen und mit mir!"

„Ihr

Sohn, Bruder und Freund,
Carl Ludwig Sand."

An demſelben Tage, den 17. Mai, ward auch das Urthel öffentlich bekannt gemacht, und es hieß die Zeit der Hinrichtung ſei auf den 20. Vormittags zwiſchen 11 und 12 Uhr feſtgeſetzt.

Zum Richtplatze ward eine Wieſe vor dem Heidelberger Thore erwählt, links von der Heerſtraße nach Heidelberg. Man begann alsbald ein Schaffot zu errichten, 5 bis 6 Fuß hoch. Die Gefängnißwache ward dreifach verſtärkt, und zur militäriſchen Anordnung der Hinrichtung kam der

General von Neuenſtein aus Carlsruh in Mannheim an. Das Militär beſtand aus 1200 Mann Infanterie 350 Mann Cavallerie und ein Detaſchement Artillerie. Alles war unter Waffen.

Sands letzte Tage vergingen ihm ſanft und friedlich.

Leute, welche ihn zu ſehen und zu ſprechen wünſchten, wurden jetzt mit Auswahl gemeldet und größtentheils zugelaſſen. Mit manchen von ihnen unterhielt er ſich gern und ſprach auf das Unbefangenſte über viele ſeiner Lage ganz fremde Gegenſtände, nicht ſelten philoſophiſchen und politiſchen Inhalts.

Unter andern verlangte ein Handwerker, zu Sand gelaſſen zu werden, weil er mit ihm zu Wunſiedel in die Schule gegangen und ihm wohl bekannt ſei. Sand konnte ſich ſeiner nicht ſogleich erinnern, wünſchte ihn aber doch zu ſprechen. Er verſicherte, daß es ihm ſehr wohl gehe, gedachte mit beſonderer Liebe ſeiner Verwandten im Fichtelgebirge, bat ihn beim Abſchiede, dieſelben zu grüßen und zu bitten, ſie möchten um ſeinetwillen keine Betrübniß haben, indem er, mit Gott völlig einig, den Tod in freudiger Stimmung erwarte.

Am Tage vor ſeinem Tode erwachte er erſt um 7½ Uhr und erzählte, wie er ſich geſtärkt fühle, und wie er gewiß glaube, daß die Körperkraft durch die Kraft ſeiner Seele ſich mehren und ſtählen werde. Fortwährend kamen Menſchen, die ihn noch zu ſprechen wünſchten, — unter ihnen war ein Jenenſer Univerſitätsbekannter, der jetzt im Badiſchen angeſtellt iſt; ſein Beſuch veranlaßte eine tief erſchütternde Scene.

Auch der badenſche Oberſt von Holzungen, welcher unter denen ſich befanden, die Sand ver-

haftet hatten, beſuchte ihn und fragte, ob er ihn noch kenne. Sand wußte noch genau aller Umſtände; ſo wie ſeiner Perſon ſich zu erinnern. Als die Rede auf den frühen Tod kam, dem er ſo jung entgegen gehe, äußerte er: „Es iſt nur der Unterſchied zwiſchen ihnen und mir, daß ich für meine Meinung ſterbe, ſie aber, wenn ſie den Tod finden, für eine fremde.“

Ein andrer Mann, (den Sand auch bald nach der That geſehen und jetzt gleich wieder erkannte,) fragte ihn: „ob er jetzt das begangene Unrecht einſehe, und Reue empfinde?“ Sand erwiederte: „Ich habe ein Jahr vorher darüber nachgedacht, und ſeitdem wieder 14 Monate, und meine Anſicht hat ſich um Nichts geändert.“

Sand hatte den Wunſch geäußert, den Scharfrichter, (Widmann aus Heidelberg,) zu ſprechen. Dieſer kam am 19. in Mannheim an, als er in's Zimmer trat und grüßte, lag Sand im Bette, und der neben ihm ſitzende Zuchthausverwalter G. ſagte: „der grüßende iſt Hr. W., den ſie zu ſprechen wünſchten. Da erheiterte ſich plötzlich ſein Geſicht, er richtete ſich auf, faßte W. bei der Hand, ließ ihn neben ſich ſetzen, und hielt während der ganzen Unterredung die Hand feſt, wo er oft Veranlaſſung fand, ſie recht herzlich zu drücken. W., ganz niedergeſchlagen und tiefbewegt, ward durch Sand und ſeine Stärke allmählig ermuthigt. Sein Gefühl hatte ihn aber ſo überwältigt, daß er nachher wenig von der ganzen Unterhaltung zu ſagen wußte. Er erzählte nur, Sand habe viel geſprochen und unter andern geſagt: „Bleiben ſie nur ſtandhaft, an mir ſoll es nicht fehlen, ich werde nicht zucken; und wenn auch zwei oder drei Hiebe erforderlich ſind, meinen Kopf vom Rumpfe

zu trennen, ſo ſollen ſie darum die Faſſung nicht verlieren.“ Auch bat er ihn nicht zu ſchnell zu verfahren, ſondern ſich Zeit zu nehmen, fragte, wie er ſich verhalten ſolle, und dankte im Voraus für ſeine Mühe: „denn nachher“ — ſoll er hinzugeſetzt haben — „werde ich ihnen nicht mehr danken können.“

Abends waren drei Geiſtliche bei ihm, mit denen er ſich über Religionsgegenſtände unterhielt. Der eine blieb mehrere Stunden und erklärte unter Andern: er habe den Auftrag, ihm das Verſprechen abzufordern, auf dem Richtplatze nicht zum Volke zu reden. Sand verſprach es und ſetzte hinzu: „wenn ich auch wollte, ſo iſt doch meine Stimme zu ſchwach; das Volk würde ſie nicht vernehmen.“ — Immer blieb er ruhig und ſanft, freundlich und ermuthigend gegen jedermann. Er ſchien in den drei letzten Tagen nicht der Troſtbedürftige, ſondern der Troſtgebende für alle, die ihn umgaben, mit Weinen und Schluchzen in ſeiner Nähe kamen, oder von ihm ſchieden. Abends ſpät ſoll er noch zum Abſchiede aus dieſer Welt ein Gedicht niedergeſchrieben haben*), und erſt nach 11 Uhr legte er ſich zur Ruhe und ſchlief.

Da ſich die Nachricht von der am Sonnabend vor dem Pfingſtfeſt angeſetzten Hinrichtung Sands ſchnell überall hin verbreitet hatte, ſo ſtrömten viele Menſchen von allen Seiten, auch viele Studenten aus Heidelberg **) nach Mannheim, um derſelben

---

*) Das jedoch nicht bekannt geworden iſt.

**) Die Heidelberger Burſchen handelten zufällig in Uebereinſtimmung mit den Mannheimer Bürgern, indem die beſſern unter denſelben in einem Umlauf ihre Freunde

beizuwohnen. Sie blieben aber in den nahegelegenen Dörfern. Um jeder unruhigen Bewegung zuvorzukommen, beſchloß man am 19. die Execution, welche, wie oben bemerkt um 11 Uhr Mittags anberaumt war, ſchon früh um 5 Uhr vor ſich gehen zu laſſen. — Die meiſten Studenten kamen daher erſt nach beendigter Vollziehung des Urthels auf dem Richtplatze an.

Die gebildeten Bewohner Mannheims hatten ſchon lange ein lebhaftes Intereſſe für das Schickſal des unglücklichen Jünglings an den Tag gelegt. Als ſeine Todesſtunde herannahte, hatten viele die Stadt verlaſſen, andre ſchloſſen ſich in ihren Häuſern ein. Am 20. früh ward noch eine ganze Stunde an dem Schaffot gearbeitet. Die Straßen wimmelten von Menſchen, doch ging Alles ruhig zu. Alles Militär war unter Waffen; von bedeutenden Patrouillen zu Pferde und zu Fuß wurden alle Straßen der Stadt und alle Ab- und Zugänge des Richtplatzes beſtändig durchkreuzt. Als das Schaffot fertig war erſchien der Scharfrichter, mit ſeinen Helfern. Alle waren ſchwarz gekleidet, erſtrer trug über dem ſchwarzen Rocke einen Schanzläufer von Biber, und unter demſelben das Schwert. Die Henkersknechte aber nahmen auf dem Blutgerüſte ihr Frühſtück ein und rauchten dann zum Zeitvertreib ihre Pfeifen.

Sand ſchlief an dieſem Morgen in ſeiner Kammer des Zuchthauſes ſo gut, daß er geweckt

aufforderten, nicht perſönlich der Execution beizuwohnen, ſondern in ſtiller Trauer daheim in Heidelberg zu bleiben. So gingen nur Heidelberger Studenten dahin, ein Unterſchied, den jeder verſtehen wird, der das jetzige Burſchenleben kennt. —

werden mußte. Das geſchah vor 4 Uhr. Dann ließ er ſich ankleiden in ſchwarzem deutſchen Rock und weißen leinenen Beinkleidern, nachdem er zuvor die langen dunkelbraunen Haare hatte ordnen und den ganzen Körper waſchen laſſen, wobei er bemerkte, daß es die Völker des Alterthums auch ſo gemacht hätten, ehe ſie ins Treffen gingen." Das Verbinden der Wunde ſchmerzte ihn ſehr, doch blieb er friſch, und frühſtückte, wie gewöhnlich mit ſichtlicher Eßluſt. Um 4 Uhr kamen die Geiſtlichen zu ihm und man eröffnete dem Verurtheilten, daß die Zeit der Hinrichtung ſtatt um 11 um 5 Uhr angeſetzt ſei, daß dieſe alſo in einer Stunde ſchon vor ſich gehen werde, falls er dazu bereit ſei. „Das bin ich in dieſem Augenblicke" erwiederte Sand. Schon früher äußerte er: daß er dieſen Morgen noch einmal recht bewußt leben wollte, und in dieſem Sinne, unterhielt er ſich wirklich mit den Geiſtlichen. Endlich wünſchte er, daß ſie leiſe mit ihm beten möchten. Dieß geſchah. Als er geendigt hatte ſagte er Körners Worte: „Alles Ird'ſche iſt vollendet, und das Himmliſche geht auf."

Wie er ſchon früher von den Aerzten, welche ihn behandelt hatten, dankbar Abſchied nahm, ſo geſchah dieß jetzt mit den Geiſtlichen. Er ſagte ihnen: „Meine Rührung iſt nicht die der Weichlichkeit, ſondern die der Dankbarkeit." Doch wünſchte er nicht, daß ſie ihn auf den Richtplatz begleiteten, weil er völlig vorbereitet, mit Gott und ſeinem Gewiſſen im Reinen ſei, und ſelber dem geiſtlichen Stande angehöre. Auf die Frage: ob er ohne Groll ſcheide? antwortete er: „den habe ich ja nie gehabt."

Jetzt vernahm er den wachſenden Lärm auf der Straße, und wiederholte nochmals, man könne über ihn verfügen, indem er bereit ſei. Man führte ihn darauf aus dem Zimmer in den Hof zu einer Kaleſche, die man zu dieſem Ende hatte kaufen müſſen, indem die Mannheimer ihre Wagen darzuleihen ſich weigerten. Als er das Zimmer verließ, wandte er ſich um und wünſchte den Bleibenden nochmals ein Lebewohl! Im Hofe grüßte Sand ringsumherſchauend und ſtillſchweigend die Züchtlinge, die in ihren Fenſtern lagen und weinten. (Schon während der Unterſuchung hoben dieſe, wenn ſie an ſeinem Zimmer vorbeigeführt wurden, ihre Ketten in die Höhe, um ihn nicht zu beunruhigen.) Sand ſagte auch den Uebrigen ſein Lebewohl! und ward in die Kaleſche gehoben. Langſam fuhr dieſe vorwärts. Zu den Seiten gingen zwei Zuchtmeiſter mit Trauerflören. Ein zweiter Wagen mit Stadtbeamten folgte. Unten ging das Hofthor auf. Draußen harrte ſeiner die verſammelte Menge ſchweigend. Bei ſeinem Anblick aber brach ſie in lautes Schluchzen aus. „Gott ſtärke mich!" ſprach er, als er die Menſchen alle ſo weinen ſah. Dann bat er den Oberzuchtmeiſter, welcher neben ihm ſaß, er möchte, wenn er etwas Schwächliches an ihm bemerkte, ſeinen Namen ihm zurufen. Der Zug ging langſam weiter zu dem kaum 800 Schritte entlegenen Richtplatze, begleitet und eingeſchloſſen von einer ſtarken militäriſchen Bedeckung zu Pferde. Keine Glocken wurden geläutet. Nur einzelne Stimmen: „Sand! lebe wohl!" unterbrachen die allgemeine Stille. Die Luft war ſehr kalt, es hatte geregnet. Sand war zu ſchwach, um ſich in aufrechtſitzender Stellung zu erhalten; er ſaß halb zurückgelehnt in dem Arm ſeines Begleiters.

Sein Geſicht war leidend mit Sanftmuth, die jedoch nicht vorherrſchend war; die Stirn offen und frei, die Züge intereſſant ohne ſchön zu ſein; aber die Leiden hatten das Jugendliche aus denſelben verwiſcht. Sein Kopf war unbedeckt und das lange Haar hing über die Schultern herab. „So werde ich ihn ewig ſehen,“ erzählt ein Bewohner Mannheims, „wie er den Hügel hinabfuhr und das Auge wie verklärt gen Himmel richtete.“ Der Zug kam vor der Richtſtätte an, die von einem Bataillon Infanterie umſchloſſen war. Als Sand das Blutgerüſt erblickte lächelte er ſanft. Beim Ausſteigen aus der Kaleſche ſagte er: „Bis hierher hat mich Gott geſtärkt.“

Der Oberzuchtmeiſter und die Zuchtmeiſter hoben ihn die Stufen des Schaffots hinan. Obſchon geführt und unterſtützt, hielt er ſich aufrecht und ſagte: „Dieß iſt alſo der Ort, wo ich ſterben werde.“ Noch ehe er zum Richtſtuhl gelangte, blickte er nach Mannheim und auf das verſammelte Volk zurück, das ſich längs dem Wege hingeſtellt hatte; dann in die von der Natur neugeſchaffene Umgegend; es ſchien, als wollte er ſagen: mir waren 14 lange, peinliche Monate dieſer Zauber und dieſe Schöpfung verſchloſſen. Darauf ward ihm, dem Herkommen gemäß, das Urthel nochmals verleſen. Auf die Frage ob er daſſelbe ſtehend vernehmen könne, bejahte er dieß und meinte, die moraliſche Kraft, die er in ſich fühle, werde ſeine phyſiſche überwinden. Er richtete ſich vom Stuhle wieder auf, indem er beide Begleiter bat, nicht fern von ihm auf die Seite zu treten, um ihn zu unterſtützen, im Fall er wanken ſollte.

Er wankte nicht. Nach geendigter richterlicher Verhandlung ließ er ſich wieder nieder und ſprach

mit lauter Stimme: „Ich ſterbe im Vertrauen auf Gott! — „„Sand, was haben ſie verſprochen?““ — unterbrach man ihn, (nämlich nicht zu reden.) Er ſchwieg, hob dann die Rechte feierlich wie zum Schwur in die Höhe und fuhr leiſe fort; „Ich nehme Gott zum Zeugen, daß ich für Deutſchlands Freiheit ſterbe *).“ Bei dieſen Worten warf er mit derſelben Hand (die linke war gelähmt) das feſtgeballte Taſchentuch mit einiger Heftigkeit auf die Erde. Was er nun noch ſprach, bezog ſich auf die nächſten Augenblicke; ſo wünſchte er nicht zu feſt gebunden zu werden, weil ihm die Wunde ſchmerzte und die Binde vor den Augen ſo zu ſchieben, daß ihm das Licht nicht ganz entzogen werde. Er ſagte dieß zum Scharfrichter und reichte ihm freundlich die Hand. Die Hände band man ihm auf den Schooß, weil ſie ihm auf der Bruſt, wohin ſie anfangs gebunden waren, das Athmen erſchwerten. Auch wünſchte er, ſein Haar nicht zu verlieren, worauf der Nachrichter herbeitrat und ihm ſagte, es ſei für ſeine Mutter beſtimmt. Sand nickte Beifall. Man ſchnitt ihm demnach nur wenige Haare ab, und band die übrigen in die Höhe.

Feierlicher Ernſt und tiefes Schweigen umgaben das Gerüſt, und wo die Stille der verſammelten Menge unterbrochen wurde, da war es, bei Volk und Soldaten, ein Ausbruch lauten Weinens und Schluchzens.

---

*) nach Andern: „Das weißt du, o Gott!“ oder: „ich ſterbe für die Freiheit!“ noch andre: „ich habe geſchworen, meinem Vaterlande treu zu ſein; ich hab es gehalten bis zum Tode.“ —

Das Haupt fiel — aber erſt bei dem zweiten Streiche *).

Nun drängten ſich die Umſtehenden an das Schaffot, das Blut ward mit Tüchern aufgewiſcht, der Richtſtuhl — durch einen Knaben vom Schaffot geworfen — zerſchlagen und in kleinern Stücken vertheilt, und wer davon nichts habhaft werden konnte, ſchnitt wenigſtens von den Pfoſten des Blutgerüſtes blutige Splitter ab.

Kopf und Körper wurden in einem, mit ſchwarzem Tuch behangenen, Sarge unter militäriſcher Bedeckung nach dem vorigen Orte zurück und von dort Nachts um 11 Uhr, ohne vorher ſecirt zu ſein, auf den benachbarten Kirchhof gebracht. Auf dieſem lutheriſchen Gottesacker, wo auch der Gegenſtand ſeiner blutigen That modert, ward der Gerichtete in denſelben Kleidern, unter Begleitung mehrerer Perſonen, nach den gewöhnlichen Gebeten eingeſenkt. Das Grab aber ward ſofort mit den ausgehobenen Raſen wieder überdeckt und eben gemacht; und bis zur völligen Verweſung des Leichnams ſoll eine Wache in der Nähe ſtehen.

In der Nacht vom 23. auf den 24. Mai will man bei dem Grabe einen Geſang gehört haben, mit Begleitung von Hörnern und Klarinetten. Als man ſich näherte, heißt es, fuhren mehrere Wagen gen Heidelberg. Doch ward vom 8. Juni aus Mannheim geſchrieben, daß man nichts näheres darüber erfahren hat.

---

*) Beim erſten blieb es an einigen Fleiſchtheilen des Vorderhalſes haften; kein Zweifel alſo, daß dieſer ſchon tödtlich war.

K. B. Hof- u. Staats-
Bibliothek
MÜNCHEN.

Soviel iſt aber gewiß, daß die hieſigen Einwohner noch immer häufig hingehen nach der Richtſtätte, und nicht ſelten ſind Morgens Blumen und Trauerweiden darauf geſtreut. Auch iſt ſie mit ewigem Klee und Vergißmeinnicht eingeſäet, und die Wieſe, worauf die Hinrichtung geſchehen, nennt das Volk: „Sands Himmelfahrtswieſel —“

K. B. Hof- u. Staats-Bibliothek MÜNCHEN.

Digitized by Google